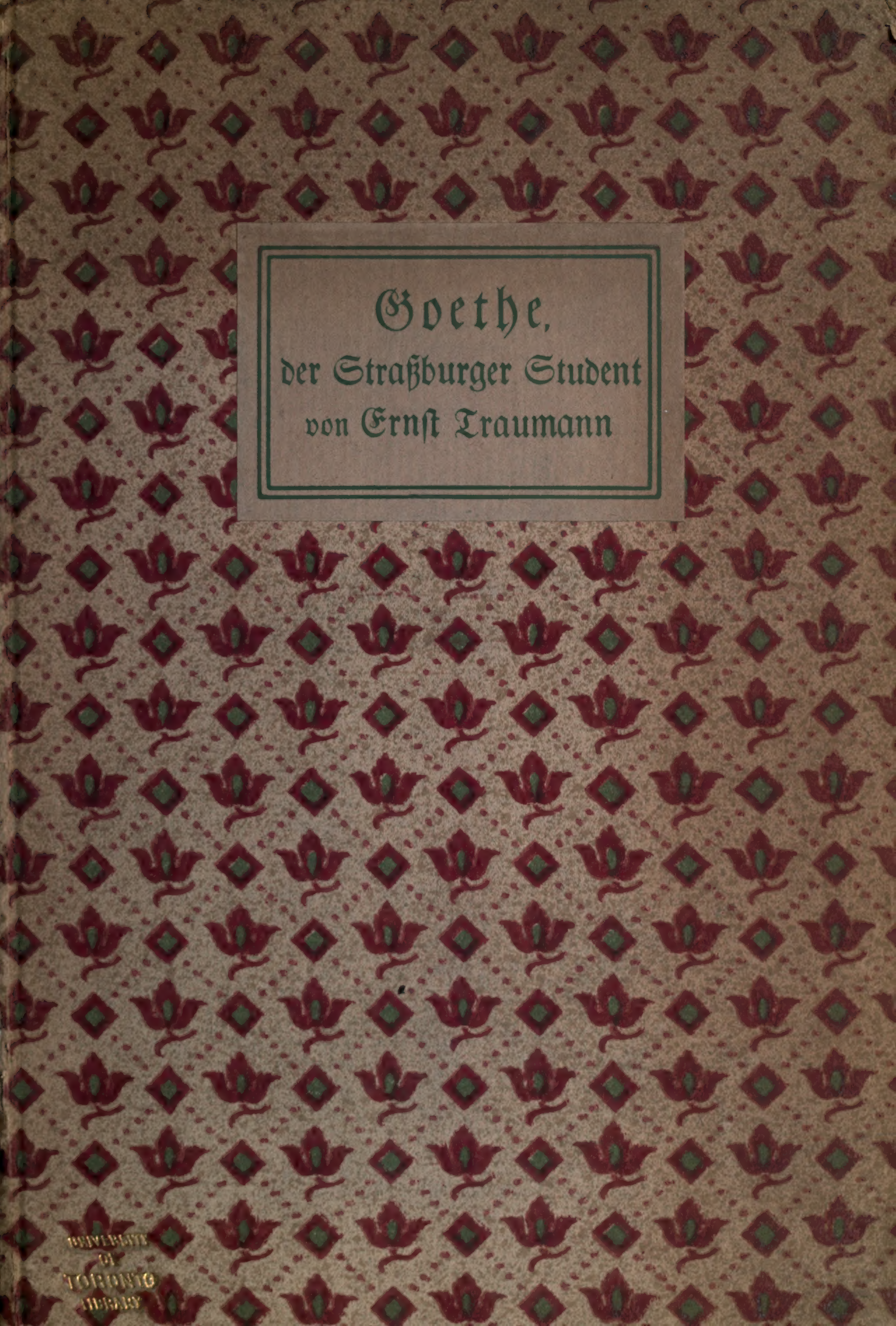

Goethe,
der Straßburger Student
von Ernst Traumann



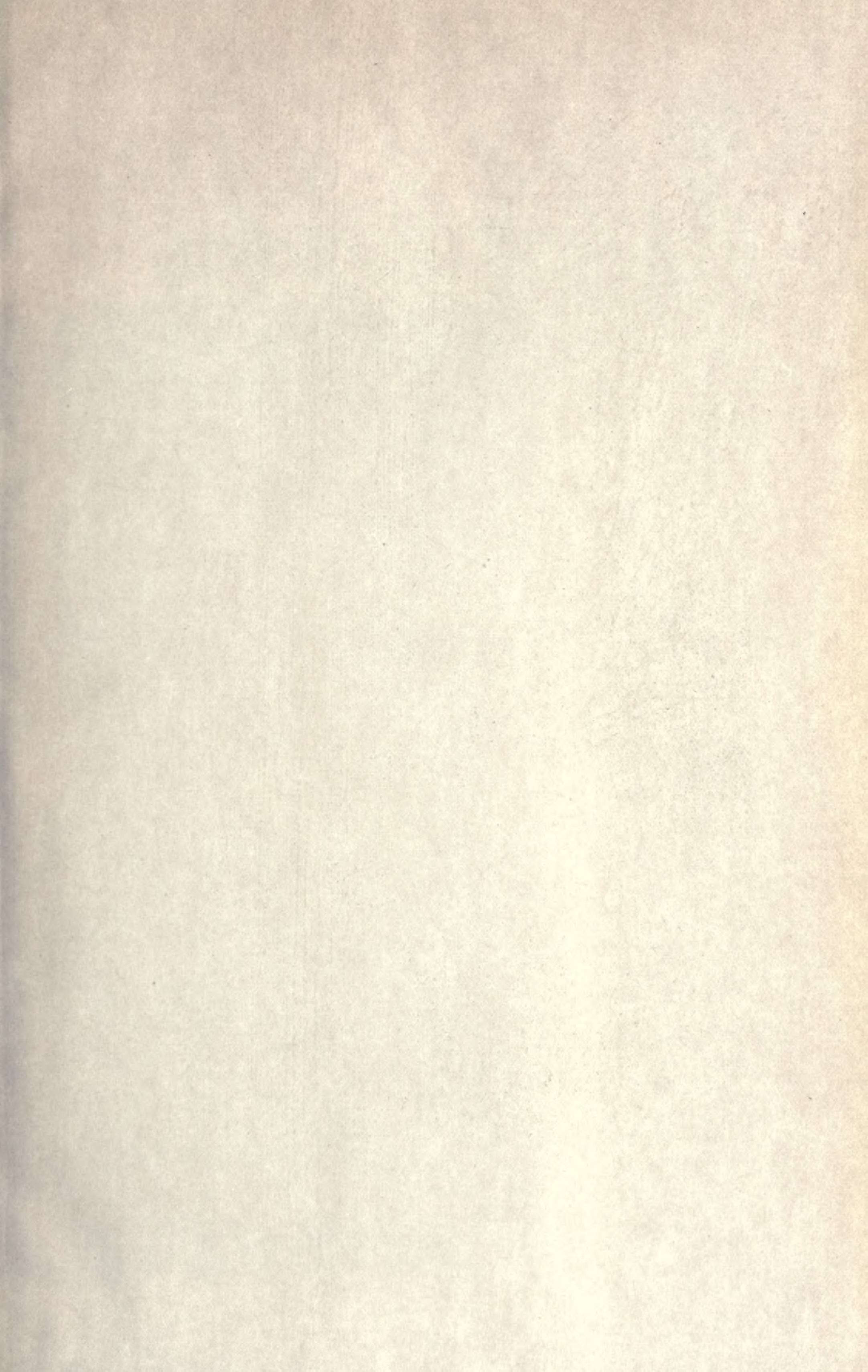


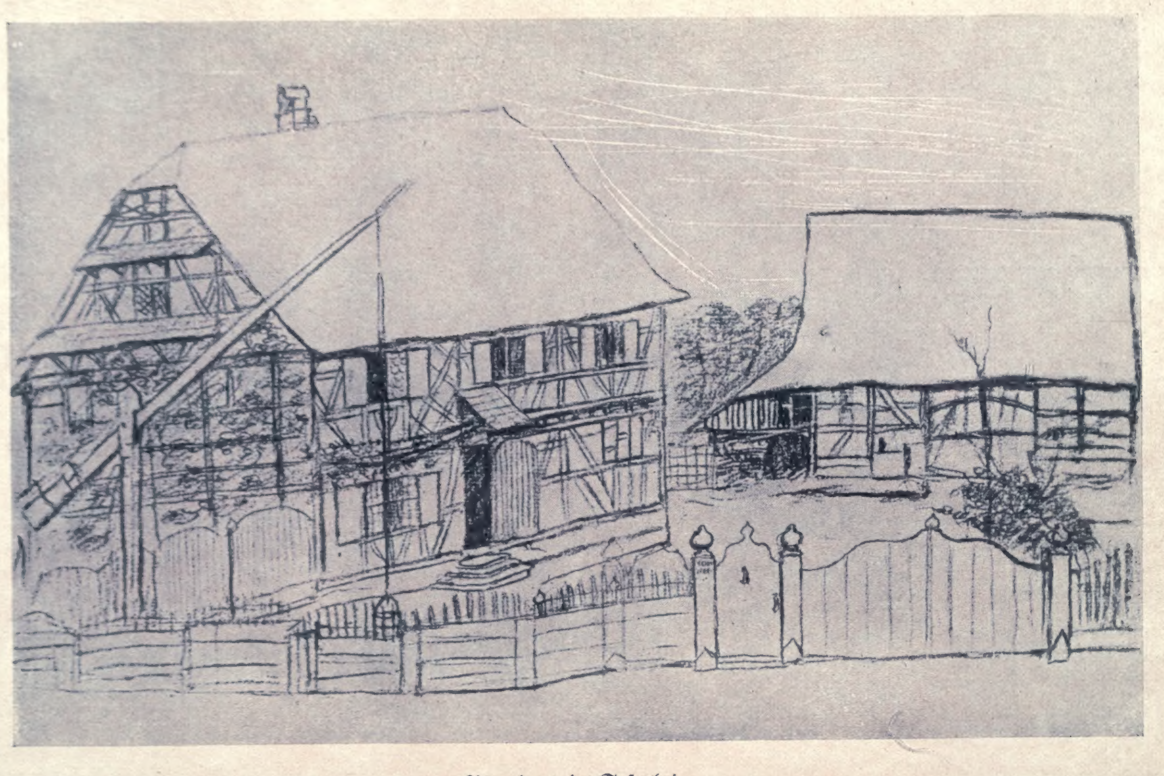
Ernst Traumann:

Goethe, der Straßburger Student









Pfarrhaus in Sesenheim
Handzeichnung von Goethe

Goethe,
der Straßburger Student

von

Ernst Traumann

„So waren wir denn an der Grenze von Frankreich
alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig."
Dichtung und Wahrheit, 11. Buch.



Verlag von Klinkhardt & Biermann
Leipzig 1910.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Theobald Ziegler, Professor in Straßburg
In aufrichtiger Verehrung und Freundschaft



Vorwort

Das vorliegende Buch, das auf eine Anregung der Verlagshandlung hin entstanden ist, soll deren Wunsch gemäß ein Seitenstück zu Julius Vogels „Goethes Leipziger Studentenjahre“ (Klinkhardt & Biermann, Leipzig, 3. Auflage 1909) bilden. Wenn sein Umfang ein größerer ist als der des Vogelschen Werkes, so erklärt sich dieser Umstand ohne weiteres aus der Tatsache, daß der Aufenthalt Goethes zu Straßburg, trotzdem er die Hälfte kürzer war als der in der Pleißestadt, an Bedeutung die Leipziger Jahre bei weitem übertrifft. So viel reicher waren dort seine Erlebnisse, so viel tiefer die Anregungen, die er empfing, so gewaltig der Aufschluß seines ganzen Wesens, daß wir jetzt erst die Entfaltung seines Genius und seiner ureigensten Persönlichkeit deutlich gewahren können. Neben der Schilderung des Milieus, der äußeren Umgebung, mußte daher das größte Gewicht auf die innere Entwicklung gelegt werden, die Goethe in der Straßburger Periode durchlief. Unerläßlich erschien es dem Verfasser, außer den sichtbaren und unmittelbaren Einflüssen, die der Dichter in der französischen Grenzstadt erfuhr, auch die Imponderabilien anzudeuten, die in der Geschichte der Örtlichkeit lagen, in die Goethe im Frühjahr 1770 eintrat. Die geistige Atmosphäre und zeitliche Perspektive darzustellen, die der junge Student vorfand, dient der kurze Abschnitt über Straßburgs Vergangenheit, der ganz und gar auf Ottokar Lorenz' und Wilhelm Scherers vortrefflicher „Geschichte des Elsasses“ (Berlin, Weidmann, 3. Auflage 1886) beruht, während für das kleine Kulturbild über die Universität und Stadt Straßburg hauptsächlich das fleißige Buch Hermann Ludwigs „Straßburg vor hundert Jahren“ (Stuttgart, Frommann 1888) benützt worden ist. Ungemein gefördert sah sich der Verfasser durch die musterhaft genauen und gehaltvollen Noten G. von Loepers zu „Dichtung und Wahrheit“ (Berlin, Hempel, Band 21—23), dessen Resultate nur selten berichtigt werden mußten. Max Morris' neue sorgfältige Ausgabe „Der junge Goethe“ (Inselverlag, Leipzig 1909 u. 1910) kam ihm sehr gelegen, und auch Richard Weißenfels' „Goethe im Sturm und Drang“ (Halle, Niemeyer 1894) ersparte ihm manche Vorarbeit, wenn er auch der Ansicht ist, daß das den Seelenregungen des Dichters scharfsinnig und feinfühlig nachspürende Werk das innere Leben des Genius allzu schematisch

auf bestimmte Formeln gebracht hat. Überall wird der Einsichtige bemerken, daß das hiermit dargebotene Buch trotz seines populären Zweckes auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist und daß es die überlieferten Quellen und Hilfsmittel in kritischer Weise verwertet, wenn es auch — entsprechend dem Rahmen und der Aufgabe, die ihm vorgeschrieben waren — auf Streitfragen, wie z. B. die Zugehörigkeit der Sesenheimer Lieder an Goethe oder Lenz, nicht eingehen durfte. Der für diese Kontroverse tiefer Interessierte wird sich mit Hilfe der umfangreichen Literatur, die von Gruppe und Weinhold bis Rosanow reicht, insbesondere an der Hand der neueren Arbeiten von Bielschowsky, Edward Schröder und Erich Schmidt, leicht ein begründetes Urteil über den Stand der schwierigen Angelegenheit bilden können. Für die liebenswürdige Unterstützung bei Beschaffung des illustrativen Materials sage ich Herrn Universitätsbibliothekar Prof. Dr. Marckwald sowie Herrn Jung, Konservator der Städtischen Kupferstichsammlung zu Straßburg, auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank.

Eine herzliche Freude ist es mir, meine Arbeit Herrn Professor Theobald Ziegler zueignen zu dürfen. Es geschieht nicht bloß als Zeichen inniger Verehrung und einer Freundschaft, die zwar an Jahren jung, aber durch gemeinsame Anschauungen und Bestrebungen schon seit geraumer Zeit angebahnt ist, sondern auch — was ja die Widmung nach außen hin erst rechtfertigt — aus sachlichen Motiven: im Hinblick auf die langjährige ersprießliche Wirksamkeit des schaffensfrohen Mannes in Straßburg und seine Bemühungen um die Erkenntnis Goethes. Es liegt in der Richtung des Geistes unseres größten Dichters, wenn man sich, wie Theobald Ziegler es stets getan hat, zur „klaren Partei" hält, und wenn man, wie er — nach der schwäbischen Devise „furchtlos und treu" — seine theoretischen Überzeugungen auch betätigt. Gerade der junge Akademiker, an den sich unser Buch — schon dem Wortlaut seines Themas gemäß — vor allen andern wendet, mag sich an diesem männlichen Beispiel stärken und zu jenem schlichten, hellen, wahren und echten Deutschtum heranbilden, das auch Goethe, der Straßburger Student, an Frankreichs Grenze so freudig bekannt hat.

Heidelberg, September 1910.

Dr. Ernst Traumann.



I

Goethes Aufenthalt im Elternhause (September 1768 bis März 1770)

Am 28. August, seinem neunzehnten Geburtstage, hatte Goethe Leipzig verlassen und war nach fünftägiger Reise am 1. September in Frankfurt eingetroffen. Gleichsam als ein Schiffbrüchiger, wie er in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, kehrte er ins Vaterhaus zurück. Mit krankem Körper und niedergeschlagener Seele; denn alle Aussichten und Hoffnungen, womit er sein akademisches Studium begonnen, waren unerfüllt geblieben. Die drei Jahre seines Leipziger Aufenthaltes hatten für seine juristische Laufbahn kein sichtbares Ergebnis gezeitigt. So war es dem ungeduldigen Vater nicht allzusehr zu verargen, wenn er seiner Enttäuschung verdrießlichen Ausdruck gab. Doch kam man angesichts des verstörten und gereizten Patienten stillschweigend überein, ihm vor allen Dingen Ruhe angedeihen zu lassen. Im Hause sah es nicht fröhlich aus. Der pedantische Vater hatte während der langen Abwesenheit des Sohnes seine erzieherische Tätigkeit ganz und gar der Tochter zugewendet und das junge, nach Leben und Menschen dürstende Wesen völlig an das einsame Haus gebannt. Das ohnedies schon so seltsame, zwischen den äußersten Gegensätzen hin und her schwankende Gemüt Korneliens war dadurch so verbittert, ja verhärtet worden, daß ihr eisiges Benehmen gegen den Vater dem heimgekehrten Bruder geradezu fürchterlich erschien. Zu alledem hatte eine aussichtslose Neigung ihr Herz erschüttert. Nun wandte sie ihre volle, in sich zurückgedrängte Liebe, deren sie im höchsten Maße bedürftig und fähig war, Wolfgang zu und warf sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Seele auf die Sorge für seine Pflege und Zerstreuung. Die schwerste Aufgabe hatte die Mutter. Wie schon so manchesmal, mußte sie auch jetzt ausgleichen und vertuschen, und sie war es vornehmlich, die heftige Ausbrüche des strengen Gatten, der auf eine Beschleunigung der Kur drängte, zu verhüten wußte. Ihre lebhafte und heitere Natur verlangte nach Betätigung, ihr tiefes Gemüt nach Nahrung. Über die Öde dieser unerquicklichen Tage und die Not ihrer unbefriedigten Bedürfnisse half ihr am besten ihr unerschütter-

licher Glaube und die innige Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freundinnen hinweg. Unter ihnen stand die fromme Susanne von Klettenberg, das Urbild der „schönen Seele" in Wilhelm Meisters Lehrjahren, eine Verwandte des Textorschen Hauses obenan. Sie war der Mittelpunkt des Kreises von Christen



Kornelie Goethe
Handzeichnung Goethes

höherer Stände, die sich der Brüdergemeinde zuneigten, ohne sich indes als Herrnhuter zu bezeichnen. Von Jugend auf kränklich, hatte sie sich mit diesem Schicksal abgefunden und verwandte ihr ganzes Sinnen und Denken auf ihr Inneres und die sittlichen Erfahrungen, die sie an sich selber beobachtete. Diese zarte Persönlichkeit, deren ausgeglichenes, von den Extremen des Verstandes- wie Gemütschristentums gleich entferntes Wesen sich auch in einem herzlichen, natürlich vornehmen Betragen und in der Nettigkeit ihre Erscheinung ausdrückte, war für Goethes Seelenzustand von der wohltätigsten Wirkung. Sie kamen sich beide in dem, was ihnen am meisten not tat, auf ihren so verschiedenen Pfaden entgegen. „Nun fand sie an mir," so schreibt Goethe in dem kurzen Abschnitt seiner Biographie, der diesem anderthalbjährigen Aufenthalt im Elternhause gilt, „was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs

demütigend für sie; denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Überzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen."

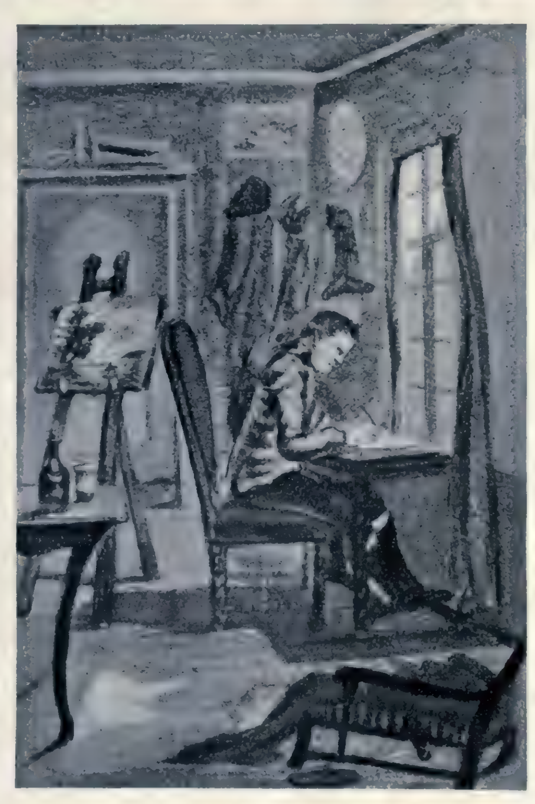
Welche Wandlungen hatte nicht schon das Verhältnis des Jünglings zu seinem Gotte erfahren! Der Knabe suchte sich dem Herrn des Himmels und der Erde unmittelbar zu nähern, indem er ihm, kindliche Schauer treu in der Brust, auf dem kleinen, selbst errichteten Altar ein Rauchopfer darbrachte. Es war schon der große Gott der Natur, dem seine ungeklärte, ahnungsvolle Anbetung galt. Mit Inbrunst hatte er sich dann, von der im Pietismus aufgewachsenen, aber zu völlig selbständiger Religiösität durchgedrungenen Mutter angeleitet, in die Heilige Schrift, zumal in die Bücher des Alten Testamentes versenkt. Das Erdbeben zu Lissabon erschütterte zum erstenmal seinen Glauben an die Allgüte des Weltenlenkers, aber im Behagen der Jugend war er, auch den Anfechtungen bejahrter Zweifler gegenüber, stets zu einer Art Optimismus geneigt. Wenn er jedoch in der freien Welt, in den Wäldern der Frankfurter Umgebung sich verlor und sich mit dem ihn umwebenden Geiste des Universums allein fühlte und einig wußte, da gestand er: „Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt." Immerhin blieb ihm die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war er seine sittliche Bildung schuldig. Selbst in Leipzig, wo er sich nicht zu den in den geheimnisvollen Dunkelheiten der Schrift schwelgenden Gläubigen, sondern zur „klaren Partei" schlug, wollte er mit dem prophetischen Gehalt der Bibel auch den poetischen festgehalten wissen. Und dieses Gemüts- und Phantasiebedürfnis, dieser Hunger nach geistig-sinnlicher Nahrung machte ihm auch den Kultus der katholischen Kirche anziehend und schmackhaft. Der protestantische Gottesdienst hatte für ihn, der nur aus dem Großen, Ganzen und Vollen schöpfen konnte, zu wenig Fülle und Konsequenz. Er verlangte nach dem Höchsten der Religion, nach Symbolen göttlicher Gunst und Gnade, die alle bedeutungsvollen Momente des Erdenlebens an den Himmel knüpfen und dem Menschen die Gewißheit bringen, daß die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche

untrennbar verbuuden sind. Diesen Zusammenhang zersplitterte ihm der Protestantismus und zog die Zweifelsucht in dem gequälten Gemüte groß, so daß es sich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Im heiteren Weltleben der akademischen Jahre verflüchtigte sich diese Gewissensangst. Aber als die gefährliche Krankheit den Jüngling aufs Lager warf und ihm der bibelgläubige Freund Langer in treuer Pflege wieder das Evangelium näher brachte, fiel es dem Duldenden, ja schwächlich Fühlenden nicht schwer, das, was er zeither menschlicherweise geschätzt hatte, nunmehr für göttlich zu erklären. So kam er als wohl vorbereiteter Proselyt von Leipzig zurück und trat als heilsbedürftiger Adept in die gottselige Sphäre der mütterlichen Freundin ein.

Goethes religiöse Entwicklung ist für die Beurteilung seiner zweiten Frankfurter Periode — und noch eine Spanne darüber hinaus — von zentraler Bedeutung. Sein ganzes Geistesleben gravitiert nach diesem Mittelpunkt, wie auch die großen Schöpfungen, die sich in dem jungen Dichter vorzubereiten beginnen, hier ihre Nahrung und tiefere Erklärung finden. Es ist in seinem vielgestaltigen wandlungsreichen Leben die Zeit der gebundensten Gläubigkeit, für den nimmersatten, nach allen Sternen schweifenden Geist der Stand der größten Himmelsnähe. Er erstrebt hier, in der Bedürftigkeit seines geschwächten Körpers, eine wahrhafte Vereinigung mit Gott. Es ist die mystische Glaubensrichtung, die ihn beseelt und beherrscht, wie er auch in dem biographischen Schema, das jene Jahre umfaßt, „Mystik" als das dominierende Wort verzeichnet hat. Durch die Vermittlung des Fräulein von Klettenberg und des ihrem Hause befreundeten Herrn von Moser, dem Philo der „Bekenntnisse", näherte sich der junge Goethe mehr und mehr den Herrnhutern. Er empfand hier, wie er später im 15. Buch seiner Autobiographie erklärt hat, den großen Reiz einer positiven, noch im Werden begriffenen Religion. Die Brüdergemeinde hatte für ihn etwas Magisches, weil sie den ersten, frischen und unmittelbar geistigen Zustand des Christentums, die Zeit der Apostel fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Mit dem Legationsrat Moritz besuchte er im Sommer 1769 die Synode zu Marienborn, und die trefflichen Männer, die er hier kennen lernte, gewannen seine ganze Verehrung. Es wäre, wie er schreibt, nur auf sie angekommen, ihn zu dem Ihrigen zu machen. Aber die Brüder, so wenig als Susanna von Klettenberg konnten ihn nicht für einen Christen gelten lassen. Ihn trennte von den Herrnhutern, welche die vom Sündenfall durchaus verderbte Natur des Menschen nur von der Gnade erlöst wissen wollten, die Überzeugung, daß sie trotz ihrer erblichen Mängel einen Keim enthalte, der zwar von Gott belebt werden müsse, aber aus eigener Kraft zu einem Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Es war sein unerschütterlicher Glaube an den unverwüstlich

guten Kern der menschlichen Seele, der sich den Verfechtern des radikalen Bösen entgegenstemmte und die Energie seiner tätigen Natur, die ihn von den bloß leidenden und alles von höherer Einwirkung erwartenden Frommen schied, jener tiefe, sein ganzes Leben beherrschende Optimismus, der im zweiten Faust seine endgültige Formel gefunden hat: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Auf diesem religiösen Untergrunde baute sich Goethes Leben im Vaterhause auf, von dieser Stimmung sind nahezu alle seine damaligen Betätigungen beeinflußt und durchdrungen. Es war eine Zeit innerlichster Sammlung, die der Kranke, meist an seine Mansardstube gefesselt, in liebevoller Umgebung verbrachte. Am 7. Dezember 1768 trat eine kritische Wendung ein. Zwei Tage schwebte er in der größten Gefahr und stand dicht „vor der großen Meerenge, wo alles durch muß". In ihrer Seelenangst beschwor die Mutter den Hausarzt, Dr. Metz, der auch zu den abgesonderten Frommen gehörte, mit seinem Geheimmittel herauszurücken, das er nur im äußersten Falle anwenden wollte. Die Medizin — eine Art von Glaubersalz — half, und nicht weniger als seine Gesundheit wurde Goethes Glauben an den Arzt und die Bemühung gestärkt, sich selber durch geeignete Studien die Empfänglichkeit für eine derartige Kur zu erwerben; bestand doch für ihn damals kein Zweifel, daß das Heil des Körpers auf das Innigste mit dem Heil der Seele verwandt sei.



Goethe in seinem Frankfurter Mansardenzimmer
Handzeichnung Goethes

In der müden Beschaulichkeit der Rekonvaleszenz lenkte er meist seinen Blick rückwärts in die nächste Vergangenheit, nach Leipzig. Es ist ihm ein tiefes Bedürfnis und erleichtert sein volles Herz, mit den dortigen Freunden in Verbindung zu bleiben und ihnen zu bekennen, wie ihm zumute ist. Seine Briefe

an Oeser und dessen Tochter Friederike sowie an Käthchen Schönkopf und deren Familie gewähren einen höchst lebendigen Einblick in seinen Seelenzustand. Mit dem Gefühl der Sehnsucht schaut er nach Sachsen und vergegenwärtigt sich in sentimentaler Verklärung die dort genossenen Jahre. Frankfurt erscheint ihm nun im Vergleich mit der Pleißestadt „zu sehr als Antithese", um Annehmlichkeiten zu haben, und in sarkastischen Anwandlungen beleuchtet er die philiströse, sittenrichterliche Umwelt, in der er sich befindet. Seine Stimmung wechselt mit seinem körperlichen Zustand und schlägt oft von mutwilliger Ausgelassenheit in düstere Melancholie um. „So launisch, wie ein Kind, das zahnt", meint er von sich in einer langen poetischen Epistel an Friederike Oeser. Aber in diesen energischen, temperamentvollen Äußerungen kündigt sich immer wieder die ungebrochene Lebenskraft des Jünglings an. Noch ist seine Neigung für Käthchen nicht erloschen. Wie schwer ihm der Abschied von ihr geworden, gesteht er jetzt: „In der Nachbarschafft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen, und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen." Das erinnert an seine spätere Liebe zu Lili und ihren Ausklang, als er, auch auf der Straße stehend, nochmals hinter erleuchteten Gardinen ihre Gestalt entschweben sieht. Mit bitterem Schmerz malt er sich aus, was Leipzig und die Geliebte ihm hätten sein können und er vergleicht sie, in der Selbstzerfleischung des unglücklichen Tellheim, mit Lessings liebenswürdiger und doch so grausamer Minna. Als er von ihrer Verlobung mit Dr. Kanne vernimmt, beherrscht er sich zuerst mühsam und, sich selbst ironisierend, kommt er sich dem neuen Liebhaber gegenüber wie ein Hecht vor, den man eingesalzen und mit anderen zurückgesetzten Freunden auf dem Lager hält. In einem späteren Briefe aber bricht ungehemmt seine wahre Empfindung durch, nachdem er im Traume die Geliebte als junge Frau erblickt hatte. Es sind die gleichen Empfindungen, die er einige Jahre darauf dem Kestnerschen Ehepaare bekennen muß. Ein ganz anderer Ton herrscht in den Briefen an die beiden Oeser; denn hier werden seine Äußerungen von einem durchaus anderen Thema bestimmt. Stand dort sein Gemütsleben im Vordergrunde, so berichtet er dem Leipziger Künstler und dessen ästhetisch interessierter Tochter über die Angelegenheiten seines Geistes. Dankbaren Herzens gesteht er dem verehrten Meister, welche Förderung er durch ihn erfahren. „Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritickers." Seinem nach wahren Gefühlen dürstenden Herzen hatten die akademischen Lehrer nichts zu geben vermocht, seinem nach lebendiger Weisheit hungernden Verstande reichten sie Steine statt Brot.

In dumpfer Befangenheit rang der junge, seiner eigensten Bestimmung noch unbewußte Dichter nach dem festen Punkte, von dem aus er die Welt, seine Welt bewegen konnte: er suchte ein Gesetz des Schönen. In Oesers Lehren glaubte er es gefunden zu haben. Es ist ihm klar geworden, „daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefdenckende spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmacke sehr heterogen sind." Diesen „guten Geschmack" hatte der junge Student, von Oeser angeleitet, in dem Wahren und Natürlichen gesehen, ihn fand er in Shakespeares und Wielands Dichtungen verkörpert. In dem langen, für die Richtung und den Stand seiner geistigen Entwicklung hochbedeutsamen Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 legt er sein literarisches Glaubensbekenntnis ab. Er durchschaut und verschmäht das hohle, aufgedonnerte und unwahre Bardentum, die forcierten Gemälde der Modedichter, die die Natur nicht gesehen haben. Er ruft sehnsuchtsvoll: „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben." Noch schwankt er in seinem Inneren zwischen Gegensätzen, noch sucht er das Maß; aber er liebt schon das Gewaltige, wie ja Shakespeare bereits sein Herz besitzt. „Grazie und das hohe Pathos sind heterogen", beide erscheinen ihm in der „edlen Kunst" unvereinbar zu sein. So lobt er immer wieder die Schöpfungen Wielands, aber seine Bewunderung neigt sich bereits dem Ossian und Gerstenbergs Ugolino, der ersten Sturm- und Drangdichtung, zu. Schüchtern wagt er an Lessings Grundsätzen zu zweifeln, an seiner Regulierung der Grenzen zwischen Malerei und Poesie, und er möchte das Gebiet der Dichtung gegenüber ihrem „erfahrenen Sachwalter" eingeschränkt wissen auf das Reich des Anmutigen und Gefälligen. Und doch: „Was ist die Schönheit?" so fragt er, mitten hineingestellt in den Zwiestreit der Kontraste. Ist sie Tag oder ist sie Nacht? Ist sie das Licht, aus der die Wahrheit quillt, oder das Dunkel der Unwahrheit? Und seine Antwort lautet: „Dämmerung. Eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen." Man sieht ihn ringen und schwanken wie den griechischen Arbeitshelden. Diese Gedanken über die Theorie der Schönheit lassen ihn nicht los. Sie sind seine „Lieblingsmaterie". Sein Herz ist übervoll davon und seine „gegenwärtige Lebensart" ist ganz dieser „Philosophie" gewidmet. „Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Tinte, und zwei Bücher, mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntnis der Wahrheit oft so weit, und weiter, als andere mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es ist doch

nichts wahr, als was einfältig ist." Schon hört man Gedanken, schon brechen Gefühle aus, die an den Eingang des „Faust" gemahnen, wo der in sein dumpfes Mauerloch eingepferchte Magus, der Bücherweisheit übersatt, sich nach der Natur und ihren lebendigen Quellen sehnt.

Von diesem Drange verraten uns die Dichtungen jener Zeit, soweit sie nach einem großen Hauptautodafé, das er wiederum über seine Arbeiten verhängte, übriggeblieben sind, fast nichts. Die „Neuen Lieder" (in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf) bewegen sich fast durchweg in den Bahnen der Anakreontik. Fern von dem gefährlichen Boden seiner ersten Liebesabenteuer, nur in ihren Erinnerungen schwelgend, spielt er in zierlichen, tändelnden Versen mit seinen Gefühlen. Keine echte Leidenschaft glüht darin. Sie sind nicht mit dem Herzen erlebt, sondern nur mit dem Verstande erdacht. Eine leise Frivolität, die den Kenner des weiblichen Geschlechts verraten soll, oder eine etwas künstlich angefachte Sinnlichkeit durchströmt sie. Fast alle sind erotischen Inhalts. Man könnte über die Frühreife und den Mangel ethischer Kraft, ja jeden Glaubens an Tugend und Beständigkeit, den sie verkünden, wahrhaft erschrecken, wenn man sich nicht immer wieder vorhalten müßte, daß dieser Dichterjüngling nur ein unbeschäftigtes Herz, eine müßige Phantasie und müde Sinne in Bewegung setzte. Der Genuß, den sie predigen, ist nur ein erträumter. So kundig sich der Musensohn gebärdet, so leicht und flott er seine schlüpfrige Weisheit von sich gibt, sie sind weit mehr von der Sehnsucht, als von der Erfahrung eingegeben. Diese erstaunlich gewandten Verse des Zwanzigjährigen, die nicht nur in der Form einen so großen Fortschritt gegenüber dem faden Reimgeklingel der zeitgenössischen Lyriker bedeuten, gebärden sich zu lehrhaft und gelassen, als daß man an ein verderbtes Gemüt glauben könnte. So greisenhaft klug sie scheinen, so jugendlich naiv sind sie im Grunde in ihrer kühlen Reflexion, in ihrer doktrinären Behandlung der gewagten Thema. Wie wenig ernst es dem Dichter um seine Gegenstände ist, wie ironisch er darüber steht, verrät uns die „Zueignung":

> Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
> Die Lieder, ohne Kunst und Müh
> Am Rand des Bachs entsprungen.
> Verliebt, und jung, und voll Gefühl
> Trieb ich der Jugend altes Spiel,
> Und hab sie so gesungen.

Er hat sie „zum Gebrauche" verliebter Jünglinge geschrieben, indes ihm selbst, dem von ferne Zublinzenden, „diätetische Ruhe" geboten ist.

> Halb scheel, halb weise sieht sein Blick,
> Ein bißchen naß auf ener Glück,
> Und jammert in Sentenzen.

Und das Bezeichnendste davon ist sein Schluß, die Form, in die er seine Moral kleidet. Als armes Füchslein (wie er sich in den Briefen dieser Periode gerne nennt) warnt er — entgegen der Fabel — die noch Unversehrten vor der Falle, anstatt ihnen sein eigenes Schicksal zu gönnen. Dieses „treue Füchslein", das die Figur der Tierfabel, den geriebenen Roué und Bösewicht durch einen inneren Widerspruch aufhebt, zeigt die ganze Harmlosigkeit und Herzenseinfalt des anscheinend so gewitzigten Lebemannes. Man betrachte diese überklugen „Neuen Gedichte" nur auf ihren bloßen Titel hin und man wird in ihrer Formulierung sofort das Ungefährliche und Unverfängliche dessen, was sie anzeigen, gewahr. Das „Neujahrslied", der „Wahre Genuß", die „Nacht", der „Schmetterling", das „Glück", „Wunsch eines jungen Mädchens", „Hochzeitlied", Kinderverstand", „Die Freuden", „Amors Grab", „Liebe und Tugend", „Unbeständigkeit", „An die Unschuld", „Der Misanthrop", „Die Reliquie", „Die Liebe wider Willen", „Das Glück der Liebe", „An den Mond" — alle diese Ankündigungen sind so kontemplativ, wie der Inhalt, den sie decken sollen. Beschaulichkeit, das ist ihr Charakter. Bei kaltem Verstande und ruhigem Herzen schweift eine üppige Phantasie über die geheimnisvollen Gefilde des Liebeslebens. Das Verhältnis der Geschlechter ist zumeist der Gegenstand des Dichters, der die Früchte seiner erregten Einbildungskraft darbietet, als ob sie vom Baume des Lebens gebrochen seien, Lehren eines Jünglings, der eine Welt antezipiert, von der er nur ein winzig Stücklein gesehen und genossen hat. Oft muten diese laszien Vorwürfe an, wie die ersten poetischen Ergüsse eines jungen Schwärmers, der gerade in das Alter der Pubertät eingetreten ist und seine unreifen Gefühle mit dem dürftigen Mäntelchen erborgter Lebensweisheit verhüllt, seine Triebe in Erinnerungen verkleidet und seine geheimen Wünsche verwandelt in Erfüllungen. Er wähnt sich gesättigt und ist doch nur berauscht. So belehrt er in dem Gedicht „Der wahre Genuß" die wollüstigen Fürsten, ja die ganze Menschheit über das richtige Maß, über das schöne Verhältnis von Sinnenlust und echter Liebe, das er selbst doch nur ersehnt und erst finden möchte. „Ich, der ich diese Kunst verstehe" — prahlt er von einem scheinbar erreichten Ideale, das ihm doch nur in der Ferne vorschwebt und das er anderen als Muster empfiehlt. So ist die „Hochzeitnacht", die sich als ein Erlebnis gebärdet, nur ein Bild seiner sinnlichen Träume. So nimmt er im „Glück", einer Apostrophe „An mein Mädgen", ungenossene Freuden vorweg. Im „Kinderverstand" spricht er altklug, als ob er schon längst zu den Geübten gehöre, vom Unterschied der geschlechtlichen Beziehungen der Stadt- und Landjugend, wie er in „Liebe und Tugend" sich den Anschein eines tiefen Mädchenkenners gibt.

Von verblüffender Reife aber ist die äußere Form dieser Lieder, der elegante Fluß ihrer Reime und die Sicherheit ihrer Sprache. Hier hätte,

wären sie sofort nach ihrer Entstehung veröffentlicht worden, jeder Kenner aufmerken und sich sagen müssen: Das sind neue Töne auf der deutschen Leier! Und schon kündigen sie mehr an, als bloß formalen Gewinn. Neue, kühnere und feiner erschaute Bilder, die sie in sich tragen, deuten auf einen reicheren Geist, auf ein helleres Dichterauge. Wenn er „Die Nacht" besingt:

Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen,
Ihr den süßten Weihrauch auf —

so erinnert nur „Luna" und „Zephir" an die Schäferpoesie einer verklingenden Zeit. Welche Musik, welch ahnungsreicher Zauber aber liegt in den wundervoll gewählten Worten, im gedämpften, leise abgetönten Rhythmus der Verse:

„Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald."

Und welche Naturbeobachtung spiegelt sich bereits in den an Goethes reifste Kunst der Naturmalerei gemahnenden Zeilen:

„Und die Birken streun mit Neigen,
Ihr den süßten Weihrauch auf."

Schon zeigen diese ätherisch hingehauchten Töne nach dem „Erlkönig" und den späteren Mondliedern des Dichters, worin sich ein mit unübertrefflicher Sicherheit angeschautes Naturbild in die elementare Melodie schwingender Gedanken und in die tiefe Symbolik innerer Gesichte umsetzt. Im „Hochzeitlied" wacht der antike Hymenaios in erneuter, geistreich umgewandelter Gestalt wieder auf. Ein Amor zart und fein, wie mit Oeserschen Farben und Linien hingemalt, sitzt entfernt vom Feste im Schlafgemach, den Frieden des Brautbettes behütend:

„Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold . . ."

Und nun entrollt sich in dramatischer Steigerung das Erotikon. Die Sinnlichkeit, die in dem Carmen bebt, ist nur ein Unterton in dem Wortgemälde, der ganz überhört wird vor dem reizenden Idyll, das sich vor unserem Auge abspielt. Schon dringt allenthalben, wenn auch noch nicht mit sieghafter Stärke, die Naturfreude aus den konventionellen und etwas verblaßten Bildern hervor. Die Einfalt, die Oeser gepredigt, setzt sich an die Stelle der „gedrehten Reize" — theoretisch ausgedrückt: der Klassizismus an die Stelle des Rokoko

— das natürliche Gefühl verscheucht die lebenmordende Reflexion, womit eine spielerische Lyrik sich spreizte. Diese Morgenröte einer Kunst, die das unmittelbare Leben in seinem organischen Zusammenhang fühlt und widerstrahlen will, verkündet symbolisch das Liedchen „Die Freuden":

„Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Cameleon;
Bald roth und blau, bald blau und grün.
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und setzt sich auf die stillen Weiden.
Da hab ich ihn!
Und nun betracht ich ihn genau,
Und seh ein traurig dunkles blau.
So geht es dir Zergliedrer deiner Freuden!"

Wie eine Chrysalide in bunten, wechselnden Tönen schwebt das Lebendig-Schöne vor dem echten Dichterauge, nur am farbigen Abglanze besitzt er es; er betrachtet es in seinen Teilen und es ist stumm, häßlich, trübe und tot. Mit Geringschätzung sieht der junge Poet, der innerlich so lebhaft bewegt, in einer so entschiedenen Entwicklung begriffen ist, auf sein bisheriges Treiben, auf die Zersetzung seiner Gedanken, die Zergliederung seiner Gefühle. Nahezu alles, was er in Leipzig verfaßt hatte, verwirft und vernichtet er. Es erschien ihm trocken und kalt und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich.

Auch dramatische Fragmente, die mehr oder weniger weit gediehen waren, hatte er von der Universität nach Hause mitgebracht. Unter ihnen „Die Mitschuldigen", deren Stoff und Typen unverkennbar nach Leipzig deuten, wie sie ja der Dichter auch an zwei Stellen seiner Lebensbeschreibung dieser Periode zuweist. Doch wurde das Stück in Frankfurt umgearbeitet und besonders die Exposition nach dem Muster der „Minna von Barnhelm" verbessert. Das Drama ist recht eigentlich der Niederschlag seiner damaligen Stimmung und auch seiner Weltanschauung, wenn man, wie er selbst, zwischen den Vordergrunds- und Hintergrundsbetrachtungen des Dichters zu unterscheiden weiß. Es ist die Erklärung eines moralischen Bankerotts. Seine Wirkung hat Goethe selbst unübertrefflich dahin bezeichnet, daß das heitere und burleske Wesen des Stückes auf dem düsteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheine, so daß es bei der Vorstellung im ganzen ängstige,

wenn es im einzelnen ergötze. Auch hier liegt wieder einmal eine Beichte, eine Selbstbefreiung des Dichters von unerträglichen Widersprüchen vor, in die ihn der Anblick des Lebens und die Teilnahme an menschlichen Verirrungen verstrickt hatte, von einem physisch-moralischen Konflikte, wovon ihn nur sein poetisches Talent heilen konnte. Er zieht mit kühlem Verstande gewissermaßen den Strich unter seine letzte Vergangenheit und verzeichnet unerschrocken den inneren Zusammenbruch einer verfaulten Gesellschaft, an deren Treiben er sich selber in gewissem Maße „mitschuldig" fühlen konnte. Nur dieser innere Anteil erklärt „die besondere Liebe", womit er „immerfort" an dem Stück besserte, das er in der Tat zu hoher technischer Vollendung brachte. Mit grellem Lichte deckt der zwanzigjährige Poet die seltsamen Irrgänge auf, mit welchen die bürgerliche Sozietät untergraben ist. Während nach außen, an der Oberfläche, der Schein der Sitte und Ordnung herrscht, wühlen im Innern Laster und Verbrechen. Mit gelassenem Zynismus betrachten diese Ehebrecher, Genüßlinge und Diebe ihre Schandtaten und zergliedern ihre eigenen Leidenschaften. In dieser frostigen Analyse, in diesem überlegenen Räsonnement seiner Gestalten spiegelt sich die Seelenverfassung des Dichters wieder. Er spielt, wie in seinen Gedichten, mit einer Welt, die für ihn abgetan, von ihm überwunden ist. Die glatten, virtuosen Alexandriner der „Laune des Verliebten", seines Leipziger Schäferspieles, wie die der „Mitschuldigen", dieses nach-Leipziger Sittenstückes, zeugen noch einmal von den Wunden, die die erste akademische Zeit dem jungen Goethe schlug; aber die leichte Form dieser Konfessionen und die heitere Behandlung, die er seinen Erlebnissen angedeihen läßt, zeigen an, daß jene Wunden sich rasch geschlossen haben und zur Zeit seiner Beichte schon vernarbt sind. Weit tiefere sollte ihm das Schicksal in Bälde schlagen.

Auch in Goethes Frankfurter Leben muß man unterscheiden, was im Vordergrunde und was im Hintergrunde stand, was nur die Oberfläche kräuselte und was sich in der Tiefe bewegte. Das Dichten, das Briefschreiben, das Zeichnen, der Verkehr mit Cornelias Gespielinnen, die ihm zur Freundschaft zu wenig Verstand, zur Liebe zu wenig Gefühl hatten und sich in unwahrer Schwärmerei für Richardson ergingen oder freie Geister, wie ihn, „sittenrichterlich-sträflich" beargwöhnten — alles dieses war ihm nur Zeitvertreib, Beschäftigung im Müßiggange. Sein wahres Interesse gehörte den übersinnlichen Dingen. Es gab für ihn ein Gebiet, worauf seine ästhetischen, religiösen und philosophischen Überzeugungen sich vereinigten, die Mystik der Natur. In ihre tiefsten Geheimnisse zu dringen, die innersten Ursachen ihrer Wirkung zu erforschen war die Sehnsucht, die seine junge Seele erfüllte. Auch hier, in diesen Bestrebungen, empfing er von seiner frommen Freundin die entscheiden-

den Fingerzeige. In ihrem Hause „zum grünen Frosch“ am Rahmhofe, wo sie eltern- und geschwisterlos wohnte, hantierte sie nach den Winken des Arztes Dr. Metz mit Windofen, Kolben und Retorten. Unter den mystisch-chemischen Büchern, die er ihr empfohlen hatte, um die Natur in ihrer Universalität zu erkennen, befand sich an erster Stelle Wellings Opus mago-cabbalisticum, ein Werk, das im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts



Fräulein von Klettenberg
Nach einem Original im Goethe-Nationalmuseum

erschienen und zuletzt in Frankfurt wieder aufgelegt worden war, ein Gemisch von Chemie, Bibelkunde und neuplatonischer Lehre. Das Fräulein fand sich in diesem Wechsel von Licht und Finsternis nicht zurecht und suchte bei dem jungen Freunde Aufklärung, dem sie damit auch „die Krankheit inokulierte“. Sie gingen miteinander auf die Quellen des Verfassers zurück und studierten den Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, van Helmont, Starckey u. a. Goethes besonderes Wohlgefallen erregte die Aurea Catena Homeri, „die goldene Kette“ des Herwerd von Forchenbrunn, worin die Natur, „wenn auch

vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird". Schon sieht man hier Motive des „Faust" aufkeimen. Paracelsus liefert das Vorbild des Arztes, der seinen Sohn, den weiter forschenden Magus, anleitet, und dieser selbst strebt, wie alle Alchymisten, nach dem Stein der Weisen, nach der Panazee, dem Universalheilmittel, das nur in der Erkenntnis der innersten Zusammenhänge der Natur, im Anschauen der Verkettung ihrer Ursachen gewonnen werden kann.

Schau alle Wirkungskraft und Samen
— — — — — — — — — — — —
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.
— — — — — — — — — — — —



Katharina Elisabeth Goethe geb. Textor

Teils einzeln, teils zusammen — die Mutter war die Dritte in dem Bunde — betrieben die Freunde diese Geheimnisse, die in der langen Zeit der winterlichen Stubenhaft die größte Freude des Kranken bildeten. Und kaum ist er einigermaßen genesen, so legt er sich selbst einen kleinen Apparat zu, ein Windöfchen mit einem Sandbade. In Glaskolben raucht er „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos" ab und sucht, wie Helmont, Kiesel, die er im Maine in vollkommenen Exemplaren fand, durch Zusatz von Alkali zu durchsichtigem Glas und dieses wieder an der Luft zu einem Saft zu

zerschmelzen, immer in der Hoffnung, eine „jungfräuliche Erde" herzustellen und diese dann in den „Mutterstand" überzuleiten. Man erblickt Faust in der schwarzen Küche:

> Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
> Im lauen Bad der Lilie vermählt,
> Und beide dann im Flammenfeuer
> Aus einem Brautgemach ins andere gequält.

Diesen alchymistischen Betätigungen, die nach einer Hermetischen Medizin strebten, gingen Studien zur Seite, die schon mehr mit den Forderungen der neueren Wissenschaft im Einklange waren. So zogen den „Halbadepten" das chemische Kompendium und die Aphorismen des Boerhave an, des berühmten Arztes, der die Medizin aus der Verstrickung einer abergläubischen Philosophie und abstrusen Mystik befreite und, auf Hippokrates zurückgreifend, in die sicheren Geleise der strengen Naturbeobachtung lenkte. Im Grunde war die Weltanschauung des Boerhave, wie die der Alchymisten Paracelsus und Helmont, eine pantheistische, da sie sich die Natur vergeistigt und das All beseelt vorstellten. In allen Elementen, in Feuer, Wasser, Luft und Erde wirkten geistige Wesen, als Salamander, Undinen, Sylphen und Pygmäen. So bildete dieses Studium der obskuren Wissenschaft für den jungen Dichter den Durchgangspunkt zu seinem späteren Spinozismus.

Einen großen Einfluß auf die Richtung seines Geistes übte ein historisches Buch: Gottfried Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", das Werk eines kritischen Denkers, der zugleich ein frommes Gemüt besaß. — In diesen Gesinnungen traf mit ihm der unbewußt nach Freiheit und Selbständigkeit ringende Geist Goethes zusammen. Er änderte seine Anschauungen über die Ketzer und erhielt von ihnen, die er sich bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhafteren Begriff, da nach Arnolds Auffassung das eigentliche Christentum gerade bei den Ketzern, die Häresie aber bei der Kirche zu finden war. Wie tief die Wirkung dieses Historikers ging, zeigte sich in den Dichtungen der folgenden Jahre. Im Zwiegespräch mit Wagner führt Faust die Sache der Ketzer, wenn er die eingebildete Welt- und Menschenkenntnis des engen Stubengelehrten berichtigt:

> Ja, was man so erkennen heißt!
> Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Und der „Ewige Jude", das religiöse Bekenntnis des Jahres 1774, ist ganz erfüllt von dieser ketzerischen Stimmung und Anschauung. Christus vermag

auf seiner zweiten Erdenfahrt von seiner ehemaligen Lehre am wenigsten etwas bei den offiziellen Dienern der Kirche zu entdecken. Dagegen heißt es von den Ketzern:

> Es waren, die den Vater auch gekannt.
> „Wo sind sie denn?" Eh, man hat sie verbrannt.

Der Geist des Widerspruchs, die Lust zum Paradoxen ward in Goethe geweckt, als er diese von der gewöhnlichen Denkart so weit abweichenden Meinungen erfuhr, und mit vieler Behaglichkeit bildete er sich nun auch seine eigene Religion, seine ganz persönliche Vorstellung von Gott und der Schöpfung. Das achte Buch seiner Autobiographie, das die Zeit seines zweiten Frankfurter Aufenthalts umfaßt, schließt sehr bedeutungsvoll mit der Darstellung seiner Theo- und Kosmogonie. Hier fließen noch einmal alle Gedankenströme, die seine junge Seele durchfluteten, zu einem einzigen Weltbilde zusammen: Seine Abkehr vom hergebrachten Dogma, seine Hinwendung zu den Absonderungsfreudigen und zu einer Geheimlehre, die biblische Vorstellungen mit neuplatonischer Philosophie, ja — vielleicht in Vorwegnahme späterer Studien — mit Elementen Spinozas verquickte. In drei großen Akten oder Emanationen geht die Schöpfung vor sich. Zuerst produziert sich — von Ewigkeit her — die Gottheit aus sich selbst, erscheint sich dann als Zweites im Sohne und bringt im Verein mit diesem das Dritte hervor, das dadurch an ihrem Wesen teilnimmt. Die Trinität als phänomenale Einheit! Aus diesem geschlossenen Kreise fließt bei dem ständigen Produktionstrieb der Gottheit ein Viertes, das jedoch in sich einen Widerspruch hegt, da es zugleich in der Gottheit enthalten und doch wieder durch sie begrenzt ist: Luzifer, der eigentliche Schöpfer der Welt und auch der Engel, die mit ihm von ihrem Ursprung abfallen und sich mit ihm teils zur Materie, zur Finsternis, verdichten, teils wieder gegen ihn sich wenden und so das Licht hervorbringen. In diesem Kampf zwischen Tag und Nacht entsteht der Mensch, wie Luzifer selbst zugleich unbedingt und beschränkt, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf und, undankbar, wie jener erste große Abtrünnige, stets bereit, vom Ursprünglichen abzufallen und wieder zu ihm zurückzukehren. Mit dieser Endlichkeit der Kreatur ist die Idee ihrer Erlösung von Ewigkeit her als notwendig beschlossen, und die



Goethe
Silhouette aus dem Jahre 1774

Gottheit selbst nimmt die Gestalt des Menschen an, um ihn wieder zu sich zu erheben und ihn, der sich stets zu verselbsten gezwungen ist, immer wieder zu entselbstigen. In diesem Sturz des Luzifer, der trotzdem der Gottheit erhalten bleibt, in dieser Entstehung des Menschen aus Licht und Finsternis, Geist und Materie, in diesem stetigen Kampf des Guten mit dem Bösen, finden die innerlichsten Gedanken und Gewissensnöte des jungen Goethe ihren religiösen Ausdruck. Es sind Symbole, die sich weit später erst zu dichterischen Konzeptionen gestalten: im Prolog des „Faust" und in der Wette des Mephisto mit dem titanischen Gottmenschen, den er wohl tief in das Böse zu verstricken, aber nimmermehr von seinem Urquell abzuziehen vermag. Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung an jener Stelle vielleicht auch Gedanken wiedergibt, die sich erst in reiferen Jahren geklärt haben mögen, ja zum Teil von seiner größten Dichtung genährt sind, so hat er uns doch unzweideutig zu verstehen gegeben, daß in Frankfurt, in der Giebelstube des väterlichen Hauses und nirgend anders die Wiege seines „Faust" stand. Dies ist der unermeßliche Gewinn, die herrliche Frucht der Entwicklungsperiode, die mit der Wendung der sechziger Jahre zusammenfällt.



II
Straßburg

Schon am Ende des Jahres 1768, in einem Brief an Käthchen Schönkopf, spricht Goethe — allerdings neben einer baldigen Rückkehr nach Leipzig — von einer Reise nach Frankreich, die bezwecken solle, „zu sehen, wie sich das französische Leben lebt und um französisch zu lernen". Im August des nächsten Jahres hatte sich dieser Plan verdichtet, und der junge Student schreibt an Gottlob Breitkopf, daß er aufs Frühjahr nach Straßburg gehe, eine Nachricht, die er Käthchen gegenüber am 23. Januar 1770 des näheren bestätigt: „Zu Ende Merzens gehe ich also nach Strasburg, wenn Ihnen daran etwas gelegen ist, wie ich glaube ... Von Strasburg ziehe ich nach Paris, und hoffe mich da sehr wohl zu befinden und vielleicht eine gute Zeit da zu bleiben." Desgleichen teilt er seinem Leipziger Freunde Chr. Gottfr. Hermann im Februar mit, er nehme seinen Flug nach Straßburg, wo er „gerne mögte seine juristischen Verdienste gekrönt haben". In „Dichtung und Wahrheit", am Eingang des neunten Buches, begründet er sein Vorhaben tiefer. Nicht sowohl der Wissenschaften und seiner Berufsstudien wegen, als vielmehr zur „Betrachtung eines bewegten Lebens und zur Erforschung der menschlichen Leidenschaften", deren Kenntnis als das vorzüglichste Bildungsmittel der Geisteskräfte erschien, sollte die neue Weltfahrt unternommen werden. So war wenigstens die Meinung des jungen Akademikers, der sich in diesen Maximen besonders durch Wielands Beispiel bestärkt sah. Dem Vater freilich war es in erster Linie um die Promotion Wolfgangs zu tun. Ihr Verhältnis hatte sich nicht angenehm gestaltet. Dem ungeduldigen Manne schritt die Genesung des Sohnes allzulangsam vorwärts, und gerade in der letzten Zeit platzten die Gegensätze ihrer Naturen nochmals heftig auf-



Johann Caspar Goethe

einander. Es fiel eine Szene vor, die für uns Nachgeborene eines drolligen Beigeschmackes nicht entbehrt. In seiner jungen Weisheit tadelt der Schüler Ösers die schnörkelhaften Spiegelrahmen und die chinesischen Tapeten des elterlichen Hauses, ja er schlägt vor, die Freitreppe an die Seite zu verlegen, die großen Vorsäle in Zimmer zu verwandeln und so — nach Leipziger Art — jedem Stockwerk eine eigene Tür zuzuweisen. Man begreift den „unglaublichen Zorn" des Herrn Rat, wenn man sich heute das alte, schöne Patrizierhaus mit seinem vornehmen Aufgang in ein Miets- und Etagengebäude umgemodelt denkt. Dieser heftige Auftritt beschleunigte die Reise des Studenten



Straßburg i. J. 1665
Nach einem Kupferstich Math. Merians

nach dem Elsaß. Am letzten oder vorletzten Tage des März 1770 fuhr Goethe mit seinem Freunde Horn, der ihn bis in die Gegend von Mainz begleitete, in der neueingerichteten, bequemen Diligence auf der linksrheinischen Straße über Worms und Speier gen Straßburg. Ohne Aufenthalt ging es unter den üblichen Zollplagen durch pfälzisches und bischöfliches Gebiet über die Grenze, die schon bei Germersheim erreicht wurde, dann durch den großen Bienwald über Lauterburg dem Ziele zu. Am 2. April traf Goethe in Straßburg ein und stieg zunächst im Wirtshaus „Zum Geist" ab.

1. Geschichte der Stadt und des Elsasses

Trotzdem Straßburg schon nahezu ein Jahrhundert lang unter französischer Herrschaft stand, war es innerlich damals noch eine deutsche Stadt. Nirgends

verleugnete es die Zusammenhänge mit der uralten Kultur, die diese Stätte und das ganze Elsaß in fast zwei Jahrtausenden beleckt hatte, von der Zeit an, da Cäsar in dem ehemaligen Keltenlande Fuß gefaßt hatte und städtisches Leben in dem Castell Argentoratum zu blühen begann. Dann rangen Alemannen und Franken um den kostbaren Besitz. Trotzdem jene im fünften Jahrhundert dem mächtigeren Bruderstamm erlagen, bewahrte das Elsaß, besonders im südlichen Teile, alemannische Sitte und Satzung. An die politische Oberhoheit der Franken knüpfte sich die Einführung des Christentums. Eigene Herzöge, wie jener Eticho, der legendäre Vater der heiligen Ottilie, brachten es zu hoher Entwicklung. Damals entstanden die großen Klöster des Nord- und Sundgaues. Unter den Karolingern und während ihrer Gebietsteilungen erhielt es sich seine deutsche Nationalität. Die großen sächsischen und salischen Herrscher beschützten es gegen das Übergreifen der Verwelschung und wurden dafür durch unerschütterliche Treue, besonders auch der Bischöfe des Landes in den Streitigkeiten mit der römischen Kirche, belohnt. Die größte Bedeutung gewann das Elsaß in der Periode der staufischen Kaiser. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden die freien Städte, die sich allein dem Reiche unterwarfen und, unabhängig von Grafen- und Fürstengewalt, sich auch allmählich von der Vogtei der Bischöfe losmachten. Von ihnen wie vom Kaiser wurde im Straßburger Stadtrecht vom Jahre 1214 die Justizhoheit des Rates anerkannt. Auch nach dem Aussterben der Hohenstaufen trotzten die Städte des Elsasses siegreich der Gefahr einer landeshoheitlichen Gewalt, die sie von zwei Seiten zu gewärtigen hatten, von den Habsburgern, ihren Landgrafen, und den Bischöfen von Straßburg. In allen diesen Jahrhunderten nahm das Elsaß tiefen Anteil am geistigen Leben Deutschlands und hat es nicht wenig befruchtet. Die „Nibelungen“ erzählen von Siegfrieds Jagd in den Vogesen; hier kämpft der Held des Waltharíliedes. In Weißenburg entsteht Otfrieds Evangelienbuch, das seine Landsleute lehren sollte, das Lob des Christengottes in ihrer

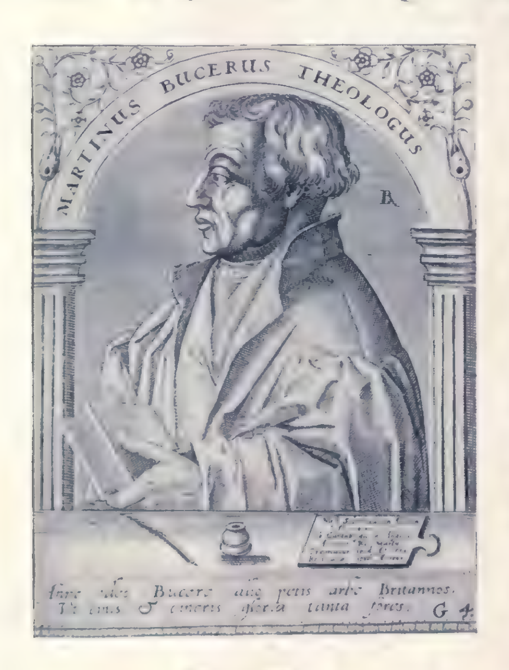


Johannes Tauler
Nach einem Holzschnitt

eigenen Sprache zu singen. Reinmar von Hagenau bildet die Liebespoesie der Provence aus. Der größte Dichter des Elsasses, Gottfried von Straßburg, schenkt der Welt seinen „Tristan und Isolde". Das vierzehnte Jahrhundert sieht den Streit der Geschlechter, zumal in Straßburg die Rivalität der Zorne und Mülnheimer. Der Bürgerkrieg endigte mit einer Stärkung des Elementes der Handwerker und Zünfte. Nun erhebt sich das Bürgertum zu voller Herrlichkeit. Aber während heimische Geschichtschreiber sein Selbstgefühl stärken, wandte eine tiefgehende religiöse Bewegung den Blick des Volkes ins Innere. Die Mystik eines Eckardt und Tauler fand in Straßburg den fruchtbarsten Boden. Ketzerische „Gottesfreunde", wie Rulman Merswin auf dem grünen Wörth, erstreben eine Erneuerung und Vertiefung des Glaubens. Der sichtbare Ausdruck jener bürgerlichen Kraft und dieser heiligen Begeisterung ist das Münster. Aus einer altchristlichen, im Jahr 1002 zerstörten Basilika hervorgegangen, ward (1015) ein Neubau von Bischof Werinher begonnen, dessen Langschiff jedoch im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts der von Frankreich, besonders aus St. Denis stammenden Gotik weichen mußte. Im Jahre 1275 war das Münster bis auf Fassade und Türme vollendet. Aber erst Meister Erwin haucht dem Werke den himmelanstrebenden Geist des mittelalterlichen Idealismus ein. Er schuf die Westfront und führte das Gebäude nahezu bis zur heutigen Plattform, nur durch einen frühen Tod (1318) an der Vollendung seines großartigen Unternehmens gehindert. Seine Nachfolger zeigten in der dreistöckigen Durchführung des Vorbaues wenig Verständnis für Erwins Gedanken. Auch wurde nur ein Turm im fünfzehnten Jahrhundert durch den Kölner Meister Hans Hültz in den Formen der Spätgotik ausgebaut. Das Münster begründete den Ruf der Straßburger Bauhütte und gab ihr unter den deutschen Brüderschaften die führende Stellung.

Schwere Zeiten kamen für das Land und die Städte. Sie hatten sich bei der Schwäche der Reichsregierung im Jahre 1385 zu dem großen oberrheinischen Bunde zusammengeschlossen, und nur in dieser Vereinigung gelang es ihnen, die Armagnaken, die plündernd das Land durchzogen, zurückzutreiben, wie sie auch nur an der Seite anderer Reichsmitglieder es vermochten, Karl den Kühnen und seine burgundischen Reisigen siegreich zu bestehen. Das fünfzehnte Jahrhundert sieht die Zünfte in selbstbewußter Erstarkung. Aus bloßem Übermut greifen die Straßburger Bäcker die Herren von Wasselnheim an, und selbst gegen die Landsknechte und das Hofgesinde des sonst so beliebten Kaisers Maximilian erheben sich hie und da die Bürger in aufwallender Streitlust. Aber auch der unfreie Bauersmann regt sich. Der Buchsweiler Weiberkrieg und der in Schlettstadt zuerst auf die Fahne gesteckte Bundschuh zeugen von der revolutionären Bewegung, die immer weiter um sich griff und sich mit den kirchlichen

Forderungen der Zeit verband. Thomas Münzer und seine Nachfolger predigen den Aufstand. Im Frühjahr 1525 befinden sich die gut geführten Bauern in offenem Krieg mit ihren Herren, zumal mit Geistlichkeit und Klöstern. Ihrem siegreichen Vordringen setzt Herzog Anton von Lothringen, der unter der Fahne des Glaubens in das Nachbarland einrückte, in der blutigen Schlacht von Zabern ein Ziel, und der Haupträdelsführer der Bauern, Erasmus Gerber, erleidet den Henkertod. In diesen Stürmen stand Straßburg innerlich unerschüttert. Zwar erhob sich in seinen Mauern der Geist der Reformation mit besonderer Stärke; aber durch die Klugheit und Mäßigung seiner Führer ward er, wie durch seinen Urheber in Sachsen, mit der geordneten Staatsgewalt versöhnt. Überall im Elsaß rebellierte es gegen die römische Kirche. In Colmar regt sich nach der innigen, friedlich-religiösen Kunst Martin Schongauers der gewaltige Naturalismus Matthias Grunewalds und Baldung Griens, deren Gebilde ein neues, trotzig auf sich selbst gestelltes Geschlecht verraten. Alles tritt in den Dienst der freiheitlichen und demokratischen Ideen. Dem Drang nach allgemeiner Bildung kommen Holzschnitt und Buchdruck entgegen. Johann Gensfleisch von Gutenberg wirkt in den vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Straßburg, und hier zuerst wird seine Mainzer Erfindung nachgeahmt und angewandt. Der bekannteste Bildhauer seiner Zeit, Nikolaus Gerhaert, schafft in den sechzigen Jahren seine Skulpturen an der Straßburger Kanzlei. Die Spielleute, die den revolutionären Humor des Volkes vertreten und verbreiten, bilden im Elsaß eine anerkannte Zunft und halten ihre alljährlichen Feste mit Pfeifergericht und Pfeiferkönig. Unendlich gesunken ist dagegen das Ansehen der Geistlichkeit. Bis in die Kirchen hinein wagte sich der Hohn wider die Pfaffen, und aus dem „Roraffen" unter der Orgel des Straßburger Münsters ertönten am Pfingstfest unflätige Spottlieder und überschrieen die frommen Hymnen der Landleute, wie auch deren



Martin Butzer
Kupferstich von de Bry

Prozessionen von den ausgelassenen Umzügen der Fischer gestört wurden. In dieses lose Treiben fiel die ernste Mahnung der Sittenprediger, der Satiriker und Publizisten. Der berühmteste Redner des fünfzehnten Jahrhunderts, Geiler von Kaisersberg, donnert von der Münsterkanzel gegen die Verderbnis der Zeit, von Straßburg aus fährt Sebastian Brants „Narrenschiff", die volkstümlichste Satire auf alle Stände, in die Welt. Hier im Elsaß, in nächster Nähe des in



Conrad von Lichtenberg
Skulptur an der Kanzlei von Nik. Gerhaert



Barbara von Ottenheim
Skulptur an der Kanzlei von Nik. Gerhaert

Basel tätigen Erasmus, versucht der Humanist Wimpfeling die Reform der Schulen. Aber diese Geister blieben doch bei aller Fehde gegen den Klerus der alten Kirche getreue Söhne, wie auch Thomas Murner den „großen lutherischen Narren" bekämpfte, ohne seinen eigenen geistlichen Stand zu schonen. Aber wider Willen hatten diese freien Köpfe der herannahenden Reformation vorgearbeitet. Schon war der Boden, worauf die römische Kirche stand, von allen Seiten her unterwühlt. Luthers Thesen fanden im Hungerjahr 1517 gerade in Straßburg die empfänglichste Stimmung und bald auch in Matthias Zell aus Kaisersberg ihren glühenden Apostel. Der Rat der Stadt, Edelleute und Priester traten auf seine Seite. Nur der giftige Franziskanermönch Murner verfocht die Sache des Papstes. Bald fand der Volksredner Zell die Unter-

stützung der Gelehrten Capito und Hedio. Das Haupt der Bewegung aber ward der Schlettstadter Martin Butzer, der milde und versöhnliche Reformator Oberdeutschlands. Er war einer der ersten Priester, die in den Stand der Ehe traten — sein treffliches Weib Katharina Schütz vertrat selbst in Wort und Schrift, bis über seinen Tod hinaus, die evangelische Sache — und die von der Gemeinde, nicht mehr von der geistlichen Behörde als Pfarrer angestellt wurden. In deutscher Sprache ward nun Messe gelesen und getauft, das Abendmahl wurde in beiderlei Gestalt ausgeteilt, die Beichte abgeschafft, der Bilderdienst beseitigt. Dichter und Musiker wie Greitter und Dachstein belebten den kirchlichen Gesang. Im Jahre 1529 war die Staatskirche von Straßburg gegründet. Die Rechte des Bischofs gingen auf den Rat über. Die friedliche Einführung der Reformation, die Erasmus nicht genug zu rühmen wußte, war zumeist der vortrefflichen Verfassung Straßburgs zu danken, den drei aus lebenslänglichen Mitgliedern zusammengesetzten Kollegien der Stadt die als das „beständige Regiment" dem jährlich gewählten Rat nur die Stellung eines Oberhauses oder Senates einräumten, die „Dreizehner", „Fünfzehner" und „Einundzwanziger", die in allen Angelegenheiten des Äußeren und Inneren den Ausschlag gaben. Die weithin leuchtende Spitze dieser aufgeklärten Versammlung war der Stolz Straßburgs: Jacob Sturm. Aus altem patrizischem Geschlecht, genoß er, der Liebling Wimpfelings, die sorgfältigste Erziehung, studierte Theologie und Jurisprudenz, bildete sich auf Reisen und trat dann in den Dienst der Stadtregierung. Eine Autorität in Schulangelegenheiten, gründete er das Gymnasium, förderte als Scholarch die Errichtung von Volksschulen, verbesserte die bestehenden Unterrichtsanstalten im Geiste des Humanismus und der Reformation und legte mit Butzer, Capito und Hedio im Thomasstift den Grund zur späteren Akademie und Universität. Ein hoher Geist sittlicher Zucht, von Mildtätigkeit und religiöser Toleranz ging damals durch die Heimatstadt Jacob Sturms. Selbst die Wiedertäufer erfuhren hier die äußerste Schonung. Auch in der auswärtigen Kirchenpolitik war Sturm



Bildnis des weiland Edlen und Ehrenfesten
Herrn Jacob Sturmen
Holzschnitt von Tobias Stimmer

neben Butzer Straßburgs Haupt und Vertreter. Er verteidigte zu Speier 1529 die Abschaffung der Messe und vertrat im nächsten Jahre das Sonderbekenntnis des Vierstädtebundes. In dem verhängnisvollen Abendmahlsstreit sucht Straßburg, obwohl es auf der Seite der Schweizer Reformatoren steht, zu vermitteln; aber erst im Jahre 1536 kam es nach wiederholter schroffer Ablehnung von seiten Luthers zur Wittenberger Konkordie. Mittlerweile war die freie Reichsstadt dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten. Ihre Häupter fühlten sich um so sicherer, als Kaiser Karl mit Frankreich in Krieg verwickelt war, dessen König die Protestanten unterstützte. Als das Konzil von Trient 1545 zusammentrat, war jedoch König Franz bereits besiegt, und der Krieg gegen die Ketzer wurde beschlossen. Noch täuschte Kaiser Karl die Protestanten über seine wahre Absicht, die religiösen Wirren mit dem Schwerte zu lösen, und hielt die Gegner mit Verhandlungen hin. Diese waren unter sich uneinig und standen dem Kaiser unschlüssig gegenüber. Jacob Sturm war nicht gewillt, Gut und Blut seiner Mitbürger den Zwecken der verbündeten Fürsten von Sachsen und Hessen ohne weiteres zu opfern. Als es jedoch zum Schlagen kam, zeigten die Städte allein Mut und Entschlossenheit. Mit knapper Not entging der Kaiser bei Ingolstadt der Gefangennahme durch ihren tapferen Führer Schärtlin von Burtenbach, dessen Sieg nur durch die Ratlosigkeit der Bundesfürsten vereitelt wurde. Nach deren Trennung knüpfte man wieder Verhandlungen mit Frankreich an. In Straßburg waren die Meinungen geteilt. Schließlich unterwarf man sich dem Kaiser, und Jacob Sturm war es, der das Odium der Friedensbotschaft auf sich nahm und vor Karl in Nördlingen den ausbedungenen Fußfall tat. Auf schwere materielle Einbußen folgte der härtere Schlag des Augsburger Interims vom Jahre 1548, das nach ungeheurer Aufregung und dem heftigsten Widerstand von Butzer und Fagius, dem Nachfolger Capitos, von der Straßburger Bürgerschaft angenommen wurde und in der protestantischen Stadt den Katholizismus wiederherstellte. Am 2. Februar 1550 zog die katholische Geistlichkeit im Münster ein. Auf dem wiedereröffneten Konzil zu Trient war Straßburg durch Sleidanus und Dr. Marbach vertreten, die jedoch ebensowenig wie die übrigen protestantischen Delegierten vor den Römlingen zu Worte kamen. Die Rettung der protestantischen Sache erfolgte durch Moritz von Sachsen, dessen Verrat am Kaiser diesen zur Nachgiebigkeit zwang. Aber der Preis für das ehrgeizige Unternehmen des Herzogs war das Bündnis mit Frankreich, das in dem nunmehr ausbrechenden Kriege mit dem Kaiser nur seine Eroberungsgelüste befriedigen wollte. Metz, Toul und Verdun fielen ihm zum Opfer. Straßburgs Bürgerschaft hatte die Absichten des gefährlichen Verbündeten sofort durchschaut und

verschanzte sich eilig gegen den Franzosenkönig Heinrich, der schon in Zabern stand und freien Durchzug durch das „Tor des Reiches" verlangte. Sturm und Sleidan aber, die Gesandten der Stadt, hielten ihn hin und luden ihn lediglich zum persönlichen Besuche Straßburgs ein, der auch erfolgte. Inzwischen schloß der Kaiser mit den Protestanten den Vertrag von Passau, der ihre Sache dauernd sicherte und zog mit zwei Heeren nach Frankreich, dessen Truppen das Elsaß räumten. Karl der Fünfte, der bereits in Rastatt die Abgesandten Straßburgs sehr gnädig empfangen hatte, ritt in die treue Stadt ein und zeigte ihr seine Zufriedenheit mit ihrer toleranten Behandlung der katholischen Geistlichkeit, die er ungestört im Münster amtieren sah. Der Augsburger Religionsfriede vom Jahre 1555 mit seiner Anerkennung des status quo konnte die Straßburger nicht beruhigen. Sie kündigten 1559 dem Bischof den zur Zeit des Interims geschlossenen Vertrag über den Besitz der Hauptkirchen und so wurde die Stadt wieder protestantisch. Jacob Sturm sollte diese glückliche Wendung nicht mehr erleben. Er war am 30. Oktober 1553, noch während des Krieges mit Frankreich, gestorben. Sleidan sicherte ihm in seinen „Commentaren" seine großartige Stellung in der Geschichte der Reformation. Stand Straßburg zu Lebzeiten Sturms und seiner Freunde an der Spitze der evangelischen Städte und herrschte hier der Geist der Aufklärung und Humanität, so änderte sich das gründlich, als der unduldsame Lutheraner Johannes Marbach das Präsidium des Kirchenkonvents erhielt, das er 28 Jahre lang bekleidete. Nur die Schule wahrte die alten Traditionen. Französische Religionsflüchtlinge, wie auch Calvin, der drei Jahre in Straßburg zubrachte, gaben öffentlichen Unterricht. Der leitende Geist der Anstalten aber war der neue Cicero des Jahrhunderts, Johann Sturm, der erste Rektor des Gymnasiums und beständige Rektor der 1566 in eine Akademie umgewandelten hohen



Johann Sturm
Kupferstich von von der Heyden

Schule, der auch in seinen zahlreichen diplomatischen Missionen konfessioneller und politischer Art freisinnige und humane Grundsätze vertrat. Bald brach offener Zwist zwischen Marbachs Partei und den Anhängern Sturms aus, der mit dem Siege der Orthodoxie und der Absetzung des hochverdienten Scholarchen 1581 endigte. Ein unendlich reiches Jahrhundert ging für Straßburg zur Rüste. Die ärztliche Wissenschaft, die Botanik und Landwirtschaftslehre,



Protestantisches Gymnasium mit Neukirche

die Nationalökonomie, die Jurisprudenz, die Geschichtschreibung blühten, zum Teil in europäischen Berühmtheiten; ein Militärarchitekt wie Daniel Specklin, der elsässische Vauban, schuf hier seine Festungswerke und legte seine Kenntnisse in einem großen theoretischen Werke nieder, Johann Schoch gab der Straßburger Baukunst des ausgehenden Jahrhunderts ihr Gepräge, das Kunsthandwerk stand auf hoher Stufe – die Uhr im Münster mag als Zeuge dafür gelten —, im Holzschnitt ward, wie z. B. vom Meister Tobias Stimmer und vom Zeichner Wendel Dieterlin, Hervorragendes geleistet. Überall zeigt sich eine hohe Kultur, ein Luxus, der dem natürlichen Reichtum des Landes, dem Stand seiner

Industrie und seines Handels entsprach. Das Elsaß, das man gerne stolz das „Edelsaß“ nannte, war der „Paradiesgarten“, die „Speisekammer“, der „Weinkeller“ und die „Kornscheuer“ Oberdeutschlands. Straßburgs Export an Bodenfrüchten, Holz und Wein war sehr bedeutend, seine Schiffahrt beherrschte den oberen Rhein, seine Johannismesse sah Besucher aus allen angrenzenden Ländern.

In diesem gesegneten Erdstrich blühte die Lebensfreude, hier gedieh Volksbelustigung und Mummerei. Die Religion nahm hier nicht alle Gemütskräfte in Anspruch und ließ noch Raum für ästhetische Freuden. Wieder übernimmt, wie vor der Reformation so nach dieser Zeit, das Elsaß die Führung in der deutschen Literatur. Jörg Wickgram dichtet neben anderen Landsleuten, wie Jakob Frey und Martin Montanus, Volksschauspiele, Romane und Schwankbücher, der große Publizist und Humorist Johann Fischart seinen unsterblichen „Gargantua“, seine „Flöhhatz“, sein „Glückhaft Schiff“. Er war auch der gewaltigste Streiter gegen die Jesuiten. Denn schon hatte die Gegenreformation ihr Werk auch im Elsaß begonnen. Im Jahre 1580 — unter dem Bischof Johann von Manderscheid — ward zu Molsheim das erste Kollegium der Gesellschaft Jesu begründet. Einige Jahre darauf zogen sie mit französischer Hilfe in Straßburg ein. Im Domkapitel bekämpften sich Anhänger der alten und neuen Kirche. Nach dem Tode Johanns, 1592, brach der offene, zehnjährige Krieg um den Bischofssitz aus; aber es handelte sich bereits nicht mehr bloß um den Wettstreit zwischen dem protestantischen Kandidaten, dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, und dem katholischen, Herzog Karl von Lothringen, sondern um große politische Gegensätze, um Liga und Union. Die Protestanten unterlagen. Heinrich IV. von Frankreich vermittelte den Frieden. Noch zu Lebzeiten des Bischofs Karl wurde sein katholischer Nachfolger Leopold von Österreich gewählt, wodurch die geistliche Gewalt mit den landgräflichen und reichsvogteilichen Rechten im habsburgischen Hause vereinigt war.



Daniel Specklin
Nach einem Kupferstich von de Bry

Leopold war es, der in der Jülichschen Erbfolge Jülich besetzte und so das Elsaß zum Schauplatze des 1609 beginnenden neuen Krieges zwischen Protestanten und Katholiken machte. Schon war Heinrich IV. von Frankreich bereit, zu den Verbündeten der Union zu stoßen, als ihn Ravaillacs Dolch traf.

In den Jahrzehnten vor Beginn des großen Krieges fließen im geistigen Leben des Elsasses zwei Strömungen nebeneinander her, die antik-klassische der



St. Stephans Kirche
Lithographie

Renaissance und die deutsch-volkstümliche, Gegensätze, um die sich in den nächsten Jahrhunderten überhaupt die deutsche Literaturgeschichte drehte. Beide Richtungen fanden ihren lebendigsten Ausdruck im Drama; jene erstere im lateinischen, als dessen bedeutendster Vertreter Kaspar Brülow erscheint, die letztere im deutschen Schauspiel, dessen Veredelung insbesondere Wolfhart Spangenberg im Anschluß an die Straßburger Meistersingerschule erstrebte, ein Dichter, der auch auf dem Gebiet des Tierromans Fischarts Tradition fortsetzte und wie dieser als eifriger Protestant, wenn auch weit harmloser als er, gegen den Katholizismus zu Felde zog. Schon aber tobte um ihn her der konfessionelle

Federkrieg in voller Stärke, nachdem 1617, im Jubiläumsjahr der Reformation, die jesuitische Lehranstalt Molsheim zur Universität erhoben ward. Wohl fanden auch im Elsaß die romanisierenden Tendenzen literarischer Gesellschaften nach Opitzens Muster ihre Verbreitung; aber sie waren von kurzer Dauer. Sie wurden hier im Südwesten verdrängt durch die hartnäckigste Deutschheit, zumal durch den Satiriker Johann Michael Moscherosch, der den Grund der Verderbnis seiner Zeit in der Ausländerei, in der Nachäffung französischer Sitte und Sprache erblickte. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Straßburg, während der Graf Mansfeld seine Invasion ins Elsaß unternahm, im geheimen seinen



St. Martins-Platz mit Pfalz, Neuem Bau und Münze
Nach einer Zeichnung

Frieden mit Ferdinand gemacht und sich im Jahre 1621 von der Union getrennt. Der Kaiser erhob dafür die Straßburger Schule am 14. August zur Universität. Aber es war kein Akt der Toleranz gegenüber einer protestantischen Stadt, wie man wähnte. Bald setzte die Gegenreformation im ganzen Elsaß ein und das Restitutionsedikt vom Jahre 1628 erstreckte sich auch auf Straßburg. Die Erbitterung gegen den kaiserlichen Fanatismus trieb die gute deutsche Stadt immer mehr in die Arme Frankreichs, das seine alten Liebesanträge erneuerte und verstärkte. Richelieu hielt sein Auge unausgesetzt auf die kostbare Beute gerichtet. Im Jahre 1631 ward ein Anlehen bei der französischen Krone gemacht. Noch blieb Straßburg durch seine Neutralität im Schwedenkriege verschont, während das Elsaß, zumal der Sundgau, die fürchter-

lichsten Leiden über sich ergehen lassen mußte. Aber als man nach dem Abzug der Schweden von den Kaiserlichen neue Mißhandlungen erwartete und überall am Rheine das Bedürfnis nach fremdem Schutze erwachte, als die Franzosen im Norden Ehrenbreitstein und Philippsburg, im Süden Mömpelgard, im Westen Nancy besetzt hatten, wehrten sich auch die elsässischen Orte nicht mehr länger gegen die welschen Garnisonen. 1631 stellte sich Colmar



Ritterhaus auf dem Stephansplan
Originalzeichnung von Huguelin

unter das Protektorat Frankreichs. Bald ging es, wie auch Hagenau, Reichshofen und Schlettstadt, in seine Hände über. Nach der Nördlinger Schlacht kämpften zwei Männer um das Schicksal des Reichslandes miteinander, der edle Bernhard von Weimar, der aus dem Elsaß ein deutsches Fürstentum machen wollte, und der tapfere Johann von Werth, der in ihm nur den Reichsfeind und Verräter sah. Nach anfänglichen Erfolgen Johanns besiegte mit französischer Unterstützung bei Rheinfelden der protestantische Feldherr den katholischen Gegner und nahm ihn gefangen, und als selbst das wichtige Breisach 1638 in seine Hände gefallen war, war er Herr des elsässischen Landes

und des Breisgaues. Umsichtig schaltete der Herzog in dem neuen Fürstentum und suchte mit allen Kräften das Land beim Reiche zu erhalten; aber Frankreich verlangte die Ausführung der geheimen Verträge. Nach seinem Tode (1639) gelang es dem französischen Golde, die weimarische Armee zu gewinnen und das Elsaß zu annektieren. Im Westfälischen Frieden wurde die Abtretung des Landes förmlich besiegelt. Nur die Reichsrechte aller unmittelbaren Städte im Elsaß, also auch Straßburgs, wurden anerkannt, aber in so unklarer Weise, daß daraus sich neue Ansprüche der französischen Krone er-



Das alte Kaufhaus.

geben mußten. Bald machten sich die neuen Gewalthaber durch Maßregeln der Justiz und der Verwaltung das Land zu eigen. Im Holländischen Kriege schwankte noch einmal die Wage seines Geschickes zwischen der Armee Ludwigs XIV. und dem kaiserlich-brandenburgischen Heere; aber Turenne behauptete den Sieg. Die Rechte der freien Reichsstädte wurden nun nicht mehr geachtet. Die Franzosen steckten die Staßburger Rheinbrücke, den Paß ins Reich, am 14. November 1671 in Brand und zwangen den Stadtrat, die wiederaufgebaute mit eigenen Mitteln wieder abzutragen. Der Aufstand des Volkes gegen diese Vergewaltigung war vergeblich. Im Fortgange des Holländischen Krieges war Straßburg selbst mehrfach bedroht, aber zu einer Belagerung durch die Franzosen kam es nicht. Nach dem Frieden von Nymwegen begannen

die berüchtigten Réunionskammern ihr Werk und die elsässischen Reichsunmittelbaren wurden als Vasallen des französischen Königs erklärt. Seine Regierung verlangte von den Straßburgern den Huldigungseid. Die österreichische Diplomatie, hinter der keine reelle Macht stand, versagte völlig. Die Frage einer baldigen Okkupation der Stadt war eine ganz offene. Von Verrat der Behörden kann keine Rede sein. Schon war der französische König der Hauptgläubiger der tiefverschuldeten Stadt, überall arbeitete der Katholizismus, an seiner Spitze der bestochene Bischof Egon von Fürstenberg, den Absichten des



Domplatz und Kammerzellsches Haus
Nach einer Lithographie

Königs vor, in dumpfer Resignation erwartete die deutsche Stadt ihr unvermeidliches Schicksal. Im Sommer 1681 sammelten sich französische Truppen im Elsaß, im Herbst rückten sie — nach Louvois' Plan — unter Montclar auf Straßburg, dessen Zollschanze am Rhein in der Nacht vom 27. auf den 28. September besetzt wurde. Der Überfall traf die Stadt völlig ungerüstet. In den nächsten Tagen unterwarf sie sich Louvois' Bedingungen. Am 4. Oktober leistete der Magistrat den Eid der Treue und Vauban begann seine Zitadelle zu bauen. Ludwig XIV. hielt am 23. seinen glänzenden Einzug, vom Bischof Egon von Fürstenberg in dem nun wieder katholischen Münster feierlichst begrüßt. Mit tiefer Erbitterung, mit Hohn und Spott nahm das ohnmächtige

deutsche Reich die Schmach hin. Im Ryswicker Frieden (1697) trat es Straßburg endgültig an Frankreich ab, und der Rhein ward Deutschlands Grenze. Ungeheuer waren die Lasten, die man der so mühelos gewonnenen Stadt auferlegte. Ein königlicher Prätor (Ulrich Obrecht) führte die Oberaufsicht über ihre Verwaltung. Die Katholisierung der Einwohner wurde mit allen Mitteln durchgeführt. Zwar blieb das nationale Bewußtsein der deutschen Bürger erhalten, aber in ihrem religiösen und politischen Charakter ging eine radikale Wandlung vor sich. Ein Opfer seines Glaubens und der alten Freiheit fiel



Das Fischertor
Lithographie

auch der Ammeister Dominikus Dietrich, der die Kapitulation Straßburgs unterzeichnet hatte. Er starb gebrochenen Herzens in der Verbannung. Das religiöse Leben des Elsasses hatte noch einen neuen Impuls durch Philipp Jakob Spener erhalten, der 1635 in Rappoltsweiler geboren, als Schüler Konrad Dannhausers 1651 die Universität Straßburg bezog, später dort predigte und lehrte und die alten Überlieferungen Taulers, Geilers und der Straßburger Reformatoren fortsetzte, der Vater des deutschen Pietismus, der das Luthertum innerlichst erneuerte und auch für unsere Nationalliteratur von so großer Bedeutung wurde. Für die Poesie lag das Elsaß, wie auch die übrigen deutschen Lande, in der Zeit um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahr-

hunderts nahezu völlig brach. Erst mit Konrad Pfeffel (1736—1809) erhebt sich wieder ein Dichter von einiger Bedeutung, ein Aufklärungspoet nach dem Vorbilde Gellerts. Das geistige Leben des Elsasses ging um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich von der Universität aus.

2. Die Universität

In der Kapitulationsurkunde von 1681 war der Universität vom König die Unveränderlichkeit ihres damaligen Standes zugesichert worden. Sie blieb



Das Kronenburgertor
Lithographie

deutsch und protestantisch. Auch die „Alternative", die Verordnung des Jahres 1687, wonach alle Ämter und Stellen der Stadt von Katholiken und Lutheranern wechselweise besetzt werden sollten, trat für sie nicht in Kraft. Aber in einem fremden, andersgläubigen Staate ganz auf sich selbst angewiesen, krankte sie an der Dürftigkeit ihrer finanziellen Mittel. Die dreizehn Präbenden des St. Thomasstiftes bildeten den Gehalt von ebensoviel Professoren, die mit der Aufnahme in das Kapitel ein Kanonikatshaus zur Benutzung erhielten. Hier,



Das Weißturmtor
Lithographie



Das Judentor
Lithographie



Ansicht der Stadt zur Zeit des jungen Goethe
In der Alsatia illustrata v. Schoepflin 1760

in ihren Wohnungen, fanden großenteils die Vorlesungen statt. Die übrigen waren auf den Ertrag ihrer Lektionen und einen von der Stadt gewährten Zuschuß von etwa 500 bis 600 Livres angewiesen, auch betätigten sie sich nebenher als Hilfsprediger oder Lehrer am Gymnasium. Um in ein Kanonikat einzurücken, nahmen die Anwärter eines Lehrstuhles, den sie oft erst in vorgerücktem Alter erlangten, ohne Rücksicht auf ihr eigentliches Fach eine erledigte Dozentur an der philosophischen Fakultät an, die sie dann wieder vertauschten.



Bischöfliches Schloß von der Illseite

So erhielt die Hochschule einen konfessionellen Charakter. Die Zahl der Ordinarien blieb beschränkt und der Zufluß auswärtiger Lehrer war in Ermangelung angemessener Gehälter ausgeschlossen. In der Tat gehörten die Straßburger Professoren fast durchweg einheimischen und wohlhabenden Familien an. Im Jahre 1761 wurde die Zahl der Lehrstühle auf vierzehn festgesetzt, am Ende der achtziger Jahre betrug sie achtzehn. An der theologischen Fakultät wirkten drei (bzw. vier) Lehrer, die sich über die von ihnen zu behandelnden Kollegien untereinander verständigten. Der Jurisprudenz waren drei (bis fünf) Ordinarien zugeteilt, die über Pandekten, Institutionen, den Kodex und Staats-

recht, das letztere in Verbindung mit Rechtsgeschichte, lasen. Auch hier war die Abgrenzung der Gebiete keine unbedingte. Die Medizin verteilte sich auf drei Lehrstühle. Für Arzneimittellehre in Verbindung mit Naturwissenschaft und Chemie, für Anatomie, Physiologie und Chirurgie sowie für Pathologie und Klinik. Die anatomischen Vorträge und Übungen fanden in der ehemaligen Kapelle des Bürgerspitals statt, das auch die Leichen zur Verfügung stellte. Hier bestand auch seit 1738 eine Schule für Geburtshilfe, nach dem Vorgang



Bischöfliches Schloß. Hofseite

von Paris die erste. Sie diente sowohl zur Ausbildung der städtischen Hebammen wie der Studierenden und war die Pflanzschule der berühmtesten Akkoucheure Deutschlands, Hollands, der Schweiz und nordischer Länder. Ein botanischer Garten, in dessen Hauptgewächshaus über Pflanzenkunde gelesen wurde, war schon 1619 von der Stadt angelegt worden. Die Büchersammlungen rührten schon aus der Zeit der Reformation und von der Schenkung Jacob Sturms her; sie wurden durch die im Jahre 1765 der Stadt vermachte Bibliothek Schöpflins beträchtlich vermehrt. Protektor der Universität war der Prätor, Kanzler ein Mitglied der Dreizehnerkammer. Der Rektor hatte die

Strafgewalt in kleineren Streitigkeiten zwischen Studenten und Einwohnerschaft, ein Recht, das alljährlich vom Ammeister erbeten werden mußte; die Durchschnittszahl der Studierenden betrug vor der Revolution zwischen 400 und 600 Köpfen. Zahlreiche Freistellen und Stiftungen kamen den Unbemittelten zugute. Zu allen Zeiten hatte die Universität, die so günstig an der großen Verkehrsstraße zwischen Deutschland, Frankreich, dem Niederrhein, der Schweiz und Italien lag, die Fremden und besonders die Söhne reicher und vornehmer Familien angezogen. Schon Sturm zählt einmal an die 200 Fürsten, Grafen und Herren auf. Unter den Ausländern waren besonders zahlreich die Russen und Livländer vertreten. Mehrere Professoren beherbergten vornehme Studenten bei sich im Hause, während katholische Adelige bei den



Bischöfliches Schloß. Portal
Nach der Originalzeichnung von Massol, Baumeister des Schlosses

regulierten Augustiner-Chorherren Unterkunft fanden. Zur Erlernung der neueren Sprachen war mannigfache Gelegenheit geboten. Fecht-, Tanz- und Schwimmlehrer, das Ballhaus, die Reitschule sorgten für die Ausbildung des Körpers. Zu Ostern traten zwei, im Sommer und Herbst je drei Wochen Ferien ein. Von besonderer Feierlichkeit war der Straßburger Promotionsakt. „Es wurden dazu alle Standespersonen der Stadt, der Magistrat, die Professoren der Hochschule, die Präzeptoren, Pfarrer, Freiprediger und Helfer, Doktoren und Lizentiaten geladen. Man versammelte sich in der Zunftstube Zum Spiegel und begab sich in feierlichem Aufzug mit Musikbegleitung nach dem (von der Kirche abgetrennten) Chor der Neukirche. Voran schritten die Pedelle mit den Zeptern, ihnen folgten Knaben mit brennenden Kerzen, welche die Barette und Doktorhüte trugen, dann, dem Range nach, Rektor, Promotor, Diakonen, Professoren usw., je ein Kandidat in der Mitte, zu drei und drei.



Parade-(Kleber)Platz mit Aubette
Nach einer Originalzeichnung



Rathaus und Broglieplatz
Lithographie

Ein Musikstück eröffnete die Feierlichkeit im ‚Auditorium'; darauf hielt der Promotor ein kurzes Gebet und eine Anrede ‚ex superiore cathedra' und begehrte vom Kanzler die ‚potestas creandi'; der Notar verlas dann das ‚juramentum', die Kandidaten legten zwei Finger auf das Zepter und schwuren den Eid. Die Verleihung der Grade geschah unter verschiedenen sinnbildlichen Bräuchen; endlich richtete man an die jungen Doktoren eine Reihe von Fragen, die ihnen Gelegenheit boten, ihre lateinische Beredsamkeit zu entwickeln. Gebet und Fanfaren schlossen die Feier und der Zug ging, wie vorher, wieder zurück nach der Zunftstube Zum Spiegel. Zu dem daselbst folgenden Festmahl waren, wenn mehrere Kandidaten vorhanden waren, von Magistratspersonen der Ammeister, der regierende Stättmeister und die Herren Scholarchen geladen."*)



Zweibrücker Hof
Kupferstich



Domprobstei
Nach einer Radierung von Koertge

Seit dem Jahre 1740 machte sich die französische Sprache und Sitte, die schon in den Salons und Bureaus herrschte, auch in Bürgerkreisen bemerkbar, und die katholische Einwohnerschaft fühlte sich mehr und mehr in ihrer Bedeutung. In Paris befaßt man sich nun lebhafter mit der Universität. Der Prätor, als königlicher Kommissar, erörtert Verwaltungsangelegenheiten und fordert Berichte über die Einkünfte, Ausgaben und Zusammensetzung der Hochschule ein. Die Errichtung einer königlichen Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, deren ständiger Präsident der Prätor

*) Siehe „Straßburg vor hundert Jahren" von H. Ludwig. Stuttgart 1888. Anm. 262, S. 293.

sein sollte und die offenbar den Zweck hatte, das Übergewicht der Universität zu mindern, ward im Jahre 1768 geplant. Wiederum kämpfte die protestantische Universität gegen die Forderung der „Alternative", und als diese abgeschlagen war, gegen das Verlangen, eine besondere katholische Professur für das kanonische Recht zu errichten. Kardinal Rohan erreichte dieses Ziel in der Tat und erwirkte auch für seine philosophische Fakultät im Jahre 1776 das Patent, den Grad eines Doktors der Rechte zu verleihen. So rückte man der Häresie des Protestantismus und der „Hydra" des Deutschtums immer kräftiger zu Leibe. Trotz aller



Präfektur
Nach einer Lithographie. Anfang des 19. Jahrhunderts

dieser Schwierigkeiten und Kämpfe erhob sich die Universität gegen die Mitte des Jahrhunderts nochmals auf eine glänzende Höhe, wenn sich ihr Ruhm auch nur auf wenige Häupter erstreckte. Zwar die Theologie wurde durch das französische Regiment immer mehr in den Hintergrund gedrängt; sie erstarrte unter den Verleumdungen und Intrigen ihrer katholischen Gegner. Der Pietismus vermochte in Straßburg keine rechte Wurzel zu fassen. Erst in Dr. Reuchlin gewann die Gottesgelahrtheit wieder einen erfreulichen Vertreter des praktischen Christentums, dem sich sein Schwiegersohn Georg Stuber würdig anreihte. In Lorenz Blessig und dem Pfarrer Oberlin fand diese Richtung ihre Ausläufer und verdientesten Namen.

3. Die Stadt

Während Goethe in „Dichtung und Wahrheit" seine Vaterstadt Frankfurt in ihrer äußeren Physiognomie wie in ihrem inneren Leben so anschaulich schildert, daß sie fast greifbar vor unseren Augen steht, hat er, abgesehen von spärlichen Streiflichtern, die er darauf fallen läßt, Straßburg — ebensowenig wie Leipzig — als Gemeinwesen und Stadtbild einer Betrachtung gewürdigt. So viel mehr galt ihm in den Universitätsjahren die Bildung seiner Geistes-



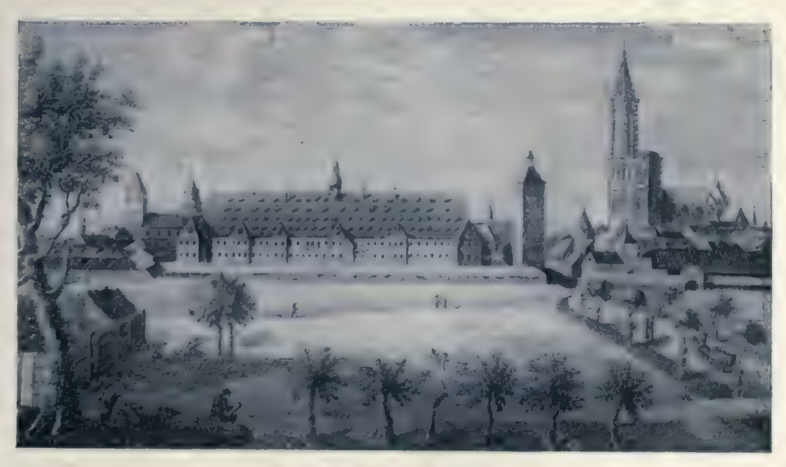
Präfektur. Hofseite

und Gemütskräfte, daß die Schilderung des Schauplatzes, worauf diese Entwicklung vor sich ging, zurücktreten mußte. Und doch bot die „königliche freie Stadt" in ihrem Organismus und Aussehen kaum geringeres Interesse als die alte Reichsstadt am Main. Es zeigte sich hier der Anblick einer Regierung, wie sie nirgend anders wo erlebt werden konnte. Innerhalb des französischen Staates, der auf der unbeschränkten Selbstherrlichkeit seines Monarchen aufgebaut war, bestand noch eine demokratisch-republikanische Verfassung, die dem Bürgertum seine alten Rechte wahrte. Noch immer bildeten die Zünfte die Grundlage des städtischen Regimentes, noch wählten sie den dreihundertköpfigen Schöffenrat, dem wiederum die Wahl der zwanzig Ratsherrn oblag und die

ihrerseits den regierenden Ammeister kürten. In dieser Zusammensetzung überwog der bürgerliche Magistrat zu zwei Dritteln das adelige Regiment, das mit



Portal der Präfektur in der Brandgasse



Das Bürgerspital

zehn „Konstofflern" vertreten war, aus deren Mitte die sechs Stättmeister — darunter die vier „regierenden" — hervorgingen. Überall, in Justiz und Verwaltung, im großen und im kleinen Rat, in der Kammer der Dreizehner und

der Fünfzehner, sowie in deren Vereinigung mit den Einundzwanzigern — dem beständigen, d. h. auf Lebenszeit gewählten Regiment — gab das Bürgertum den Ausschlag. Allwöchentlich, an den im Ratskalender verzeichneten Tagen, versammelten sich diese Kollegien in dem Rathause, auf der „Pfalz". Und noch immer wurde nach uraltem Brauche am Anfang des Jahres, sobald in der „Kurnacht" der Rat zum Teil erneuert und der Ammeister gewählt war, der „Schwörbrief" vor dem Münster öffentlich verlesen und von Magistrat und Bürgerschaft feierlich beschworen. Aber freilich, es war nur ein schwacher Abglanz der einstigen Unabhängigkeit, ein bloßes Schauspiel nur der früheren Selbstregierung; denn eine dichte Schar Bewaffneter, in des Königs Uniform, umgab den Platz, und die Schlüssel der Stadttore, die der Überlieferung gemäß während der Zeremonie geschlossen waren, lagen in den Händen des Befehlshabers der Festung, des Königsleutnants, der den meist abwesenden Gouverneur vertrat. Auch im Innern der Körperschaften zeigte sich deutlich der Verfall der einst so stolzen Republik. Die Mitglieder des „beständigen Regiments" sahen in ihrem Amt ein Familienprivileg und fühlten sich nicht mehr als Vertreter, sondern als Herren der Bürgerschaft, während die Zünfte allein schon in der Berufsübung der Kammern, zumal in der vollziehenden Gewalt der Fünfzehner, eine Kränkung ihrer Rechte erblickten. So sehr war auf beiden Seiten das Verständnis für die ehemals so weisen und wohltätigen Einrichtungen verloren gegangen und das Vertrauen zu einer wahrhaft gemeinnützigen Tätigkeit der Behörden geschwunden. Langsam und in der Stille hatte auch der Vermittler zwischen Stadtregiment und Krone, der königliche Prätor, an der Untergrabung der alten Freiheit mitgeholfen, war er doch, wenn auch ohne unmittelbare Gewalt, jederzeit in der Lage, den Beratungen der Körperschaften beizuwohnen und sein Veto wie ein Diktator zu gebrauchen. Auch war seine Zustimmung bei jeder Neuwahl oder Besetzung einer Verwaltungsstelle unerläßlich. Bei aller Feinfühligkeit ihres Auftretens hatten es die meisten Vertreter dieses Amtes klug und zielbewußt verstanden, sich die Bürgerschaft gefügig zu machen und unter die Gewalt des Königs zu beugen, dessen Gunst ihre Kollegien durch ständige Leistungen und freiwillige Geschenke (Dons gratuits) zu gewinnen suchten. Auch das alte kaiserliche Privileg Straßburgs, wonach ein eigenes Kammergericht die höchste Berufungsstelle für seine Bürger bildete, wurde durch die Einsetzung des im Jahre 1698 nach Colmar verlegten Conseil souverain d'Alsace vernichtet.

Neben der Bürgerschaft hatte auch Adel und Geistlichkeit ihre eigene Standesverwaltung und -gerichtsbarkeit. Aber auch die Hoheitsrechte der reichsunmittelbaren freien Ritterschaft des Elsasses waren zum Schatten herabgesunken. Während der oberelsässische Adel sich schon nach dem Westfälischen Frieden unter den

Schutz Frankreichs begeben hatte, vereinigte sich (1561) die unterelsässische Ritterschaft mit den rechtsrheinischen Ritterkreisen und nahm dadurch an deren Berechtigungen und Freiheiten teil. Aber die Reunionskammern zerstörten dieses Bündnis, und die ritterlichen Stände mußten, wenn auch nur der Gewalt weichend, schließlich der französischen Krone den Huldigungseid leisten. Sie durften die deutschen Korrespondenztage nicht mehr beschicken, sondern vereinigten sich jährlich in Straßburg unter dem Vorsitz des königlichen Intendanten, der darüber wachte, daß nur innere Angelegenheiten und keinerlei politische Fragen behandelt wurden. Ihre Besitzungen und Privilegien jenseits des Rheines verblieben ihnen ungeschmälert, wie auch der deutsche Reichsadel seine Güter im Elsaß ohne erhöhte Abgaben bewohnen und verwalten durfte und in den dortigen Stiftern Aufnahme fand. Die Standesgerichtsbarkeit wurde für den im Reich begüterten Teil des unterelsässischen Adels durch das Direktorium der reichsunmittelbaren Ritterschaft der Ortenau zu Kehl ausgeübt, während er in Straßburg in dem Ritterhause auf dem Stefansplan den Sitz seines eigenen Direktoriums hatte, das ihm als königliches Lehen zur Entscheidung aller die Angehörigen der Ritterschaft betreffenden Straf- und Zivilsachen zustand, freilich mit der Einschränkung, daß in wichtigeren Angelegenheiten der hohe Rat zu Colmar als Berufungsinstanz fungierte. Dieses politische Doppelleben führten schon seit dem sechzehnten Jahrhundert viele der angesehensten unterelsässischen Edelleute, wie z. B. die von Andlau, Rathsamhausen, Böcklin von Böcklinsau, Wurmser, Oberkirch, Zorn von Bulach, Müllenheim, die in der Ortenau begütert waren, während umgekehrt Ortenauer Adelsfamilien, wie z. B. die von Windeck, Buch, Röder von Diersburg, Neuenstein, sich im Unterelsaß angesiedelt hatten. So waren auch der Fürstbischof von Straßburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Pfalzgraf von Zweibrücken, wie auch die Stadt Straßburg selbst, welche die Hälfte der Herrschaft Kehl und einige reichsunmittelbaren Höfe jenseits des Rheines besaß, hier wie dort berechtigt und verpflichtet. Durch die königliche Gewalt war die alte Machtvollkommenheit des elsässischen Adels, wie die der Bürgerschaft, zerstört, aber auch in ihm lebte noch das stolze Bewußtsein seiner ehemaligen Zugehörigkeit zum deutschen Reiche, die Erinnerung seiner Ausschließlichkeit, und nur widerwillig fügte er sich der Aufnahme französischer Namen in seine Matrikel, die von der Bewilligung des Königs abhing. Der Adel des Unterelsasses war auch im achtzehnten Jahrhundert noch durch eine bedeutende Anzahl charakterfester Familien vertreten, die trotz ihrer französischen Bildung und Erziehung, trotz ihrer Verbindungen mit Paris und Versailles die Liebe zur engeren Heimat und die strenge Sitte ihrer Vorfahren bewahrten. Die Baronin von Oberkirch, deren Memoiren von der Verantwortlichkeit gegenüber den alten Traditionen erfüllt

sind, mag als Repräsentantin dieser Klasse gelten. Eine Reihe von tüchtigen Männern entsproßte diesen Geschlechtern, die auch späterhin, als sie der Sturm der Revolution über den Rhein trieb, dem alten Vaterland wieder ihre Kräfte widmeten. So standen allein fünf Angehörige des elsässischen Adels — von Andlau, von Berckheim, von Berstett, Gayling von Altheim, von Türckheim — als Minister im Dienste des badischen Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich.

Neben der weltlichen Gerichtsbarkeit des adeligen Direktoriums bestand als kirchliche Behörde die bischöfliche Offizialität, die ihren Sitz im fürstbischöflichen Schlosse zu Straßburg hatte und sowohl in geistlichen Disziplinarsachen wie in gewissen bürgerlichen Rechtsangelegenheiten erkannte. Als Berufungsgericht entschied teils die erzbischöfliche Offizialität in Mainz, teils der Hohe Rat zu Colmar. Das Hochstift des Münsters hatte für seine Mitglieder und Angestellten seine eigene Gerichtsbarkeit, ebenso wie sie der Fürstbischof für seine Besitzungen in Zabern und innerhalb seines Schlosses und der dazugehörigen Gebäude in Straßburg ausübte. Das Bistum lag zu zwei Dritteln im Elsaß, zu einem Drittel jenseits des Rheines. Es war eines der reichsten in Frankreich und in Ansehung seines Hochstiftes, dessen Präbenden überwiegend von Deutschen besetzt wurden, das „edelste" unter den neun am Rhein gelegenen Bistümern. In ununterbrochener Reihenfolge hatten im achtzehnten Jahrhundert vier Mitglieder der Familie Rohan die Würde des Fürstbischofes bekleidet.



Henriette Luise, Baronin v. Oberkirch
Nach einem Gemälde

Neben dem so glanzvoll repräsentierten katholischen Klerus trat die Kirche Augsburgischen Bekenntnisses zurück, trotzdem um das Jahr 1770 in der etwa 43000 Einwohner zählenden Stadt die Hälfte protestantisch war. Die Kapitulationsurkunde hatte ihr Freiheit der Religionsübung zugesichert, und selbständig verwaltete der Konvent unter der Oberhoheit des Magistrats seine Kirchen, Schulen, Besitzungen und Einkünfte. Zwischen den beiden christlichen Konfessionen herrschte ein versöhnlicher Geist, der vor

allem von den hochgebildeten und toleranten Vertretern des Luthertums gepflegt wurde.

Zu diesen friedlichen Gewalten trat in der starken Grenzfestung als sehr bedeutsames und von der französischen Krone sorgsam gehegtes Element das Militär. Eine in zehn Kasernen untergebrachte Besatzung von ungefähr zwölftausend Mann, die aus Infanterie — den sogenannten „Fremdtruppen" — Kavallerie und Artillerie sich zusammensetzte, stand unter dem Befehle des Oberkommandanten der Provinz, während die Festung wie die Zitadelle ihren eigenen Gouverneur besaß. Unter den militärischen Werkstätten rechtfertigte die Stückgießerei, die im ehemaligen St. Claraklöster untergebracht war, den alten Ruf des „Straßburger Geschützes". Die in der Stadt liegenden Regimenter rekrutierten sich meist aus Deutschen, wie auch das Kommando in ihrer Muttersprache abgegeben wurde. Ihre Obersten und Inhaber waren zum Teil deutsche Fürsten, die auch, wie z. B. der Prinz Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, ihre eigenen Paläste in der Stadt besaßen.



Bürgermädchen
Nach einem Kupferstich

Innerhalb der Grenzen und Mauern dieser zur „Province étrangère effective" gehörigen Stadt regte sich nun ein bürgerliches Leben, das ganz und gar an den deutschen Gebräuchen und Einrichtungen festhielt. Die Träger dieses beharrenden Elementes waren die Zünfte. Da waren die Gärtner, die in den Vorstädten am Steintor, der Krautenau und besonders „Unter den Wagnern" (dem heutigen Weißturmviertel) wohnten und am Sonntag in der altherkömmlichen Tracht, mit dreispitzigem Hut und weitschößigem Rock, in Strumpfhose und derben Schnallenschuhen einherkamen, während die Frauen statt des breitrandigen Strohhutes die goldgestickte Schneppenhaube und ihre schweren Seidenröcke und -Mieder trugen, ein arbeitsames Geschlecht, das eifrig und genau auf Wahrung und Mehrung des erworbenen Wohlstandes hielt. Von der Häuslichkeit dieser alteingesessenen Familien weiß Hermann Ludwig in seinem Kulturbilde: „Straßburg vor hundert Jahren" (Stuttgart 1888, S. 23 ff.) zu berichten: „Den Eindruck des Beständigen empfing derjenige, welcher das zur Herbstzeit wie alle übrigen Gebäude dicht mit Tabakblättern und Maiskolben behangene Haus betrat, in dem hoch aufgeschüttete Sämereien und

Zwiebeln verschiedenster Art den Menschen auf den allergeringsten Raum beschränkten. Mochte auch das einzige Wohnzimmer desselben, hinter dessen dunkelm, niedrigem Getäfel unzählige Geschlechtsfolgen von Grillen und andern derartigen Hausgeistern ungestört genistet hatten, gar manches zu berichten wissen, so deutete doch alles in ihm auf einen ruhigen, stetigen Lebensgang. Die schwerfälligen, steiflehnigen, mit Schnitzwerk versehenen Holzsessel und Tische, der große, kunstvoll ausgelegte, mit Wappen, Figuren und blankem Beschlag gezierte Nußbaumschrank, dessen weitem Innern Geschlecht auf Geschlecht den Zoll selbstgesponnener Leinenballen anvertraute, ohne je den Vorrat durch eigenen Verbrauch wesentlich zu mindern, die altertümlichen Krüge und Schüsseln, welche von dem Topfbrett des „Känsterle" aus der Ecke des Zimmers niederschauten, entsprachen vollkommen dem Sinne der Bewohner dieses Raumes, der gewohnt war, alle Leidenschaften unter das feste Joch unabänderlicher Notwendigkeit in stets gleichem Jahresrundlauf zu beugen. So hatte denn auch der weite Lehnstuhl, in dessen mit Kalbleder bezogenen harten Armen vor hundert Jahren noch der Hausherr nach des Tages Last und Hitze den Arbeitsfeldzug für den nächsten Tag überdachte oder zu Zeiten aus dem stets neben ihm stehenden ‚Schimmel', einem mit dem eigenen Wein gefüllten weißen Thonkruge, etwaigen Geschäfts- oder anderen Besuchen zutrank, in ganz derselben Weise den Urahn beherbergt. Noch auch führte der Herr des Hauses Hauses Jahr für Jahr mit derselben Genauigkeit wie seine Voreltern die Verzeichnisse über Bebauung und Ertrag jedes einzelnen Grundstückes fort, deren wurmstichige und staubige Stöße und Bündel mitunter von den in ihnen Rat und Auskunft suchenden Enkeln befragt wurden. Wie zu den Zeiten der Reformatoren leitete der Hausvater in diesem gleichen Wohnraume mit einem Bibelverse die mit dem Gesinde gemeinschaftlich um zehn Uhr vormittags und sechs Uhr abends eingenommenen Mahlzeiten ein, deren Schluß der zur Linken des ‚Meisters', der Hausfrau gegenüber, sitzende Großknecht durch das Leeren seines Glases auf beider Wohl ankündigte, wonach derselbe durch lautes Zuschlagen seines Kneifs das Zeichen zum Aufbruch gab."



Bäurin
Nach einem Kupferstich

Die vornehmste Zunftstube der Gärtner befand sich in der Weißturmstraße, in einem ansehnlichen Gebäude, dessen Giebel die Figur eines Kriegers schmückte, ein Sinnbild der Tapferkeit der Gilde, deren Eigentum es war. Hier besprachen die Mitglieder nicht nur ihre bürgerlichen und Vereinsangelegenheiten, hier spielten sich nicht bloß die alten feierlichen Gebräuche des Handwerks ab, sondern man feierte hier auch Familienfeste. Zudem war das

Zunfthaus der Gärtner auch der Ort, wo die Sämereien und die Früchte geprüft wurden, bevor sie ins Ausland gingen oder auf den „Seckelmarkt", den Platz vor dem Münster, kamen. Da war ferner die Zunft der Fischer, die in den winkligen Gassen am rechten Ufer der Ill hausten und ihr Gewerbe, wie die Gärtner, von Generation zu Generation vererbten, das sie, einem alten Vorrecht gemäß, zu beiden Seiten des Rheins ausüben durften. In hohem Ansehen standen die Schiffer, deren mannhafter, streng organisierter Zunft die Stadt in Krieg und Frieden, für ihren Schutz wie für ihren Reichtum, so viel verdankte, und deren Mitglieder, soweit sie dem Magistrat angehörten, bereits zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts einen bevorzugten Platz im Rate Straßburgs einnahmen. Auch die Bäcker, in deren großem Zunftsaale ihr rühmlicher Anteil an der Einnahme des Wasselnheimer Schlosses durch Bild und Vers verewigt war, genossen eine ähnliche Auszeichnung. Im ganzen waren 83 Gewerbe in zwanzig Zünften untergebracht, welchen auch Gelehrte und sonstige „Zudiener" beitreten konnten. Ihre Stuben waren gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Teil vermietet; so wurden in der ‚Zum Spiegel' allwinterlich die Liebhaberkonzerte und akademischen Festakte sowie auch Bälle abgehalten, während man in der Tucherzunft Theatervorstellungen gab. Das alte Gepränge wurde nur bei besonderen Festlichkeiten entfaltet und die Schiffer, Fischer, Küfer und Bäcker ließen nur noch selten — z. B. bei der Durchreise Marie Antoinettes im Jahre 1770 — ihre Handwerkerkünste spielen.

Trotz der Einverleibung in Frankreich blieb der Handelsverkehr Straßburgs mit Deutschland, Holland und der Schweiz unberührt, da die Stadt, als ein Teil des Etranger effectif von dem französischen Staate durch Zollschranken getrennt und in ihren Verträgen mit anderen Ländern ungehindert war. Im Kaufhaus an der Ill wurden die Waren behufs Entrichtung der königlichen und städtischen Gebühren eingebracht, bevor sie an die Empfänger ausgeliefert wurden. Dort besonders flutete auch während der vierzehntägigen Messen an Johanni und Weihnachten das geschäftliche Treiben. Fremde Händler aus allen Nachbarstaaten, ja sogar aus Italien und Griechenland, besuchten diese Märkte, die im Sommer mit der „silbernen Glocke" eingeläutet wurden, und es war ein Bild aus den Zeiten des Glanzes der alten Reichsstadt, wenn die Nürnberger Kaufleute dem Magistrat als Abzeichen ihres Waffenhandels Schwert, Holzmesser, Falkenhandschuhe und Haselstab überreichten. Auch das Kunstgewerbe blühte durch die Berührung mit der französischen Gewerbetätigkeit wieder auf. Straßburgs Fayencen, Gold- und Silberarbeiten, geschliffene Steine — zumal die als „Pierre de Straß" bekannten Rheinkiesel — waren allenthalben, selbst in Paris, geschätzt. Noch bestand die berühmte Porzellan-

manufaktur, die Karl Franz Hannong gegründet und sein Sohn Paul Adam weitergeführt hatte, im Besitz der dritten Generation.

Die Bürger dieser von Handel, Verkehr und Gewerbefleiß belebten Stadt waren bei all ihrer Tüchtigkeit und Gediegenheit durchaus lebensfrohe Menschen, die weder die Strenge ihres Bekenntnisses noch der Ernst der Zeiten davon abhalten konnte, die Freuden ihrer heimatlichen Welt in harmloser Weise zu genießen. Herrschte im Innern ihrer Häuser der Geist altdeutscher Zucht und die Ordnung eines wahrhaft patriarchalischen Regimentes, so verleugnete sich der muntere Sinn und das lebhafte Naturell des Elsasser Volkes nicht, wenn



Brücke in der Ruprechtsau
Radierung von 1804

es galt, die geselligen Vergnügungen der Zunftstube oder die Feste aufzusuchen, wozu sich befreundete Familien vereinigten. Mit besonderer Lust huldigte die Straßburger Bevölkerung wie die ganze Provinz dem Tanze, zumal dem deutschen Walzer, vor dem rigorose Sittenwächter gleich dem in den Kränzchen so beliebten Pfänderspiel öffentlich warnen zu müssen glaubten. Auch die Jahresfeste wurden gebührend gefeiert. Die „Umfahrt" des neugewählten Ammeisters und sein „Spruch", d. h. Besuch bei den Zünften, gab Anlaß zu frohen Gelagen, man freute sich am Fasching des Mummenschanzes, an Johanni des Schaukelvergnügens auf dem Münsterturm, und die Jugend genoß um die Adventszeit die Wunder des „Christkindelmarktes", die Wonne des Weihnachtsfestes und die Schauer des „Hanstrapp", wie sie uns die Baronin von Ober-

kirch so lebhaft beschrieben hat. Im Sommer aber ging es hinaus ins Freie, zu Picknicks, Spaziergängen und Wasserfahrten auf der Ill, auch zum Besuch der eigenen Landhäuser. Auf dem zum Park umgewandelten Schießrain vor dem Judentore, dem späteren „Contades", mit seinen Wirtshäusern und Tanzplätzen, in den Gärten vor dem Metzger- und Weißturmtor, besonders aber in der Ruprechtsau zwischen Ill und Rhein wimmelte es von heiteren Menschen, von Angehörigen aller Klassen. Während sich die vornehmeren Damen nach der französischen Mode kleideten, erschienen die Straßburger Bürgermädchen in der



Das Komödienhaus auf dem Broglie beim Brande vom 30. Mai 1800

„deutschen" Tracht, mit der durch Nadeln befestigten Flechtenkrone, im Mieder und kurzem faltigen Rocke — einer anmutigen Gewohnheit, an der sie mit der natürlichen Treue festhielten wie an der Sprache ihrer Heimat. Erst mit der Revolution schwand diese Sitte dahin, wie auch die Ehrbarkeit und treuherzige Unbefangenheit des häuslichen und geselligen Verkehres durch den endgültigen Sieg des Franzosentums gelockert wurde.

Und wie erschien nun das Kleid der Stadt selbst, ihr Äußeres, dem Besucher, der sie um das Jahr 1770 betrat? In einem weiten Kranz grüner, üppiger Fluren, die im Osten, Norden und Süden von Wasserläufen durchzogen, im Westen von sanften Rebhügeln, den Vorläufern des Wasgaues, begrenzt waren, lag der Gürtel der Festung mit ihren Toren und Bastionen.

von Südwesten her durchströmte, kurz vor ihrem Eintritt durch die Breusch verstärkt, die Ill in sieben Armen die Stadt, die in ihren äußersten Zweigen als Wallgräben, sodann teils zum Mühlenbetrieb, teils als Fahrstrom dienten. Neununddreißig Brücken und Stege führten innerhalb der Umwallung über diese Wasserläufe. Von dem mittelalterlichen Straßburg zeugten vor allen anderen Baudenkmälern einige (meist jenseits der Ill gelegene) Klöster und Kirchen, die zum Teil noch Reste aus romanischer Zeit aufzuweisen hatten. Außer dem das ganze Stadbild beherrschenden Wunderbau des Münsters stand noch St. Stephan, im Osten der Stadt, an der sich hier wieder vereinigenden



Der „Contades"
Nach einer Zeichnung

Ill gelegen, in seiner ganzen Ausdehnung, (nach der Zeichnung Silbermanns) eine dreischiffige Basilika, der im Westen ein turmartiger Fassadenbau vorgelagert war. Ging man am Ufer des Flusses stromaufwärts nach Südwesten, so gelangte man zur protestantischen St. Thomaskirche, einem im wesentlichen gotischen Bau, der heute noch in seiner damaligen Form erhalten ist. Weiterhin gegen Nordwesten traf man auf Alt St. Peter und im Norden auf Jung St. Peter, deren Chöre den Katholiken eingeräumt waren, indes die gegen das Münster gelegene Kirche des alten Dominikanerklosters, die „Neue Kirche", den Protestanten gehörte und auch zur Abhaltung ihrer Universitätsfeierlichkeiten benutzt wurde. In seiner unmittelbaren Nähe befand sich — in einem

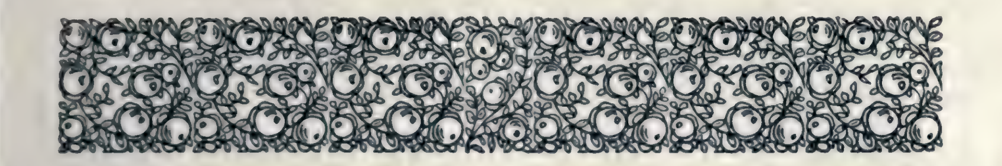
Teil des Predigerklosters — das protestantische Gymnasium, die alte klassische Bildungsstätte, die auch das Studienstift St. Wilhelm barg, wo junge Theologen Augsburgischen Bekenntnisses unentgeltlich Aufnahme fanden. Schritt man tiefer in die Stadt, in ihre Mitte, so traf man auf dem alten St. Martinsplatz noch auf die „Pfalz" mit ihrem hohen gotischen Giebel, ihren Türmchen und den beiden Freitreppen, die zum Obergeschoß führten und von welchen die Rede ging, sie seien mit Rücksicht auf die Rivalität der Zorne und Müllenheimer angelegt worden, so daß jedes der beiden Geschlechter seinen eigenen Zugang zum Rathaus finden konnte, wenn das eine von seiner Trinkstube an der Ill, das andere vom Hohen Steg herkam. Die übrigen Profanbauten Straßburgs gehörten, soweit sie als künstlerische Denkmäler dem Beschauer ins Auge fielen, der Renaissancezeit an. Sie stehen heute noch in ihrer alten Gediegenheit und Pracht: Das Kaufhaus am Nikolausstaden; der Westflügel des Frauenhauses, der Sitz der Dombauhütte — der östliche stammt aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts — mit seinem schönen Zwischenhofe; der „Neue Bau" hinter der Pfalz, das herrlichste Renaissancegebäude der Stadt; die große Metzig an der Rabenbrücke. Außer diesen öffentlichen Bauten schmückte die „wunderschöne Stadt" eine Fülle pittoresker Bürgerhäuser, die, seien sie nun in Stein oder Fachwerk errichtet, mit ihren Portalen, Erkern und Wendeltreppen noch dem heutigen Straßburg den altertümlichen Anstrich verleihen. Das Kammerzellsche Haus am Münsterplatz, das Böcklinsche auf dem Stephansplan, das später der Sitz der elsässischen Ritterschaft wurde, der Hof des Wirtshauses zum Raben, in dem — wie in dem Drachenhof am Nikolausstaden — ehemals die Fürsten und Hochgestellten abzusteigen pflegten, künden noch heute von dem Wohlstand und Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts. Ihr glanzvollstes Gepräge aber erhielt die Stadt erst im achtzehnten Jahr-



Marschall von Contades
Nach einem Stahlstich
Das Originalgemälde befindet sich in der Galerie von Versailles

hundert durch die Bautätigkeit der Franzosen. Jetzt erst entstanden die stattlichen Kasernen, die zierlichen Wachthäuser, das großräumige Bürgerspital, das Hôtel d'Andlau (die spätere Dompropstei), vor allem aber die feinen Barockbauten der hohen Geistlichkeit, das bischöfliche Schloß und das Hôtel du Doyen du Grand Chapitre. In den dreißiger Jahren ward für den Prätor Royal Klinglin das prächtige Hôtel de l'Intendance errichtet. Blondel, der Urheber eines Baufluchtenplanes, der die ganze Stadt umfassen sollte, schuf die Fassade der Aubette, die nur der Beginn einer völligen Umgestaltung des Kleberplatzes sein sollte. Das Hôtel d'Hanau, das Besitztum des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der in Buchsweiler residierte und in Straßburg ein Regiment befehligte, der Zweibrücker Hof, das Hotel Marmoutier entstanden in jener Zeit. Auch viele Privathäuser bewahren heute noch den Stil Ludwigs XV. oder manche schöne Einzelheiten aus seiner Zeit, wie Kartuschen, Gitter und Portale. Der Schlußstein einer Fenstereinfassung am Kornmarkt, worauf der flötenblasende Friedrich der Große mit der Jahreszahl 1768 dargestellt ist, zeigt, welche Verehrung der preußische Heldenkönig in der französisch gewordenen Reichsstadt genoß. Auch die Anlage von großen öffentlichen Plätzen, darunter der „Broglie" und „Contades", von den zwei Marschällen dieses Namens hergestellt, war das Werk der Franzosen.

Dies war, in ihren hervorstechendsten Merkmalen bezeichnet, die Stadt, worin der junge Goethe anderthalb Jahre seines vielbewegten Lebens zubrachte, eine Zeit, die für seine menschliche und dichterische Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte.



III

Goethes erste Straßburger Periode (April–September 1770)

Kaum in Straßburg angelangt, eilte Goethe zum Münster, dem Wahrzeichen der Stadt, das ihm Mitreisende schon lange unterwegs gezeigt hatten und das ihm eine ganze Strecke im Auge geblieben war. Durch die schmale Münstergasse — so berichtet er wohl irrtümlich, da diese Straße weder schmal war, noch auf seinem Wege lag — betrat er den engen Platz und stand nun dicht vor dem Koloß, allzunah, als daß er den ersten dunkeln Eindruck, den er von dem ehrwürdigen Gebäude empfing, sogleich hätte entwickeln können. Erst später sollte ihm die charakteristische Schönheit dieses deutschen Denkmals aufgehen. Noch begriff er nicht den Widerspruch, daß er das Wunderwerk als etwas Ungeheures anstaunte und es zugleich als ein Geregeltes angenehm empfand. Rasch bestieg er den Turm, um nicht die Gunst eines heiteren Sonnentags zu versäumen, der ihm das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte. Im neunten Buch seiner Lebensbeschreibung gibt er diesen ersten Eindruck also wieder: „Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche, mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von

teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

Erst am 18. April wurde Goethe in die Generalregister der Universität eingetragen, da die Immatrikulierung jeweils von der halbjährlich erfolgenden Neuwahl des Rektors und der Dekane abhing. Sein Eintrag lautete:

Johannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis, logiere bey Hr. Schlag auf dem Fischmarckt.

An der Sommerseite dieser schönen langen Straße, die als Fortsetzung der Gewerbslauben die Altstadt in der Richtung von Nordwesten nach Südosten, vom Gutenbergplatz bis zur Rabenbrücke durchschneidet, und wo, wie Goethe schreibt, eine immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hilfe kam, hatte er sein kleines, aber anmutiges Quartier bezogen. Unter den

d. 18. Aprilis.

Petrus Walthieri Churiensis Rhaetus logiert bey Hr. Zorhn, Goldschmid
Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis.
logiere bey H. Schlag, auf dem Fischmarckt.
d. 19. Aprilis.

Goethes Eintrag in die Universitätsmatrikel

von Hause mitgebrachten Empfehlungsbriefen, die er abgab, befand sich einer an einen Handelsmann, den er wohl seiner Freundin Klettenberg verdankte. Er traf einen verständigen, keineswegs kopfhängerischen Mann, der mit seiner Familie zwar den Gesinnungen der Herrnhuter ergeben war, sich aber nicht von dem äußeren Gottesdienst der Kirche getrennt hatte. „Ich habe", so berichtet er der frommen Freundin Ende August nach Frankfurt, „den Mann gern, wir sind gute Freunde; aber schon als Hausvater ist er zu streng und Sie können sich dencken was herauskommt wenn er die feinern Pflichten der Religion von seinen iungen rohen Leuten beobachtet haben will." Goethes gläubige Stimmung hielt auch in Straßburg noch geraume Zeit an, wenn sie auch nicht mit dem dort heimischen Spener-Frankeschen Pietismus zusammenklang. Seine ersten Briefe aus dem Elsaß geben darüber Aufschluß. So schreibt er am Karfreitag, dem 12. April, dem Leipziger Freunde Limprecht: „Ich binn wieder Studiosus und habe nun, Gott sey Danck, so viel Gesundheit,

als ich brauche, und Munterkeit im Überfluß. Wie ich war so binn ich noch, nur daß ich mit unserm Herre Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger binn, und erfahren habe, was das heißt: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem der da kommt; schon gut, auch das ist Freude und Glück; der König muß erst einziehn, eh er den Thron besteigt."



Goethes Wohnung auf dem Alten Fischmarkt

Und am 19. April: „Ich binn anders, viel anders, dafür dancke ich meinem Heilande; daß ich nicht binn, was ich seyn sollte, dafür dancke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Wercken als für meinen Sünden.' Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz." An Augustin Trapp, den Vetter der Wormser Freundin Corneliens, Charitas Meixner, lautet es unterm 28. Juli: „Reflexionen sind eine sehr leichte Waare, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Nahmen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, biß wir ihn unsern Herrn betiteln können,

und wir sind mit unzähligen Wohltahten überschüttet." Und noch am 26. August bekennt er der Klettenberg: „Ich binn heute mit der kristlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Todt zu erinnern, und Sie können rathen, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten, und einen so saumseeligen Brief, endlich im Ernste treiben will. Es geht unsern besten Freunden mit uns, wie es Gott selbst zu gehen pflegt; zu jeder Liebe gehört eine Sammlung, und ich wollte ausgeworffne Schaupfennige ehe wieder gesammelt haben, als zerstreute Gedancken, und besonders hier, unter denen Umständen, worinn ich mich jetzo befinde. Und doch scheinen sie nicht wenig zu versprechen. Die viele Menschen die ich sehe die vielen Zufälle die mir queer über kommen geben mir Erfahrungen und Kenntnisse, von denen ich mir nichts habe träumen lassen. Übrigens ist mein Körper just so gesund um eine mäßige, und nötige Arbeit zu tragen, und um mich bey Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese binn." Schon aber kommt die Einschränkung: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar starck,



Der Fischbrunnen
Nach einer Lithographie

ich hatte mich im Anfange sehr starck an sie gewendet; aber es ist als wenn es nicht seyn sollte. Sie sind so von Herzen langweilig wenn sie anfangen, daſſ es meine Lebhafftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäſigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedancken dachten, und nun meynen das wär alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabey so hällisch und meinem Graffen so feind, und so kirchlich und pünctlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche. Es

kömmt noch was dazu. Die Vorliebe für unsre eignen Empfindungen und Meynungen, die Eitelkeit eines jeden Nase dahin drehen zu wollen wohin unsre gewachsen ist; Fehler denen solche Leute die eine gute Sache haben mit der grössten Sicherheit nachhängen." Wenn man diese Briefe mit denen vergleicht, die der Leipziger Studiosus und auch noch der Frankfurter Rekonvaleszent schrieb, so wird man leicht einen stillen Fortschritt gewahr, den das Innere des nun bald Einundzwanzigjährigen gemacht hat. Sein Charakter befestigt sich, sein Geist besinnt sich auf sich selbst. Trotz manchen Schwankens, das auch noch in seinem wechselnden Gesundheitszustand begründet ist, atmen sie eine seelische Kraft, Energie und Frische, die erst jetzt das wahre, tiefe Wesen des genialen Jünglings anzeigen. Die Tändelei und das gezierte Scheinwesen, die seinen Kern verhüllt hatten und zu ersticken drohten, fallen wie Spreu von ihm ab, und aus der Schale dringt immer leuchtender die edle Blüte. Nun erst regt sich in ihm der wahre Philosoph, der ganz ursprüngliche und mit ungetrübten, eigenen Augen in seine Umwelt blickende Beobachter des Lebens, als den sich der Frühreife und von Verschrobenheiten Angekränkelte so lange nur gebärdet hatte. Es wird klar in ihm. Und mit dieser inneren Helle findet er auch seinen persönlichsten Ausdruck. Erst jetzt vernehmen wir die Sprache des jungen Goethe, mit ihrem unsäglichen Reiz und jener einzigen Gewalt, die uns seine Gedanken so tief einprägen, weil sie aus der ersten Hand der schöpferischen Natur herzurühren scheinen. Welche Bilder sprudeln auch schon aus dem Quell dieses Geistes empor, der nur dumpf erst seine göttliche Kraft fühlt und sich ihrer in poetischen Gleichnissen notgedrungen entledigen muß! Schon findet er Töne, die an den künftigen „Werther" gemahnen, geschwängert von Empfindung und Lebensfülle, wie sie nur dem Munde des echten Künstlers entströmen können, der das, was seine tiefste Brust bewegt hat, in ungeschwächte und unvermittelte Gegenwart verwandelt. „Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreifflichen Wonne dasizt wenn sie fließen O da sind wir so schwach daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft starck sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreissen. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf Einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reitz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck." So spricht er jetzt über die Liebe, über die er ehedem nur reflektiert hatte. Alles wird ihm zu unmittelbarem Gefühl und innerem Erlebnis. Er sinnt nicht mehr über den Begriff der Schönheit nach, sondern er versteht sie

im frischen, vollen Genuß der Gebilde, worin sie sich offenbart. „Sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Wercke der großen Dichter und Mahler, kurz, aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriss keine Definition hascht. Mendelssohn und andere, deren Schüler unser Herr Recktor ist, haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen, und mit Stecknadeln, für den neugierigen Betrachter festzustecken; es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang; das arme Thier zittert im Netze, streifft sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ia unversehrt erwischt, so stickt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bey ieder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist der alles schön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie Sich Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz, und das Aug dabey über; und lassen Sie mir die Freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten." Überall sucht er nun auf den Kern der Dinge zu dringen, das wahre Wesen der Welt und der Menschen zu erforschen. So streift er auch von sich selber jeden Schein, jede Eitelkeit ab. Wie männlich und reif klingt nicht sein Brief an den jüngeren Hetzler vom 24. August, worin er dem Freunde über seine eigene Person die Augen öffnet. „Ihre Neigung für mich hat mir Vorzüge geliehen die ich nicht habe. ... Einen den man vollkommen gehalten hat, und an einer Seite mangelhafft findet, beurtheilt man nicht leichte mit Billigkeit. Unsere Eitelkeit ist dabey im Spiele, wir haben uns betrogen, und wollen es nicht Wort haben, nnd thun uns die Ehre an zu glauben dass wir betrogen worden sind, damit werfen wir alle Schuld, Verdruss, und eine Art von Hass, auf einen Unglücklichen, der doch gar keinen Theil daran hat, dass ihn unsre Übereilung, für etwas ansah, für das er nicht angesehen zu seyn verlangte. Überhaupt um die Welt recht zu betrachten /: wozu Sie doch auch Lust bezeugen:/ muss man sie weder für zu schlimm, noch für zu gut halten; Liebe und Haß sind gar nah verwandt, und beyde machen uns trüb sehen. Es fehlt nicht viel, so fang ich an zu wäschen. Die Mittelstrase zu treffen wollen wir nicht verlangen so lang wir iung sind. Lassen Sie uns unser Tagewerck verrichten und den alten nicht in das Handwerck pfuschen. Die Sachen anzusehen so gut wir können, sie in unser Gedächtniss schreiben, aufmerksam zu seyn und keynen Tag ohne etwas zu sammeln, vorbeygehen lassen. Dann, ienen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, iedes an seinen Plaz zu stellen, iedes Wehrt zu bestimmen /: eine ächte Philosophie meyn ich, und eine gründliche Mathesin:/ das ists, was wir ietzo zu tun haben. Dabey müssen

wir nichts seyn, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öffter stille stehen und ruhen, als die Nothdurfft eines müden Geistes und Körpers erfordert."

Und in der Tat, er nutzte den Tag in seiner Weise, er merkte auf die Dinge und sammelte in seine Scheune. Es ist uns sein Straßburger Tagebuch erhalten, die „Ephemerides", die er schon zu Anfang des Jahres 1770 in Frankfurt angelegt und dort auch nach seiner Rückkehr wohl noch fortgesetzt hatte. Das Heft in Quart mit 34 beschriebenen Seiten war früher im Besitz der Familie von Stein auf Kochberg — Charlotte hatte es von Goethe selbst erhalten — und befindet sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Straßburg. Es trägt das bezeichnende Motto: „Was man treibt, heut dies und morgen das." Während der erste Teil vorwiegend aus Auszügen besteht, die stellenweise von Urteilen Goethes über die benutzten Schriften begleitet sind, mehren sich gegen den Schluß die freien Bemerkungen und am Ende steht ein kurzes Fragment eigener Dichtung, das winzige Bruchstück eines Römerdramas. Man sieht hier in den ringenden Geist, in eine tiefbewegte Brust, die alle Nähe und alle Ferne nicht befriedigen kann. Philosophie und Theologie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, Medizin und Naturwissenschaft, Geschichte und Philologie, Poesie und bildende Kunst — alles möchte die junge Feuerseele erfassen. Nichts dünkt seinem Erkenntnisdrang unwichtig. Vom Altertum bis zu der Neuzeit, von Plato über Paracelsus zu Mendelssohn und den neueren französischen Philosophen, vom Corpus juris über die mittelalterlichen Rechtsbücher zu den jüngsten Pandektisten und Publizisten, von Hippokrates zu Agrippa von Nettesheim zu Boerhave, von Livius, Tacitus, Plinius, Seneka über die Edda und den Saxo bis in die elsässische Literatur seiner Tage, von Juvenal, Lucan, Properz zu Shakespeare, Voltaire, Lessing, Ramler — alles, was sein unersättlicher Geist, sein lechzendes Gemüt zu erreichen vermag, verschlingt, genießt, beurteilt er. Dieser Wissensdrang ordnete sich einem Triebe unter, der für ihn alles andere überwog: das Leben kennen zu lernen, es in seiner Tiefe, in seinen wesentlichen Erscheinungen zu erfassen und nicht mehr, wie ehedem, nur an seiner schäumenden Oberfläche zu schlürfen und im Genusse des Augenblicks zu verweilen. Jene Abweisung der „Freudenfeindlichen Erfahrungssucht" ist also einzuschränken auf das Gebiet des Schönen, das er nicht mehr, wie früher, in allgemeinen vorgefaßten Begriffen zergliedern, sondern in seinen Verkörperungen frisch und ungeteilt erleben wollte. Sonst ist gerade Erfahrung das, was er mit Leib und Seele in dieser gärenden Periode sucht. Wenn irgendwo in Goethes Jugend die Ansätze zu der allgemeinen Bewegung, die er mit anderen Zeitgenossen teilt, die Anfänge seines „Sturmes und Dranges" deutlich erkannt werden können, so ist es hier, in Straßburg. Erfahrung war das

Grundprinzip dieser Richtung, im Gegensatz zu der Aufklärung mit ihren Abstraktionen und Allgemeinheiten, die diese aus der bloßen Vernunft schöpfte. „Erfahren, was das Leben sei", „alle Wirkungskraft und Samen schauen", „nicht mehr in Worten kramen zu müssen", dieser Stoßseufzer und Sehnsuchtsschrei des titanischen Faust wiederholt nur die Losung jener stürmischen und



Kosthaus in der Knoblochgasse

drangvollen Tage. Und so sucht nun der junge Goethe, zielbewußter und besonnener, als er es im Rausch seiner ersten akademischen Jahre getan hatte, das Leben auf, das ihn in Straßburg umgab.

Im Eingange seines biographischen Schemas und des neunten Buches seiner Lebensbeschreibung, das Goethe im Jahre 1811 verfaßte, steht die „Tischgesellschaft" als das Lebenselement, in das er sich zunächst erwartungsvoll stürzte. Die Pension, die ihm und der er empfohlen worden war, befand sich in der Knoblochgasse und ward von den Jungfrauen Lauth mit Ordnung und gutem

Erfolg geführt*). Ungefähr zehn Personen, ältere und jüngere, nahmen an der Tafel teil, die der Dichter als „angenehm und unterhaltend“ in Erinnerung hatte. Am gegenwärtigsten war ihm das Bild eines jungen Mannes, Meyer aus Lindau, den er in „Dichtung und Wahrheit“ in voller Plastizität aufleben läßt: „Man hätte ihn, seiner Gestalt und seinem Gesicht nach, für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem Wesen gehabt hätte. Ebenso wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüt durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offenes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein ‚Räzel‘ war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmütigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtnis war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien kostete ihm nichts; er behielt alles, was er hörte, und war geistreich genug, an allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medizin studierte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Mutwille in Wiederholung der Kollegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er mittags bei Tisch paragraphenweis', ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren mit einander wechseln ließ: welche buntscheckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.“ Dann erwähnt Goethe noch einiger „mehr oder weniger feiner, gesetzter, ernsthafter“ Leute, ohne ihre Namen aufzubewahren. Es waren mit Ausnahme

*) Mit Aug. Stöber hatte man lange Zeit angenommen, daß sich das Kosthaus der Jungfrauen Lauth in der Krämergasse (Nr. 13, heutige 7) befand. Dagegen hat Dr. Froitzheim („Klassische Häuser in Straßburg“, Straßburger Post Nr. 186, drittes Blatt, vom 7. Juli 1889) nachgewiesen, daß das Speisequartier der Demoiselles Anne-Marie et Suzanne-Marguerite Lauth, die es mit ihrem Bruder, dem Notar Jean-Daniel Lauth als propriétaires bewohnten, in der Knoblochgasse (Nr. 22, Ecke des Schiffgäßchens), einem heute noch wohl erhaltenen Gebäude mit interessantem Hofe, zu suchen ist. In der Nähe, Ecke der Knobloch- und Dornengasse, wohnte, seinen eigenen Angaben entsprechend, Jung-Stilling mit Troost. Auch Salzmanns Wohnung befand sich vielleicht später — nach Stöber wohnte er zur Zeit von Goethes Straßburger Aufenthalt gegenüber der Pfalz — in der Nachbarschaft des Lauthschen Kosthauses, da Seyboths topographisches Werk über das alte Straßburg (I, S. 113) einen Joh. Daniel Salzmann in den Jahren 1786 und 1795 in der zwischen Knobloch- und Schlossergasse gelegenen Drusengasse aufführt, allerdings mit der Bezeichnung „notaire“, wie etwa der Aktuar gemeinhin genannt worden sein mag.

eines pensionierten Ludwigsritters meist Studierende, die sich gut- und wohlgesinnt zeigten, wenn sie nicht ihr gewöhnliches Weindeputat überschritten. Dies zu verhüten, war die Sorge des Tischpräsidenten, des Dr. Salzmann. Dem ausgezeichneten Manne, der zweifellos einen bedeutenden Einfluß auf ihn gewann, widmet Goethe mehrere Stellen in seiner Autobiographie. Er schildert zuerst sein Gebaren und Auftreten: „Schon in den Sechzigen, unverheiratet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Äußern hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen." Späterhin kommt Goethe auf seinen Charakter und seine Tätigkeit zu sprechen: „Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urteil. Auch richtete ich mich im Äußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären könnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu sein scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Aktuarius beim Pupillen-Kollegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuierliche Sekretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zur letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinah in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer, der für die Waisen sorgt oder ihr Hab und Gut vergeudet oder vergeuden läßt." In einem kurzen, aber warm gefühlten Lebensbilde „Der Aktuar Salzmann" (Mühlhausen, Rißler 1855) hat August Stöber Goethes Erinnerungen ergänzt. Hiernach stand Salzmann, als der Dichter ihn kennen lernte, erst im achtundvierzigsten Lebensjahre. Er wohnte dem Rathaus, der „Pfalz" gegenüber, und Goethe erinnerte sich später noch gerne seiner gelben Stube und eines Kamins, der mit einem Silen geschmückt war. Sein Amt als Vogteischreiber verwaltete Salzmann von 1753 bis 1774 allein, sodann bis Ende

1790 neben einem Vikar, der ihm wegen zeitweiliger Kränklichkeit beigegeben wurde. Er starb am 20. August 1812. Offenbar beziehen sich auch die Worte auf ihn, die Goethe in dem Brief vom 26. August an Fräulein von Klettenberg richtet. „Herr XX, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist; der bei der Kälte des Blutes womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind besonders um ihr nützlich zu seyn, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft; und daß der brauchbaarste der Beste ist. Und alles was draus folgt." Tief war dem edlen Mann der Trieb eingewurzelt, seine Mitmenschen zu beglücken und zu veredeln, und daß er Junggeselle geblieben, trug, wie Stöber urteilt, nicht wenig dazu bei, gerade jungen Männern den Zugang zu ihm zu erleichtern. Er hatte anfangs der sechziger Jahre „eine gelehrte Übungsgesellschaft" gegründet (von anderen „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" oder „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" genannt), worin vermittels gemeinschaftlicher Geldbeiträge die neuen Erscheinungen auf verschiedenen Gebieten der Literatur angeschafft und von den Mitgliedern gelesen und besprochen wurden. Auch eigene Arbeiten wurden geliefert und beurteilt. Der Verein blühte besonders in den Jahren 1770 und 1771. Ihm gehörten damals außer Meyer von Lindau noch die Elsässer Weyland und Engelbach, beide aus Buchsweiler gebürtig, Franz Lerse, Jung-Stilling und Lenz an, die alle auch Mitglieder der Tischgesellschaft waren und mehr oder weniger in Goethes Straßburger Leben eingriffen. Engelbach ist vielleicht der Repetent, den ihm der Aktuar zur Förderung seiner juristischen Studien empfohlen hatte. Mit Salzmann hatte er seinen Plan, in Straßburg so bald als möglich zu promovieren, besprochen und ihn über die Kollegien befragt, die er zu hören hätte. Der erfahrene Mentor klärte ihn darüber auf, daß in Frankreich — ganz im Gegensatze zu den deutschen Akademien, wo man gelehrte Juristen zu bilden suche — alles auf das Praktische und Positive gerichtet sei. Nur das Allgemeinste und Notwendigste werde vorausgesetzt. Dieser Richtschnur folgte auch Goethes Repetent, nachdem der Kandidat einige Zeit über Gegenstände der Rechtswissenschaft, wie er selbst gesteht, „schwadroniert und im Diskurse umhervagiert". Er erklärte ihm: „Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht: dies prägen wir unserm Gedächtnis fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei,

wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Tätigkeit." Dann übergab der Repetent dem Schüler seine Hefte, die Fragen und Antworten enthielten und dem Kandidaten sofort geläufig waren, da er den kleinen juristischen Katechismus Hoppes noch vollkommen im Gedächtnis hatte. Am 26. August schrieb er der Klettenberg: „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen. So ists doch mit allem wie mit dem Merseburger Biere, das erstemal schauert man, und hat mans eine Woche getruncken, so kann mans nicht mehr lassen. Und die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte." Man sieht aus diesen Worten — wie auch aus den Notizen der „Ephemerides" — wie kühl und gewohnheitsmäßig er sein Fachstudium betrieb und wohin ihn seine tiefere Neigung zog. Die mechanische Tätigkeit konnte seinem wissenschaftlichen Sinne, der auf verständige oder mindestens historische Erklärung drang, nicht genügen. So suchten seine Kräfte einen größeren Spielraum. Er fand ihn bei der Medizin, die ihm zunächst von außen her näher gebracht wurde. Die Mehrzahl seiner Tischgenossen nämlich bestand aus Medizinern, die sich über ihre Wissenschaft jederzeit, an der Tafel sowohl als auch auf gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen, lebhaft unterhielten. Ihre Fakultät glänzte vor der juristischen, die durch Treitlinger, Reißeisen, Kugler, Silberrad nicht gerade bedeutend vertreten war, sowohl durch die Berühmtheit der Lehrer als durch die große Anzahl der Studierenden. Und diesem Strome folgte Goethe um so williger, als seine Wissenslust durch einige Vorkenntnisse bereits angeregt war. Im September hatte er seine Vorprüfung in dem Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, bestanden. Er schreibt darüber am dreißigsten an Moritz Joseph Engelbach: „Jeder hat doch seine Reihe in der Welt, wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser mit der Armee vorüber gezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey. Nun hab ich meine Rolle in der Kapitelstube auch ausgespielt; hierbey kommen Ihre Manuscripte, die mir artige Dienste geleistet haben." Das Vorexamen hatte Goethe von der Verpflichtung entbunden, juristische Kollegien zu hören. So war er in der Lage, die Vorlesungen der Mediziner beim Beginn des zweiten Halbjahres zu besuchen.

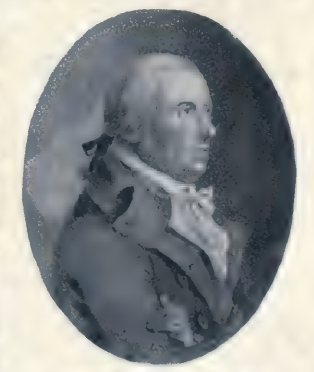
An der Spitze der medizinischen Lehrer stand der Anatom Lobstein, der zugleich auch die Chirurgie vertrat, das Fach, worin die Universität seit ihrer Gründung glänzte. Straßburg versorgte, nach Virchow, Europa mit den ersten chirurgischen Handbüchern, von hier aus wurden die Anatomen in Deutschland verschrieben. Lobstein, der in der Salzmannsgasse wohnte, las in der zum anatomischen Theater umgewandelten Kapelle des alten Bürgerhospitals nach-

mittags in lateinischer Sprache; für die Chirurgen hielt er ein deutsches Kolleg in zwei Stunden. Hier wurde auch präpariert. Seine Erinnerungen an die in der Straßburger Anatomie gewonnenen Eindrücke hat Goethe im dritten Kapitel des dritten Buches von „Wilhelm Meisters Wanderjahren" verwertet. Nicht minder interessierte ihn die Chemie, seine „heimliche Geliebte". Er hörte sie bei dem älteren Spielmann, der am Münsterplatz wohnte und neben seinem Hauptfach auch noch über Pflanzenkunde las, die er in dem im Nikolausviertel gelegenen botanischen Garten zur Anschauung brachte. Nachwirkungen des Spielmannschen Kollegs finden wir noch im „Faust". So ist der Ausdruck „Encheiresis naturae", dessen Quelle man lange vergeblich nachgeforscht hat, auf den Straßburger Chemiker zurückzuführen, aus dessen



J. R. Spielmann
Nach einem Gemälde

Munde oder Schriften ihn Goethe übernahm. Auch das Klinikum des älteren Dr. Ehrmann, des Doyen perpétuel des médecins et physicien de la ville, dessen Wohnung sich in der Spitzengasse befand, besuchte Goethe, sowie die Lektionen der Geburtshilfe seines Sohnes, „in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und sich von aller Aprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien". Von den Namen seiner Tischgenossen, die Goethe auf diesen medizinischen Pfaden begleiteten, sind uns außer dem des Elsässers Weyland noch einige überliefert worden. Wir verdanken die Schilderung dieses Kreises vornehmlich Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, der sich mit seinem Begleiter Troost, einem bereits vierzigjährigen Chirurgen aus Schönenthal bei Elberfeld, zu medizinischen Studien um Michaelis 1770 auf der altberühmten Universität einfand und an der Lauthschen Mittagstafel teilnahm. Die Zahl der Tischgenossen in der Knoblochgasse stieg damals auf etwa zwanzig Personen. Goethe nahm sofort das größte Interesse



Joh. Chr. Ehrmann (später Arzt in Frankfurt a. M.)

an Jung, dessen religiöse Weltanschauung ihm von seinen separatistischen Freunden her vertraut war, und wie tief er diese werktätige Teilnahme an dem Schicksal des merkwürdigen Mannes bewahrte, beweist nicht nur die Schilderung des Aufenthaltes Jungs zu Frankfurt im Frühjahr 1775 („Dichtung und Wahrheit", 16. Buch), sondern auch die Tatsache, daß er die Lebensgeschichte des Freundes in ihrem ersten Teile im Jahre 1777 herausgab. Der späterhin als Augenarzt und Schriftsteller berühmt gewordene Jung zählte zur Zeit, als er nach Straßburg kam, 30 Jahre. Goethe beschreibt im neunten Buch von „Dichtung und Wahrheit", Jungs Selbstbiographie folgend, dessen Persönlichkeit mit der wärmsten Sympathie. „Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer geriet, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüt ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und



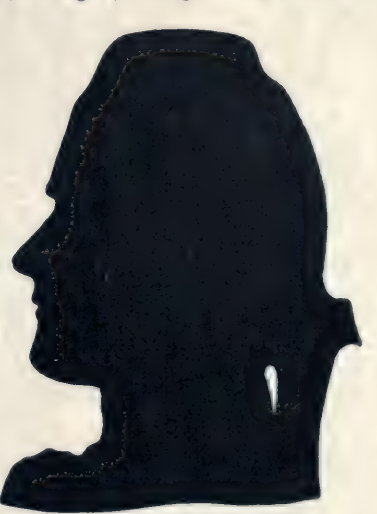
Jung-Stilling

aus eben diesem Gemüte entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte, in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Tätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Not, von jedem Übel augenscheinlich betätigte. Jung hat dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neueren Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte, und seinen Studien aufs ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen

kennte. In seiner Jugend, auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchten und, indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohltuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb, so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Kultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen, in ihrem Kreise, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle war nun der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmutigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mitteilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr bei meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu statten kam, ließ ich unangetastet. Auch

Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und einer männlichen Selbständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätten führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respektabel und zahlreich; alle ehrliche, tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Überzeugung sowie von gleichem Lebensgang." Die Ergänzung dieser Schilderung des Dichters durch Jung selbst empfiehlt sich um so mehr, als wir von seiner Seite wiederum ein Bild Goethes erhalten, dessen äußere Erscheinung und Gehaben in der Straßburger Periode von keinem anderen Zeitgenossen aufbewahrt worden ist. Jung-Stilling erzählt von seinen ersten Erlebnissen in der Universitätsstadt: „Nun suchte Herr Troost ein gutes Speisequartier, und dieses fand er gleichfalls ganz nahe, wo eine vortreffliche Tischgesellschaft war. Hier veraccordirte er sich nebst Stillingen auf den Monat. Dieser erkundigte sich nach den Lehrstunden, und nahm deren so viele an, als nur gehalten wurden. Die Naturlehre, die Scheidekunst und die Zergliederung waren seine Hauptstücke, die er sofort vornahm. Des andern Mittags gingen sie zum Erstenmal ins Kosthaus zu Tische. Sie waren zuerst da, man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, muthig ins Zimmer, Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; Ersterer sagte gegen letztern: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte. Nun fanden sich noch zwei Mediciner, einer aus Wien, der andere ein Elsässer. Der erstere hieß Waldberg. Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer, und war ein feines Männchen, er hatte eine gute Seele, nur Schade! daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Leose, einer von den vortrefflichen Menschen, Goethen's Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste

Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte, von diesem will ich nicht mehr sagen, als daß er — ein guter Rabe mit Pfauenfedern war. Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war Herr Actuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem ächtesten Christentum gepaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer das Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegenüber, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte."



H. L. Wagner

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß — nach G. v. Loepers und Erich Schmidts Vermutungen — der Wiener Waldberg mit Meyer aus Lindau, der Elsässer Melzer mit Weyland und der „gute Rabe mit Pfauenfedern" mit dem Straßburger Juristen Heinrich Leopold Wagner zu indentifizieren ist. Es ist derselbe „gute Geselle", dessen Goethe im vierzehnten Buche seiner Autobiographie gedenkt. Von entfernteren Bekannten Goethes aus der Straßburger Zeit sind noch einige zu nennen: der Mediziner Ehrmann, der, 1749 zu Straßburg geboren, später Arzt in Frankfurt a. M. und Vorsitzender der „verrückten Hofräte" wurde, einer Gesellschaft, in die er auch Goethe aufnahm; der Theologe Röderer, mit dem Goethe noch aus Frankfurt korrespondierte; ein Herr von Rathsamhausen; Friedrich Rudolf Salzmann, ein Vetter des Aktuars und 1774 Hofmeister des Freiherrn vom Stein während dessen Göttinger Studentenzeit; die bekannten Professoren Schweighäuser und Brunck, sowie die Studenten Wolff aus Darmstadt und Senckenberg aus Wien. Zwei Freunde Goethes verdienen eine eingehendere Erwähnung: Franz Lerse und Jakob Michael Reinhold Lenz. Der erstere stand Goethe besonders nahe. In „Dichtung und Wahrheit" gedenkt er seines Tischgesellen in der rühmendsten Weise: „Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter

Studierenden je kannte. Er trug sich am saubersten von uns allen und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd geriet es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesen hatte er nichts Steifes in seinem Äußeren. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rappier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitierten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Übung verbringen hieß. Durch alle diese Eigenschaften qualifizierte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größeren Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurteilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugtuung auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hierzu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechtersinn mit der Rolle des Sekundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleichblieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackeren Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordinieren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben." Zugleich mit Goethe verließ Lerse Straßburg, reiste dann als Informator nach Versailles, wo er bis 1773 blieb und ward im nächsten Jahre Lehrer und Inspektor an der von Pfeffel geleiteten

Militärschule zu Colmar. Er erfreute noch im Jahre 1797 Goethe in Weimar mit seinem Besuche.

Eine ganz eigenartige Erscheinung war Lenz. Offenbar bildete sein Charakter für Goethe eines der interessantesten Probleme. In den „Biographischen Einzelheiten“, die seine Jugendepoche betreffen, hat er ihm eine Skizze gewidmet, die er dann in „Dichtung und Wahrheit“, an zwei verschiedenen Stellen, näher ausführt. Dort bezeichnet er ihn als „seltsamstes und indefinibelstes Individuum“, das „neben seinem von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugenden Talent ein Travers hatte, welches darin bestand, alles, auch das Simpelste durch Intrigue zu tun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins gleiche zu bringen“. Im elften Buch seiner Lebensbeschreibung schildert Goethe, seiner Gewohnheit nach, die alles in lebendige Gegenwart verwandeln möchte, zunächst das Äußere des ebenso begabten wie sonderbaren Menschen, den er erst gegen Ende seines Straßburger Aufenthalts nach Ostern 1771 kennen lernte, als Lenz zwei kurländische Edelleute von Kleist dorthin begleitete. Ihre Bekanntschaft war damals nur eine oberflächliche. Erst in der folgenden Epoche traten sie in ein näheres Verhältnis. „Wir sahen uns selten, seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit, uns zu treffen und teilten uns einander gern mit, weil wir als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt.“ Im Eingang des vierzehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ vollendet Goethe in meisterhaften großen Zügen die Charakteristik,

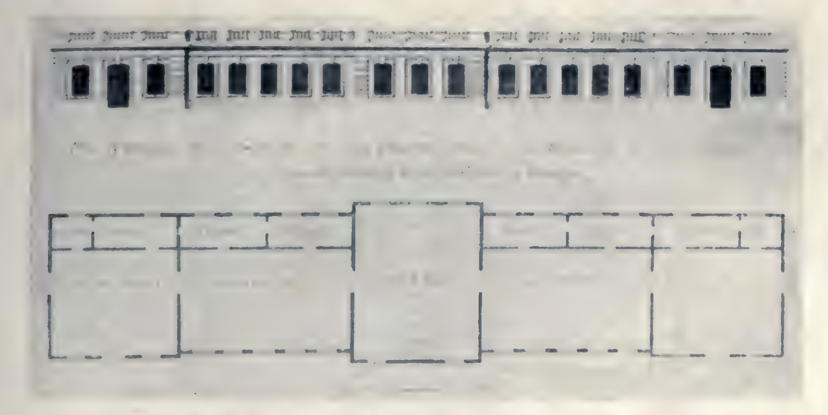


J. M. R. Lenz

indem er von Lenz mehr in Resultaten spricht, als daß er sich in Schilderungen seines bizarren Lebenslaufes ergeht. Er stellt ihn mitten hinein in die Periode des Weltschmerzes, jener Selbstquälerei, die gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte und sie in ständiger Beobachtung ihres Inneren sich abarbeiten ließ. In dieser Schilderung ist vieles vorweggenommen, was sich auf Lenzens späteres Leben bezieht und über die Straßburger Erlebnisse weit hinausgeht; aber nichts ist bezeichnender für den jungen Goethe, als dieser nach und nach sich vertiefende Verkehr mit einem Menschen, der zu seinem eigenen, auf Klarheit und Realität dringenden Wesen den ausgesprochensten Gegensatz bildete, als die liebevolle, hilfreiche Unterstützung eines haltlosen Charakters, der ihm in der Folgezeit wahrhaft verhängnisvoll werden sollte. Kurz nachdem sich sein Weg mit dem Goethes in Straßburg gekreuzt hatte, folgte Lenz dem genialen Freunde wie sein Schatten. Er ward sein Doppelgänger im Leben wie in der Dichtung, in dieser so sehr, daß man Werke des einen dem andern zuschreiben konnte. In Goethes intimste Verhältnisse drängt er sich ein. Er veröffentlicht ohne des Dichters Wissen dessen Farce gegen Wieland. Er nimmt Goethes zarteste Beziehungen bei Geliebten, Eltern und Schwester auf und in jedem Freundeskreis, den sich jener erworben, klammert sich der Unheimliche fest, bis er in Weimar (1776) durch sein skandalöses Auftreten dem Vertrauensvollen die Augen öffnete und ihn auf immer von sich entfernte. Nach langer Irrfahrt ist der Unglückliche im Jahre 1792 im Wahnsinn untergegangen.

So bunt war die Gesellschaft, worin sich Goethe zu Straßburg bewegte, so originelle Gestalten wies sie auf. Und diese wie seine tausendfachen Interessen ließen ihn nicht zur Sammlung und Selbstbeschränkung kommen. „Unendliche Zerstreuung, Vorbild zum Schüler im Faust“ heißt ein Stichwort in einem uns erhaltenen Schema zu seiner Lebensbeschreibung. Die Zerstückelung seiner Studien wurde vermehrt durch allerlei Begebenheiten, die sich in der Stadt ereigneten, durch die genaue Beobachtung der Umwelt, die ihm stets ein Bedürfnis war und zuletzt durch tiefe persönliche Erlebnisse, die er nach und nach erfahren sollte. Im Mai 1770 erregte eine politische Angelegenheit die Gemüter der Straßburger Bevölkerung. Marie Antionette, die Erzherzogin von Österreich, die am 19. April durch Prokuration mit dem Dauphin von Frankreich vermählt worden war, kam auf ihrem Weg in die neue Heimat am 7. Mai, begleitet vom kaiserlichen Kommissarius, Fürsten Starhemberg, in Straßburg an. Sie wurde im Lusthaus auf dem langen Wörd, einer Insel zwischen der großen und der kleinen Rheinbrücke, vom Kardinal Rohan, dem Marschall Contades und dem französischen Kommissär Noailles empfangen. Von hier aus hielt sie am Nachmittag ihren Einzug durch das Metzgertor

das ihr zu Ehren bis zur Revolution Dauphinetor genannt wurde. Jenes Gebäude erregte Goethes besonderes Interesse. Nur wenig über dem Boden



Plan des Lustspielhauses auf dem langen Wörd
Nach einer Originalzeichnung

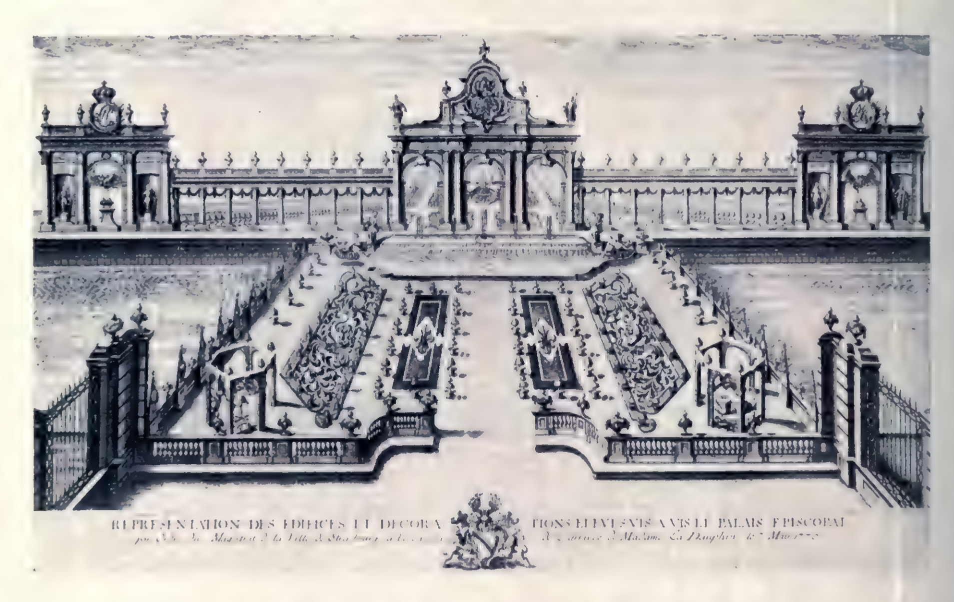
erhaben, hatte es in der Mitte einen großen Saal, den seitlich und hinterwärts noch andere, kleinere Zimmer umgaben. Wiederholt besuchte Goethe diese



Triumphbogen für die Ankunft von Marie Antoinette
Kupferstich von 1770

Räume; denn hier sah er zum ersten Male jene nach Raffaels Kartons gewirkten Teppiche, die die Apostelgeschichte darstellten und ihm einen so großen Eindruck machten, weil er darin „das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nach-

gebildet, in Masse kennen lernte". „Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Andere Gefühle aber löste der Schmuck des Hauptsaales in ihm aus, den man mit großen, glänzenden, nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkten Hautelissen behängt hatte. Diese Bilder empörten ihn auf das höchste; denn sie enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Creusa. Man stellte also einer eben vermählten Fürstin beim Einzug in ihr Land das Beispiel der gräßlichsten



Dekoration an der Ill (gegenüber dem Schlosse) zu Ehren Marie Antoinettes
Kupferstich von 1770

Hochzeit, die je vollzogen ward, vor Augen. Kaum war der Entrüstete durch seine Gefährten zu beschwichtigen, die ihm versicherten, daß weder die Königin selbst noch andere Beschauer die Bedeutung der Gobelins wittern und auf solche Grillen wie er geraten würden. Im übrigen aber klingt Goethes Schilderung, wie die der Frankfurter Krönungstage, in festlichen Tönen aus. Er sieht die junge, schöne und vornehme Fürstin in heiterer Unterhaltung mit ihren Begleiterinnen im Glaswagen vorüberziehen, dann betrachtet er mit seinen Genossen die abendliche Illumination und weidet sich besonders an dem brennenden Gipfel des Münsters. Eine Anordnung der Behörde, daß sich keine Krüppel oder Bresthaften der Königin zeigen sollten, hatte ihn zu einem kleinen Gedicht in französischer Sprache veranlaßt, worin er die Ankunft Christi,

der die Mühseligen und Beladenen zu erquicken kam, und die der Fürstin, die sie verscheuchte, verglich. Es ist uns nicht erhalten. Nochmals traten ihm die furchtbaren Darstellungen der Teppiche in Erinnerung, als aus Paris die Schreckenskunde eintraf, daß bei den Hochzeitsfeierlichkeiten durch ein Versehen der Polizei in der mit Steinen versperrten Rue Royale in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai eine Anzahl von Menschen das Leben einbüßte. Seine Sehnsucht nach den Raffaelschen Gobelins aber dauerte in gesteigerter Heftigkeit fort und er wußte einflußreiche Persönlichkeiten derart dafür zu interessieren, daß sie erst so spät als möglich abgenommen wurden. In dieser Zeit erlaubte sich der übermütige Student auch eine „Posse", die leicht ein ernsteres Nachspiel hätte haben können. Seinem in Leipzig gepflegten Hang zur Mystifikation folgend, schrieb er an einen Frankfurter Freund — es war wohl Horn — einen scheinbar aus Versailles datierten Brief, worin er ihm seine glückliche Ankunft daselbst und seine Teilnahme an den Festlichkeiten meldete. Da er kurz darauf in der Tat eine kleine, etwa vierzehntägige Reise unternahm und der Gefoppte sich in der Annahme, Goethe sei in das Pariser Unglück verwickelt, bei dessen Bekannten und Eltern sich nach Briefen des Abwesenden erkundigte, die auch ausblieben, so vertraute er sich in seiner Angst den nächsten Freunden an, die nun seine Sorge teilten. Die Eltern erfuhren von seiner Vermutung glücklicherweise erst, als ein Brief des Sohnes von Straßburg eingetroffen war.

Immer freier, geselliger und beweglicher wurde Goethes Lebensart. Zusehends gesundet er in Straßburg und planvoll arbeitet er auch an dieser physischen und moralischen Stärkung seines Wesens. Von seiner Frankfurter Krise her war ihm noch eine gewisse Reizbarkeit geblieben, die sein Gleichgewicht störte. „Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe hinunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturms und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten die Kirche und alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig, als ob man sich auf einer Montgolfière in die Luft erhoben sähe.

Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgiltig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse der Gebäude herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausführen muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Nutzen gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt wert, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte.....



Eingang zur Ruprechtsau
Radierung

Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsternis, der Kirchhöfe, einsamer Örter, nächtlicher Kirchen und Kapellen und was hiemit verwandt sein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgiltig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß Tag und Nacht und jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in später Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte."
Mit Eifer teilte Goethe die Leidenschaft der Straßburger für Spaziergänge, die sie an die zahlreichen Lustorte ihrer schönen Umgebung führten. Durch Salz-

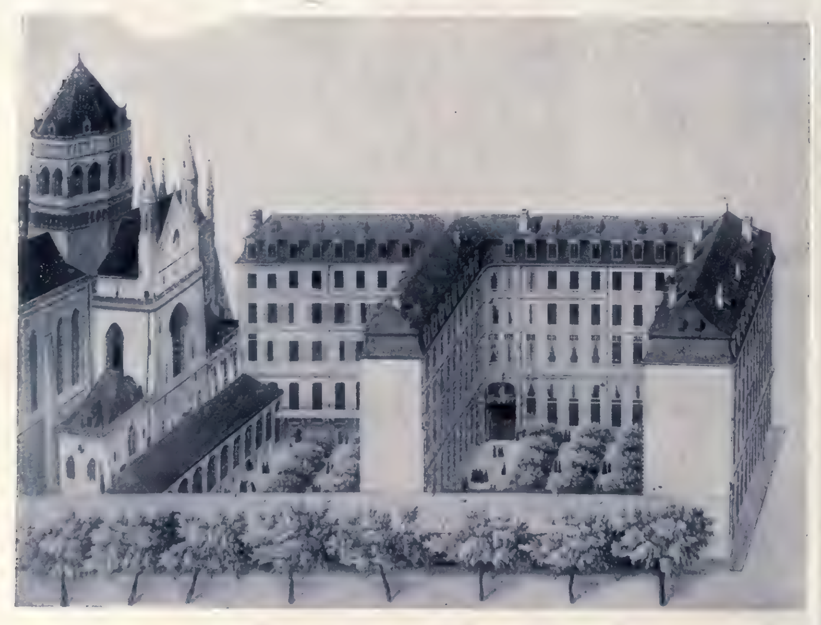
mann, der überall Bekanntschaften hatte, trat er einigen Familien näher, und wir erblicken den Jüngling in seiner Liebenswürdigkeit und Munterkeit, wenn er erzählt, daß er eines Abends, als die Gesellschaft die ominöse Zahl dreizehn erreichte, die Wirtin bat, sich entfernen und später schadlos halten zu dürfen und alsdann zu den Linden der Ruprechtsau flüchtete. Auch das Kartenspiel nahm er wieder auf, wozu ihn Salzmann, wie einst Madame Böhme, ermunterte. Das alte Piquet wurde hervorgesucht und er lernte Whist. Auch seine Tracht zeigte damals einen Menschen an, der gewillt war, sich in die



Blick auf Straßburg vom Wasserzoll
Kupferstich vom Ende des 18. Jahrhunderts

Gesellschaft zu fügen. Seine schönen Haare, die zu tief nach hinten verschnitten waren, mußten in einen Zopf gebunden werden, indes sich die kurze und krause Vorderpartie eine künstliche Tour gefallen lassen mußte, bis das natürliche Wachstum nachhalf. So aufgestutzt und gepudert mußte er sich, um den falschen Schmuck nicht zu verraten, vom frühen Morgen an ruhig und gesittet betragen, und er wandelte, den Hut unterm Arm, in Schuhen und Strümpfen über Straßen und Auen, durch feinlederne Unterstrümpfe gegen die Rheinschnaken gesichert. Dieser körperliche Zwang kam, wie er meinte, den geselligen Gesprächen zustatten, die sich immer lebhafter, interessanter, leidenschaftlicher entfalteten. In solchem Diskurs finden wir ihn mit dem „Ludwigsritter" seiner Tischgesellschaft, einem Begleiter, dessen Suade er anfangs sorglos vertraute, der ihn aber bald durch sein leeres, zielloses Wesen beunruhigte und

verwirrte. Die Erscheinung dieses „Bummlers", wie man ihn nach heutigem Sprachgebrauch nennen würde, darf unter den Typen der Tafelrunde nicht fehlen. Höchst anschaulich stellt der Dichter den irrenden Ritter mit seinen unnützen Grübeleien, seinen launenhaften Ausfällen, seinen Liebschaften und Raufhändeln vor uns hin. Die Szene im Wirtshaus, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" beschreibt, ging vielleicht am Wasserzoll an der Ill unterhalb der Stadt vor sich, einem öffentlichen Garten und Tanzplatz, wo Goethe häufig



Das bischöfliche Seminar (Jesuiten-Kollegium)
Nach einer Photographie

mit seinen Freunden verkehrte. Diese Stelle besang Lenz im Jahre 1775, und hier war wohl auch der Hain, in dessen Bäume die Freunde ihre Namen einschnitten.

Mit offenen, großen Augen durchwanderte der Jüngling die Stadt. Nichts entging seinem freien, kritischen Blick. Alles erregte sein Interesse. Auch bestand damals in dem „elsässischen Halbfrankreich" allgemein die Neigung, die öffentlichen Verhältnisse zu diskutieren. Man besprach die Günstlingswirtschaft, die unter Ludwig XV. und seiner Maitresse, der Dubarry, herrschte. Ein Projekt zur Verschönerung der Stadt — es war der Entwurf Blondels — lag in Rissen und Plänen vor und sollte in die Tat umgesetzt werden. Die winkligen ungleichen Gassen sollten verschwinden und schnurgeraden Straßen



Das Münster zur Zeit Goethes
Nach einem Kupferstich

Platz machen. Schon war zum Teil mit der Ausführung begonnen und die Stadt schwankte zwischen Form und Unform: die Baulustigen rückten vor, die andern blieben zurück, so daß die seltsamsten Vorhöfe entstanden. Ein weiteres Thema, das Stoff zur Unterhaltung lieferte, war die Vertreibung der Jesuiten. Sie mußten ihr schönes Kollegium im Stiche lassen, das sie 1756 erbaut und bis zu ihrer Entfernung (1764) innegehabt hatten. Es stieß an das Münster, dessen Hinterteil ein Drittel seiner Fassade bedeckte. Drei Seiten, das von Massol erbaute Priesterseminar, waren bereits fertig, es sollte ein völliges Viereck werden, das jedoch erst in den achtziger Jahren mit dem Bau des heutigen Lyzeums zustande kam. Auch das Schicksal des Prätors Klinglin beschäftigte immer noch die Gemüter. Der allmächtige Mann, der das schöne Präfekturgebäude errichtet und 1744 dem König Ludwig XV. einen glänzenden Empfang bereitet hatte, verlor bald darauf die Gunst des Hofes und wurde 1752 wegen unerhörter Gewalttätigkeiten, Verschwendung und Unterschleifen auf Veranlassung des Finanzministers Machault in Untersuchung gezogen, während der er im Gefängnis zu Besançon 1755 starb. Seine Familie schien im erblichen Besitz der obersten Verwaltung zu sein, da schon sein Vater von 1705 an bis zum Jahre 1725 die Prätorwürde bekleidete. Auch hatte der Sohn bereits die Vertretung dieses Amtes dem Enkel übertragen, als ihn sein Sturz ereilte.

Goethes ständige Augenweide war das Münstergebäude. Immer wieder lud es ihn zu aufmerksamer Betrachtung ein. Schon 1772 hat er den Manen seines Erbauers Erwin von Steinbach in dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst" einen glühenden Hymnus gewidmet, der im Herbst jenes Jahres als besondere Schrift — die erste, die Goethe veröffentlichte — dann später als Teil des Herderschen Heftes „Von deutscher Art und Kunst" im Jahre 1773 im Druck erschien. Dort, in diesem Erguß sind noch die unmittelbaren Eindrücke niedergelegt, die er von dem Kolosse empfangen hatte, während die Beschreibung in „Dichtung und Wahrheit" das wohlerwogene und höchst kunstreiche Produkt später Reflexion und Rückschau ist, worin er, über die Wandlungen seines Geschmackes innerhalb eines Zeitraums von vierzig Jahren hinblickend, sich erst wieder zu den Idealen seiner Jugend zurückfindet, und für deren neuentdeckte Schönheit er — im Wetteifer mit seinem Freunde Boisserée — öffentliches Zeugnis ablegt. Wir müssen jenes erste Manifest reden lassen, wenn wir den feurigen Jüngling und nicht den gelassenen Greis hören wollen. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging hatte ich den Kopf voll allgemeiner Kenntnis gutes Geschmacks. Auf Höhrensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter der Rubrik Gothisch, gleich dem

Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß Alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang stimmte: ‚Ganz von Zierrath erdrückt'; und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wol schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen oder erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst Du, lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig; und siehst Du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte — das all war nothwendig, und ich bildete es schön ...." Hier, vor dem Münster also, legte Goethe sein von Öser überkommenes Vorurteil von den „abenteuerlichen Schnörkeln" der Gotik ab und lernte sie als die „deutsche" Kunst begreifen. Er schrieb sie mithin — irrtümlicherweise — seiner eigenen Nation zu. Hier verwarf er alle Gedanken an Barbarei und babylonisches Wesen und erkannte den tiefen Sinn einer ebenso kühnen als machtvollen Bauweise, die das „Erhabene" mit dem Gefälligen zu vereinigen und damit eine scheinbar unmögliche Verbindung einzugehen wußte. Damals war ihm die „charakteristische Kunst die einzig wahre" und er ruft:

„Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da, mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht Ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt, je mehr diese Schönheit in das Wesen des Geistes eindringt, daß sie mit ihm enstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genugtut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie — desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes. Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn Keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk; tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten, düstern Pfaffenschauplatz medii aevi!"

Wie Goethe durch das Auge an das Münster und die Architektur, so ward er täglich, ja stündlich im Elsaß durch das Ohr an eine flüchtigere Kunst erinnert, an den Tanz. Mit dieser raschen Wendung beschwört er in seiner Autobiographie ein Erlebnis herauf, das den höchst stimmungsvollen Schluß des neunten Buches bildet. Die Tanzstudien, die er mit seiner Schwester in Frankfurt unter Anleitung des flötenblasenden Vaters begonnen, hatten in Leipzig geruht. Nun regte sich in Straßburg mit der erwachten Lebenslust auch wieder die Taktfähigkeit seiner Glieder. An Gelegenheiten, sie zu üben, war in dem fröhlichen Lande kein Mangel. Es gab keinen Lustort, wo man nicht an Sonn- und Werktagen ein heiteres Völkchen sich im Tanze drehen sah. Auf den Landhäusern der wohlhabenden Familien fanden Privatbälle statt, und schon war von den glänzenden Redouten des kommenden Winters die Rede. Um hier keine schlechte Figur zu machen, folgte Goethe dem Rat eines Freundes und begab sich in die Schule eines französischen Tanzmeisters. Der strenge, genaue Mann wurde in seinem Berufe durch zwei hübsche, noch nicht zwanzigjährige Töchter unterstützt, mit denen auch der junge Student seine Menuets und Walzer übte. Nach der Stunde schwatzte er bisweilen mit den Mädchen, die ein einsames Leben führten, oder die Leutchen lasen sich aus einem Romane etwas vor. Die Jüngere, Emilie, gewinnt die Neigung Goethes, während das Herz der älteren Lucinde für den Ahnungslosen erglüht. Eine Kartenschlägerin macht die Situation den Beteiligten, zumal der trostlosen älteren Schwester, offenkundig. Emilie, deren Hand bereits einem entfernten Freund zugesagt ist, die aber von dem gegenwärtigen fürchtet, er könne

ihr gefährlich werden, drängt ihn eines Tages unter zärtlichem Kusse, das Haus zu meiden — da stürzt Lucinde ins Zimmer, überhäuft die Schwester mit Vorwürfen, daß sie in ihrer versteckten, selbstischen Weise ihr, wie schon einmal, das Herz des Gastes entwendet habe, faßt ihn beim Kopfe, fährt ihm mit beiden Händen in die Locken, küßt ihn wiederholt auf den Mund und ruft: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!" Der Verwirrte flog die Treppen hinunter mit dem festen Vorsatz, das Haus nie wieder zu betreten. Wir sehen den verführerisch schönen Jüngling, dem alle weiblichen Herzen zufliegen, in dieser dramatisch zugespitzten Novelle leibhaftig vor uns, und bange fragen wir, welch holden Mund wird die Verwünschung der leidenschaftlichen Französin treffen? . . .

Ehe uns Goethe selbst aber die Antwort erteilt, bereitet er uns weit ausholend auf eine andere Bekanntschaft vor, die für ihn, wie er selbst gesteht, das bedeutendste und folgenreichste Erlebnis seines Straßburger Aufenthalts werden sollte. Im Anfang des zehnten Buches seiner Lebensbeschreibung schildert er — das Thema plötzlich ändernd — die Lage der Dichter im damaligen Deutschland und zeigt am Beispiel der Hagedorn, Brockes, Haller, Uz usw., wie sich aus der Masse der verachteten Spaßmacher und Schmarotzer die Männer von Stande, von bürgerlichem Ansehen oder geschäftlicher Tüchtigkeit heraushoben. Erst Klopstock und Gleim, so begründet er in wundervoller Darstellung der beiden Persönlichkeiten, verhalfen dem Dichtergenie zur eigenen Würde. Aber sehr deutlich erkennt und bezeichnet Goethe auch das Übel, welches das erhöhte Selbstbewußtsein dieser Größen für sie selbst, ihre Umgebung und Zeit im Gefolge hatte: Das leere Behagen, das sie an ihrem eigenen Wesen empfanden, der allzuhohe Wert, den sie ihren eigenen Zuständen beimaßen, die Selbstgefälligkeit und gegenseitige Beräucherung ihrer gehaltlosen Briefwechsel. Auch Goethe war schon auf dem Wege, mit seinen Freunden in ein solches „Schöntun und Geltenlassen" zu geraten und der Bespiegelungslust und Eitelkeit zu frönen, als er in einer sehr harten, einzigartigen, der gefühlsseligen Zeit zuwiderlaufenden Prüfung dieser Gefahr durch einen Mann entrissen wurde, den er an der Folie jener Dichterhäupter zu seiner vollen Bedeutung erhebt: Johann Gottfried Herder.

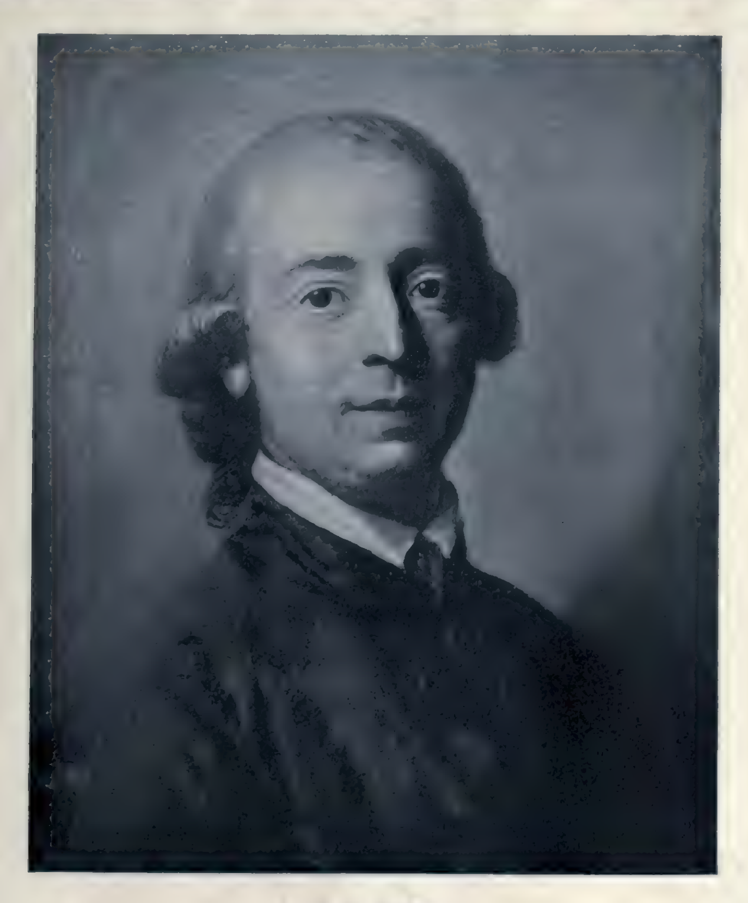


IV

Goethes Zusammentreffen mit Herder

Als Herder anfangs September 1770 mit Goethe zusammentraf, stand er im 26. Lebensjahre. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen als Sohn eines Kantors geboren, studierte er in Königsberg von 1762—1764 Theologie und empfing hier durch Hamann, den „Magus aus Norden", die entscheidende Richtung auf ganz neue und große Ziele. Dieser merkwürdige Mann vor allem war es, der, gegenüber der Verstandeskultur der Aufklärung, dem Gemüt und der Intuition zu ihrem Rechte verhalf. Goethe, von seiner durch Herder ihm vermittelten Bedeutung früh ergriffen und beeinflußt, hat im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit" dem würdigen, geheimnisvollen Manne ein Denkmal gesetzt. „Seine Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnte hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von denen, die damals die Literatur des Tages beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehen." „Das Prinzip, auf welches die sämtlichen Äußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist dieses: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.' Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen! Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Überlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mitteilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginierte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche

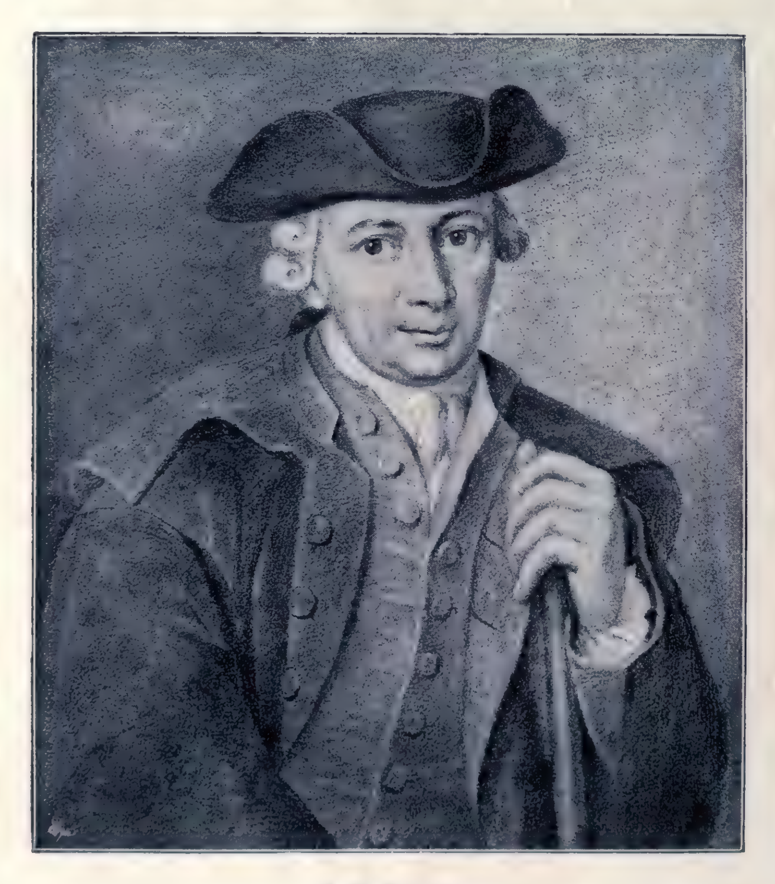
von Andern verlangte, so trat er mit seinem eigenen Stil und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende



J. G. Herder

Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profan-Scribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles Dieses bildet die wunderbare Gesamtheit seines Stils, seiner Mitteilungen." Von diesem Lehrer und seinen sibyllinischen Büchern nachhaltig befruchtet, kam Herder im Herbst 1764 nach Riga, wo er durch Hamanns Empfehlung an der Domschule, wie später an einer Kirche eine Anstellung

fand. Hier gab er die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ heraus, eine Erweiterung der Lessingschen Literaturbriefe, aber schon gesättigt von eigenen Gedanken und durchglüht von dem Feuer seiner Empfindung. Hier bereits legt er die Anschauungen über die Sprache und Poesie nieder, die ihm der Freund seiner Jugend ins Herz gepflanzt hatte und verlangt in dem



J. G. Hamann

dithyrambischen Schwung seiner Diktion anstatt der regelrechten nüchternen die originelle, leidenschaftliche, bildliche Redeweise, wie sie einst unmittelbarer „Gesang der Natur“ gewesen sei, und er ersehnt eine Dichtung, die anstatt nachzuahmen wieder aus eigenen Quellen schöpfe, auf die großen Muster der Griechen, auf Homer und Pindar hinweisend. Auch die „Kritischen Wälder“, Betrachtungen, die die Wissenschaft und Kunst des Schönen betrafen, behandelten zum

Teil dieses Thema. Die gärende Fülle seiner Gedanken und die wachsende Sehnsucht nach lebendiger Anschauung ließen den welt- und wissensdurstigen Prediger nicht mehr in seinem Amte, er gab es auf und unternahm im Mai 1769 eine Seereise, die ihn nach Frankreich führte. In Nantes verfaßte er sein Journal, das berühmte Zeugnis für den erwachenden „Sturm und Drang“ seiner Tage, worin er die Welt in allen ihren geistigen Betätigungen zu re-



Gasthaus zum „Geist“

volutionieren und alle großen Dokumente der Menschheit zu sammeln verspricht. In der Tat trieb ein innerer Sturm und Drang Herder von einem Ort zum anderen. Der Winter findet ihn in Paris, wo er mit den Enzyklopädisten in Berührung kommt. Dann verpflichtet er sich, den jungen Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Er lernt zuvor Holland kennen, trifft in Hamburg mit dem von ihm aufs höchste verehrten Lessing, in Eutin mit Claudius zusammen. In Gesellschaft des Prinzen gelangt er nach Darmstadt, wo er sich mit Karoline Flachsland

verlobt, deren Kreis später auch Goethe in freundschaftlicher Schwärmerei aufnehmen sollte, und muß nun, nach einem Aufenthalt in Karlsruhe, in Straßburg stille liegen. Ein höchst lästiges Augenübel, ein Verschluß des Tränensäckchens, der die Entleerung nach der Nase zu verwehrte, zwang ihn, längere Zeit in der Stadt zu verweilen und sich bei Lobstein einer Operation zu unterziehen; auch hatte er die Absicht, sich vom Prinzen zu trennen. Er war im Gast-



Treppe im Gasthaus zum „Geist"

hof zum „Geist" abgestiegen, und hier traf ihn Goethe, der gerade irgend einen bedeutenden Fremden aufsuchen wollte. „Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, die schwarze Kleidung bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich

keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mitteilung bereit finden ließ." ... „Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen,



Türe zur Treppe im „Geist"

das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu sein pflegte." So berichtet Goethe über die ersten Eindrücke der neuen Bekanntschaft. Herder war am 3. oder 4. September in Straßburg angekommen und wohnte bis zum 12. im „Geist", um sodann in das nahe Quartier des Hol=

steinschen Prinzen zu ziehen, dem er jedoch am 20. wegen seiner inzwischen erfolgten Berufung (als Oberprediger) nach Bückeburg seine Trennung ankündigte. Seine letzte Wohnung befand sich in der Salzmannsgasse*). Schon in der zweiten Hälfte des September begann hier der Verkehr mit Goethe. Bald lernte dieser bei wiederholten Besuchen, die ihm Herder gestattete, neben dem weichen, liebenswürdigen, geistreichen Zug, den abstoßenden Puls seines Wesens kennen. Der zutrauliche, von der Bedeutung des seltenen Mannes völlig eingenommene Jüngling schließt sich ihm rückhaltlos auf. Seine naive Mitteilsamkeit gegenüber dem launischen, sarkastischen, überlegenen Gelehrten hat etwas ungemein Rührendes. Er spricht behaglich von seinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, von einer Siegelsammlung, die er zusammengebracht und nach dem Staatskalender eingerichtet; er lobt seinen Ovid, in dessen mythologischer Welt er so freudig geschwärmt hatte; er bekennt seinen Enthusiasmus für den italienischen Maler Domenico Feti, dessen biblische Parabeln ihn zu Dresden so ergötzten — alle diese Neigungen verurteilt, benörgelt Herder ohne Nachsicht und Erbarmen, ja er spottet sogar in einem Billett, worin er sich von den freilich wenig benutzten Klassikern, die Goethe teils von seinem Freund Langer eingetauscht, teils aus des Vaters Sammlung mitgebracht hatte, einen Band ausbat, über den Namen des Adressaten:

„Wenn des Brutus Briefe Dir sind in Ciceros Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie!"

Mit unglaublicher Geduld ertrug der junge Student diese galligen Ausbrüche. Freilich konnte er dem geplagten, in seinen rastlosen Studien und begonnenen Arbeiten gehemmten Patienten sein tiefes Mitleid, ja auch seine Bewunderung nicht versagen. Die Operation bei Lobstein, der Goethe selbst beiwohnte, war erfolgt. Herder ertrug die vielfachen Verwundungen wie die

*) Diese für die Wiedergeburt unserer Poesie so wichtige Gedenkstätte, die, sonderbarerweise durch kein äußeres Zeichen hervorgehoben, nur in geringem Maße beachtet wird, ist das heute noch vollkommen erhaltene Haus Nr. 7 an der Ecke der Salzmannsgasse und des Maikäfergäßchens, im achtzehnten Jahrhundert als „Auberge au grand Louvre" oder auch „Louvre garni" angeführt, wo, wie Seyboth und Froitzheim a. a. O. nachgewiesen haben, Herder sich einlogiert hatte, um sich die Hilfe des dort wohnenden, ihm befreundeten russischen Stabschirurgen Pegelow zu sichern. Gewiß geschah diese Wahl auch mit Rücksicht auf die Nähe der Behausung des Professors Lobstein. Ein nach dem Hofe zu gelegenes hohes Zimmer in der ehemaligen Wohnung Herders erinnert mit seinem alten französischan Kamin und dem darüber befindlichen Rokokogemälde lebhaft an die Zeit seines Straßburger Aufenthaltes.

schmerzhaften Verbände auf das standhafteste, nur in der Zwischenzeit ließ er seine Umgebung, die meist aus Goethe und einem früheren Bekannten aus Riga, einem Russen namens Pegelow bestand, seinen Mißmut fühlen. So wechselten in dem getreuen Schüler, der während der Kur den Meister jeden Morgen und Abend besuchte, ja ganze Tage bei ihm verbrachte, die widerstreitendsten Empfindungen. Aber seine Verehrung überwog bei weitem. Er machte hier eine strenge, aber ungemein wohltätige Schule durch, einen heilsamen „Zwiespalt", wie er ihn bisher nie empfunden und erfahren hatte. Immer mehr lernte er die großen und schönen Eigenschaften Herders, seine ausgebrei-



Hof im Gasthaus zum „Geist"

teten Kenntnisse und tiefen Einsichten schätzen. Von Tag zu Tag sah er sich zu neuen Anschauungen gefördert. Das enge und abgezirkelte Wesen, das er sich in Leipzig angewöhnt, wurde freier; seine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur, die durch die mystische Frankfurter Beschäftigung nicht bereichert wurden, wuchsen. Mit einem Male sah er sich einer Feuerseele gegenüber, die auf ganz neue Entdeckungen auszog, einem tiefbewegten Geiste, dessen „eingehülltes Streben" sich gerade in jenen Straßburger Tagen zu entfalten und auszuwirken begann. Bisher hatte Goethe von Herders Schriften nur die „Kritischen Wälder" kennen gelernt, worin der Verfasser — nicht eben glücklich — gegen Lessing polemisierte. Er hatte noch am 14. Februar 1769 an

Oeser geschrieben: „Lessing ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen, wenn er darüber kömmt.“ Nun vertraute ihm Herder an, daß er sich um den Preis zu bewerben gedenke, welchen die Berliner Akademie auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen ausgesetzt hatte. Seine Arbeit — die am 6. Juni 1771 gekrönt wurde — war bereits dem Abschluß nahe. Goethe, der das reinliche Manuskript heftweise kennen lernte, stand hier vor einem ganz neuen Problem. Er hatte über solche Gegenstände, naiv, wie er noch war, niemals nachgedacht; auch schien ihm die Entstehung der Sprache ebenso göttlich oder natürlich, wie der Ursprung des ganzen Menschen. Beide Dinge gehörten nach seiner Auffassung so notwendig zusammen, wie Leib und Seele. Herder richtete seine kühne Schrift hauptsächlich gegen Süßmilch, der den orthodoxen Standpunkt vertrat, daß Gott die Sprache den Menschen gelehrt habe; andererseits bekämpft er die Ansicht der Rationalisten, wonach sie auf einer Konvention beruhe. Nach Herder hat sich die Sprache, wie die Vernunft, allmählich entwickelt. Sie ist ihm eine notwendige Erfindung der Menschheit. Goethe gesteht, daß ihn die gelehrte Arbeit ergötzt und gekräftigt habe, zu einem Urteil sei er nicht gelangt und er habe nur einige Bemerkungen hinzugefügt, die Herder in seiner polternden Weise aufgenommen. Der dicke, behagliche Pegelow ließ sich als echter Chirurg auf eine Mitteilung der abstrakten Preisschrift gar nicht ein und drang auf das allabendliche L'hombrespiel. Die humoristische Schilderung Goethes trifft mit einer Äußerung Herders über den Russen zusammen, dem er eines Tags philosophischen Unterricht erteilen wollte: „Wir fangen an, der Quartant wird aufgeschlagen, ich streiche ihn mit einer tiefsinnigen Lehrermiene, daß er festliegen soll: will anfangen: sehe ihn an; aber seine ehrwürdige Miene zerstört so sehr alle meine Fassung, daß ich und er loslachen — das Buch wird zugeschlagen, und dabei ist's geblieben.“ Man sieht, daß der gallige Herder auch seine gemütlichen Stunden hatte. Weit tiefer als die Gedanken über die Entstehung der Sprache wurzelten die Ideen Herders über die Poesie in seinem jungen, andächtigen Zuhörer. Er verschlang in diesen reichen Wochen leidenschaftlich das, was Herder ihm mit vollen Händen bot. Es waren die Keime der späteren Früchte Herders, die hier vor den Augen Goethes emporsproßten, nach der Weise des großen Anregers und Aphoristen nicht methodisch geordnet, sondern in verschwenderischer Fülle hingeworfen. Und sie fielen auf den empfänglichsten Boden. An der hebräischen Dichtkunst, an Homer und der Volkspoesie wies er dem Lauschenden nach, daß die Dichtkunst eine Weltgabe und nicht das Privaterbteil weniger gebildeter Männer sei. Goethes „Ephemerides“ bezeugen die Wirkung dieser Lehre, sie strotzen von Angaben über die Literatur aller Völker, besonders der nordischen; den Homer liest er nun, wie er Salzmann später

einmal schreibt, „fast ohne Übersetzung“ und auf Herders Antreiben macht er sich selbst auf die Suche nach den Überlieferungen elsässischer Volkslieder, die er nach einem späteren Frankfurter Brief „auf seinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufhascht“. Nicht hoch genug können wir den Ertrag dieser Stunden, die der Student in Herders Krankenstube verbrachte, einschätzen. Von hier ging, nach einem Worte G. von Loepers, nicht nur die Wiedergeburt unserer Lyrik, sondern unserer ganzen Poesie aus. Schon regten sich in ihm die Gestalten seines „Götz“ und „Faust“. Wir dürfen seinen Worten in „Dichtung und Wahrheit“ unbedingt glauben, wonach er Herdern das



Zimmer im Gasthaus zum „Geist“

Interesse an jenen beiden Gegenständen, die sich bei ihm eingewurzelt hatten, sorgfältigst verbarg, um sie sich nicht von dem Nörgler verleiden zu lassen. Zwar fehlt uns ein direktes Zeugnis für Goethes Beschäftigung mit dem „Götz“ in der Straßburger Zeit. Die „Ephemerides“ enthalten nur mehrere Notizen, die sich auf das Faustrecht beziehen, und die Lebensbeschreibung des ritterlichen Selbsthelfers hat er, nach einem Brief seiner Mutter vom 4. Februar 1781, erst später in Frankfurt aus Nürnberg bezogen — wer aber könnte bestreiten, daß ihm sein Bild aus der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, der er damals so eifrig nachging, bereits vertraut und gegenwärtig war? Die erste Entwicklung des „Faust“ aber müssen wir ohne Frage nach Straßburg verlegen.

Goethes mystisch-kabbalistische Studien, die er in Frankfurt begonnen hatte, und, wie sein Tagebuch bezeugt, in Straßburg fortsetzte, hatten ihn in die Atmosphäre des Magus versetzt, sein unersättlicher und unbefriedigter Wissens- und Lebensdrang ließ ihn empfinden wie den Helden des alten Volksbuches, „der Adlerflügel an sich nahm und alle Dinge am Himmel und auf Erden er-



Herders spätere Wohnung in der Salzmannsgasse

gründen" wollte, wie den stürmenden Geist, dem zumute war wie „den Riesen, davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten". Briefe aus Goethes Greisenalter weisen wie mit Fingern darauf hin, daß die Konzeption des Faust und der Helena in die Straßburger Zeit fiel. Natürlich folgte er damals nur der Überlieferung, wie er sie aus den alten Schriften und auch von der Bühne her kannte. „Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte in mir gar vieltönig wieder." Schon in

den „Mitschuldigen“ hatte der junge Dichter in Verbindung mit Richard III. des Doktor Faust erwähnt, den er als Volksstück auf der Leipziger Bühne gesehen haben mochte. Nun fand er in Straßburg Gelegenheit, das „Bibbelspiel“ zu besuchen. Das Marionettentheater war hier gerade in den Jahrzehnten vor der Revolution sehr beliebt, wie aus Reinhold Lenz' Komödie „Der neue Menoza“ (V. Akt 2. Szene) deutlich hervorgeht, einem Stücke, woran er im Jahre 1773 arbeitete. Auch Friedrich von Matthison rühmt noch dreißig Jahre später die Blüte dieses Genres und die Vollkommenheit der dortigen Aufführungen. Sehr wahrscheinlich sah Goethe auch eine Darstellung des Volksstückes im deutschen Theater, auf der von der Tucherzunft errichteten Bühne, worauf im Jahre 1770 nach Ostern die Lepper-Ilgnersche Gesellschaft spielte, die zur Herbstmesse wieder in Frankfurt auftrat; denn zu ihrem Repertoir gehörte der „Doktor Faust“. Zur Ausbildung der poetischen Figur des Magiers trug gewiß die Erscheinung Herders, vielleicht auch die durch ihn vor Goethes Auge gerufene Gestalt Hamanns bei; zu viele Anklänge in Fausts erstem Monologe erinnern an die Gedanken und Ausdrucksweise der beiden nordischen Propheten. Feste Umrisse aber gewann Faust erst in der kommenden Frankfurter Zeit, etwa zwischen Sommer 1772 und Herbst 1773, wo insbesondere das Studium Svedenborgs dem Helden und dessen Beziehungen zum Geisterreich anschaulichere Grundlagen verschafften. Immer aber ward das Schattengebilde von dem eigenen Herzblute seines Schöpfers genährt. Und sicherlich deutet auch der Schüler im Faust auf den „unendlich zerstreuten“ Straßburger Studenten zurück, so sehr das Sittenbild, wie auch „Auerbachs Keller“, von Leipziger Erinnerungen durchtränkt sein mag.



Joh. Friedr. Lobstein

Herders Operation erwies sich als erfolglos. Die Kommunikation kam trotz des neuen Kanals, den Lobstein, der Erfinder eines eigenen Instrumentes für die Öffnung des Tränensacks, gebohrt hatte, nicht zustande. Der Professor schwankte in seiner Behandlung, und Herder zog einen anderen Chirurgen, namens Busch, zu Rate, der vermittels eines unter dem Ligament durchgezogenen Fadens den Ausfluß bewirkte. Aber schließlich mußte man auch von diesem täglich zu erneuernden Verfahren absehen und die Wunde zugehen lassen. Herder

sah sich gezwungen, seine Tätigkeit, ja auch seinen Verkehr einzuschränken, da man den Mißerfolg seiner Operation auf seine allzugroße geistige Anstrengung und seinen lebhaften Umgang zu schieben anfing. Zu seinen Getreuen hatte in dieser Leidenszeit besonders auch Jung-Stilling gehört, der sich ihm völlig ergeben hatte und dessen ebenso ernstes wie sanftes Wesen Herder ungewöhnlich nachsichtig machte. Der Patient hatte sich an den Gedanken zu gewöhnen, zeitlebens mit einem körperlichen Makel behaftet zu sein, der ihm um so lästiger erschien, als er bald damit vor seine Braut treten mußte. Er rüstete sich zur Abreise, um dem ebenso unangenehmen wie kostspieligen Aufenthalt ein Ende zu machen. Nach Ostern 1771 verließ er Straßburg. Zuvor hatte Goethe noch eine Summe für ihn erborgt, die er jedoch erst zurückerstattete, als der zur Zahlung bestimmte Termin verstrichen war. Goethe empfing auch statt eines Dankbriefes nur ein Schreiben in spöttischen Knittelversen. So war der Straßburger Verkehr der beiden nur ein Präludium und Vorgeschmack dessen, was Goethe später bevorstand, nachdem er, stets großmütig und nur auf das Verdienst blickend, den bedeutenden, aber schwierigen Mann nach Weimar gezogen hatte.



V

Reise nach Lothringen

Wenn wir bisher, um den Zusammenhang der Ereignisse nicht zu unterbrechen, in der Hauptsache der Richtschnur von Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" gefolgt und mit ihr weit voraus, bis ins Frühjahr 1771, geeilt sind, so müssen wir, ehe wir an des Dichters Leitfaden weiterschreiten, einen Augenblick verweilen und uns in kritischer Reflexion besinnen. Goethe schließt unmittelbar an die Schilderung seines Verkehrs mit Herder die Erinnerung an eine Reise, die er zwar zeitlich nicht genau bestimmt, von der er jedoch den Eindruck erweckt, als ob sie bald nach Herders Abzug im Sommer 1771 stattgefunden hätte. Auch so peinlich genaue Forscher wie Düntzer, von Loeper und Bielschowsky sind diesem Eindruck gefolgt. Auf dem Altan des Münsters, so erzählt der Dichter, wo er mit seinen Gesellen öfters den Abend verbracht, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen, habe ein Freund nach dem andern mit Hilfe guter Fernröhre die Stelle der Landschaft bezeichnet, die ihm besonders teuer geworden, und auch ihm selber habe es nicht an einem solchen Plätzchen gefehlt, das ihn mit lieblichen Zauber an sich zog. Es ist die erste Andeutung eines holden Erlebnisses, die uns schon in dieser geheimnisvollen Form aufmerken läßt. Dann fährt er fort: „bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine statt vieler umständlich erzählen will, da sie in manchem Sinne für mich folgereich gewesen." Er spricht also von mehreren Reisen, die er in das Elsaß gemacht habe. Schon hörten wir von einer vierzehntägigen Fahrt, die er im Juni 1770 unternommen und die jene Mystifikation seiner heimatlichen Freunde so peinlich unterstützt hatte. Zweifellos ist nun die von ihm in seiner Autobiographie geschilderte und in das Jahr 1771 verlegte Tour mit jenem ersten Ausflug identisch, den er in den Johannisferien machte. Das beweist unumstößlich sein Briefkonzept aus Saarbrücken vom 27. Juni 1770 (das Loeper nach Schölls: „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis

1786" in das nächste Jahr setzt). Er schreibt darin: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbey und wir kamen eben auf's lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbey fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floß, und lincker Hand die schwere Finsterniss des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunckeln Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnisvoll zogen; da wurds in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschweer-



Relief vom Straßburger Goethe-Denkmal.

lichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung um ihn im Gedächtniss aufzusuchen." Der Wortlaut der Naturschilderung, der Weg und das Ziel treffen zum Teil genau mit dem Inhalt dessen zusammen, was Goethe später meist aus dem Gedächtnis heraufholend, in seiner Lebensbeschreibung wiedergibt.

Mit seinen Freunden und Tischgenossen Engelbach und Weyland, den beiden Unterelsässern, begab er sich am 22. Juni bei schönem Wetter zu Pferde über Wasselnheim zunächst nach Zabern. Das Schloß mit seiner herrlichen Treppe, das von den Fürstenbergs und später von den Rohans neu errichtet worden war — es brannte im Jahre 1779 ab — wurde besichtigt. Ebenso

Garten und Kanal. In einem der prunkhaften Säle erblickte Goethe den kleinen Kardinal Rohan, einen berühmten Gourmand, dessen üppige Tafel enorme Summen verschlang, beim Mahle. Am nächsten Morgen ging es die großartige Zaberner Steige hinauf, die in Schlangenwindungen und einer Breite von zwölf Metern über das Gebirge nach Pfalzburg führt, dann zurück nach Buchsweiler, der Heimat seiner Begleiter, die ihm hier, in der Residenzstadt der Grafen von Hanau-Lichtenberg, eine gute Aufnahme verschafften. Man besuchte das alte, gotische Schloß und seine Anlage und bestieg sodann den nahen Bastberg, von dessen Höhe aus die „völlig paradiesische" Umschau



Schloß in Zabern
Nach einer Lithographie

in das burgen- und sagenreiche Land, von den Vogesen an bis zum fernen Schwarzwald, genossen wurde. Auch auf die geognostische Bildung ward Goethe — hier zum ersten Male — aufmerksam und betrachtete nachdenklich die in großer Anzahl vorhandenen Muscheln des ehemaligen Meeresbodens. Am nächsten Morgen wendeten sich die Reisenden nordwestwärts, dem lothringischen Gebirge zu, zogen am alten Bergschloß Lützelstein vorüber und stiegen bei trübem Himmel in das Saartal hinab. Pfalz — Zweibrückensches und Nassau — Weilburgisches Gebiet wurde berührt; dann betrat man den Westrich und gelangte über eine Enklave Reichsland in das Löwensteinsche Saaralbe. Am 26. Juni kamen sie über Saargemünd in Saarbrück, der

Residenz der Fürsten von Nassau an, wo eine Schwester Weylands an einen Regierungsrat Schöll verheiratet war. Das mit der Rückseite an den Berg gelehnte Schloß und die dem Felsen abgewonnenen Gärten erregten Goethes Aufmerksamkeit, und hier ward auch sein Interesse für den Bergbau geweckt,



Kardinal Rohan
Kupferstich

der ihn später so lange und eindringlich beschäftigen sollte. Drei Tage brachte er bei einem Landsmanne, dem Präsidenten von Günderode, zu. Nun brachen sie in die nordöstlich sich erstreckenden Hüttendistrikte auf und gelangten über Duttweiler und die Alaunhütte zum „brennenden Berg", überall durch die Technik des Bergbaus höchlich gefesselt. Vom Gipfel des durch alte Stollen und Schächte unterminierten Berges aus, wo es aus verschiedenen Öff-

nungen noch dampfte, machten die Gefährten einen Abstecher zu dem in einem Waldtale gelegenen kleinen Haus eines alten Bekannten Weylands, des ein-



Schloß in Buchsweiler
Kupferstich von Fred. Lutz

siedlerischen Chemikers Staudt — Goethe schreibt Stauf — eines Originals, das sich hier in seiner Harzhütte, ebenso wie am Alaunwerk, in unermüdlichen Versuchen abquälte, die Naturprodukte nutzbar zu machen. Dann ward die Friedrichstaler Glashütte besucht und der Weg auf dem rechten Ufer des Sulzbaches bis Neukirch fortgesetzt, wo, unmittelbar vor dem Städtchen, die Schmelzhütte bei einbrechender Dunkelheit ein überraschendes Feuerwerk darbot. Nach der Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" hat sich der junge Wanderer hier, trotz aller Müdigkeit, von seinem Gefährten Weyland — offenbar war Engelbach schon früher, vielleicht in Buchsweiler zurückgeblieben — getrennt, um das hoch auf der Straße nach Spiesen gelegene Jagdschloß des Fürsten von Nassau aufzusuchen und sich der Einsamkeit zu überlassen. Unter



Friedrich v. Dietrich

dem Klange von Waldhörnern erwachte in ihm „das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten der Reisetage in den Hintergrund gewichen war" und trieb ihn zurück. Es ist die zweite Andeutung eines zarten

Abenteuers. Wir sehen auch hier deutlich, wie Goethe Früheres und Späteres, Dichtung und Wahrheit, vermengt. Der Rückweg ging über Zweibrücken, die Residenz des Pfalzgrafen, dessen Schloß, Esplanaden, Ställe und Keller den Blick der Reisenden ebenso auf sich lenkten, wie Kleidung und Betragen der Einwohner, die deutlich ein Verhältnis in die Ferne, den Bezug auf Paris verrieten. Den Hornbach zur Rechten, stiegen die Genossen südwärts nach Bitsch empor, dessen unterirdische Kasematten mit den Exerziergewölben ihr besonderes Interesse hervorriefen. Nun ging der Weg durchs Bärental mit seinen urwäldlichen Zuständen, wo die Stämme zu Tausenden verfaulten, dem Besitz der berühmten Familie von Dietrich, deren Namen Goethe auf Weg und Steg mit hoher Achtung aussprechen hörte. Friedrich, der Urenkel des Ammeisters Dominik, war ihr derzeitiges Haupt und hatte ihr bedeutendes Grundeigentum durch die Erwerbung großer Güter in Ober- und Niederbronn, Reichshofen und im Steintal noch vermehrt, überall früher als andere der Gebirgsschätze sich bedienend. Bei Niederbronn und auf der Wasenburg wehte Goethen der Geist des Altertums an, als er die im sechzehnten Jahrhundert wieder ans Licht gebrachten Trümmer aus der Römerzeit, die Säulen, Basreliefs, Inschriften, Gefäße zu schauen bekam, ehrwürdige Reste, die ihn zu dem innigen Gedicht „Der Wanderer" begeisterten, das er im Winter 1772 entwarf. Er wandte sich auf die Straße bei Nieder-Modern nach Hagenau, das er durchritt und gelangte auf Waldwegen über Schirhofen nach Sesenheim.



VI
Das Sesenheimer Idyll

Endlich haben wir den Namen des Ortes vernommen, der Goethes Herz mit magischer Gewalt an sich zog und in dessen Frieden er ein Glück fand, das nicht nur seine Straßburger Zeit durchsonnte, sondern bis in seine spätesten Tage in verklärter Erinnerung strahlte, als ein Stück lauterer Poesie, das Wirklichkeit geworden, als der erste und lieblichste jener Träume, die nicht erdichtet, sondern ihm von dem Genius des Lebens beschert wurden. Er schreibt am Schluß seiner Reiseschilderung: „Sämtliche Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen inneren Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente." Ehe nun Goethe die Geschichte seines Sesenheimer Erlebnisses erzählt, holt er gewissermaßen tief Atem und gibt zunächst, zur würdigen Vorbereitung des Lesers, ein poetisches Spiegelbild dessen, was ihn erwartet. Er berichtet nämlich über Herders Lektüre des „Landpriesters von Wakefield", um an dem Hintergrund dieser modernen Idylle seinen eigenen Herzensroman desto leuchtender hervortreten zu lassen. Immer deutlicher wird es uns, mit welcher Kunst er in seiner Autobiographie gerade die Straßburger Erlebnisse gemodelt hat, wie in der Erinnerung des Greises die Dichtung die Überhand gewinnt über die Wahrheit. Nicht als ob er diese gefälscht hätte, nein, es ist so, wie er zu Eckermann sagte, daß in der Darstellung seines Verhältnisses zu Sesenheim kein Strich erhalten ist, der nicht erlebt, aber keiner so, wie er erlebt worden. Er schaltet frei mit den Tatsachen, die er in ihren Grundlinien nicht verrückt, die er nur im einzelnen anders verbindet und motiviert, um ein Gemälde von wahrhaft dichterischer Geschlossenheit zu erzeugen. Von langer Hand ist alles, wie in einem Drama, auf den Höhepunkt der Geschehnisse vorbereitet. Schon in die Betrachtung des Landes, das bei seiner ersten Besteigung des Münsters wie eine

unbeschriebene Tafel vor ihm liegt, mischt er ahnungsvolle Klänge: „Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird." Dann tritt zu diesem wehmütig stimmenden Akkord das tragische Moment des Fluches der Französin, das ganz das Gepräge poetischer Erfindung hat. Beim zweiten Besuch des Münsterturms folgt eine leise Mitteilung, die uns ein neu beschäftigtes Herz verrät. Auf der Lothringer Reise bricht die Ungeduld des Liebhabers leidenschaftlich hervor, und im Augenblick höchster Spannung, wenn wir den Gegenstand seiner Neigung leibhaft vor uns erscheinen zu sehen wünschen, zögert der Dichter nochmals und dämpft unsere Sehnsucht durch ein künstliches Retardieren. Goldsmiths „Landpriester von Wakefield", der 1766 zuerst erschienen und im folgenden Jahre von Johann Gottfried Gellius zu Leipzig ins Deutsche übertragen worden war, las Herder, der glühende Bewunderer englischer Literatur, wie aus seinen Briefen hervorgeht, in den Leidenstagen des November 1770 des Abends seinen Gesellschaftern Goethe und Pegelow vor. Die Art seiner Lektüre war eine ganz eigene. Ernst und schlicht, ohne dramatische Darstellung, trug er alles in einem Tone vor, als ob es nur in der Vergangenheit läge und schattenhaft an ihm vorüberzöge. Das englische Buch hatte, wie ein Brief an seine Braut beweist, seine höchste Begeisterung erregt und diese wurde von seinem dankbaren Zuhörer in vollem Maße geteilt, wenn er auch zunächst nur vom Stoffe allein überwältigt ward, ohne — zu des ungeduldigen Herder ärgerlicher Verstimmung — die Kunstgriffe des Autors zu bemerken. Goethe erklärt die Fabel als den schönsten Gegenstand einer modernen Idylle. Der protestantische Landprediger zu Wakefield erschien ihm, wie Melchisedeck als Priester und König in einer einzigen Person, die Darstellung seines Charakters und Schicksals als ganz sittlich, ja rein christlich, indem die Belohnung des guten Willens ohne jede Frömmelei und Pedanterie mit einer hohen Ironie entwickelt wird, dabei ganz national, da der enge bürgerliche Kreis, worin sich die Dinge bewegen, einbezogen ist in die Weite des reichbewegten Lebens Englands und dieser kleine Kahn wie auf einer großen Woge schwimmt. Nur kurz, aber mit bald erkennbarer Absicht, streift Goethe die Gestalten der tätigen, guten Hausfrau, der älteren, schönen und etwas äußerlichen Tochter Olivie, der jüngeren rei-

zenden, mehr nach innen gesinnten Sophie und des kleinen, fleißigen, herben Sohnes Moses. Das Werk hinterließ bei dem jungen Studenten einen großen Eindruck und machte ihm viel zu schaffen, aber „bald sollte er aus dieser fingierten Welt in eine ähnliche, wirkliche versetzt werden". Und nun hebt er mit seiner Fahrt nach Sesenheim an.

Nach den Angaben seiner Lebensbeschreibung will also der Dichter den englischen Roman bereits gekannt haben, als er nach Sesenheim kam, und er verlegt darum diesen seinen ersten Besuch im elsässischen Pfarrhause in das Jahr 1771 und zwar in das Frühjahr, damit seiner Herzensgeschichte ja nicht der duftige landschaftliche Hintergrund fehle, dessen sie zu ihrer poetischen Ausgestaltung bedurfte. In Wahrheit aber fand dieser Besuch schon im Oktober 1770 statt, also einen Monat, bevor er den „Landpriester von Wakefield" von Herder vorlesen hörte. Er schreibt nämlich unterm 14. Oktober dieses Jahres an eine Freundin, wahrscheinlich Katharina Fabricius: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel, weckten in meinem Herzen, iede schlaffende Empfindung, iede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt binn, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe." Er ist demnach kurz zuvor, wahrscheinlich vom 10. bis 13. Oktober in Sesenheim gewesen. Und während er der Freundin in dem gleichen Brief noch die Gründe seines langen Stillschweigens darlegte: „Ich habe niemals so lebhafft erfahren was das sey, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als ietzo, als hier in Strasburg. Eine ausgebreitete Bekanntschafft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Gesellschaft, iagt mir einen Tag nach dem andern vorüber läßt mir wenig Zeit zu dencken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denckt man gewiss nicht an seine Freunde. Genung mein ietziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist" — so hat er den „unverhofften Einfall und die artige Ursache, ihr zu schreiben" mit jenem Geständnis erklärt. Sein Herz steht bereits in vollen Flammen. Es ist uns vom nächsten Tage, dem 15. Oktober, das Konzept eines Briefes an seine Geliebte — der einzige, den wir besitzen — erhalten, der uns seinen Zustand verrät; er lautet:

Liebe liebe Freundinn,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber iust weiß warum ich eben ietzo schreiben will, und was ich schreiben mögte, das ist ein anders; soviel merck ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bey Ihnen seyn mögte; und in dem Falle ist ein Stückgen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Strasb.,

als es Ihnen, in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn sie die Entfernung von Ihren Freunden, recht lebhafft fühlen.

Die Umstände unsrer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beym Abschied ansehen konnten, wie leid er mir that; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bey Ihnen geblieben wäre. Seine Gedancken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation den Weeg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen, die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freygebig erschien, sich um etwas übereilt hätte; so würden wir alle Ursache gefinden haben, von der Liebe und Treu unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu seyn.

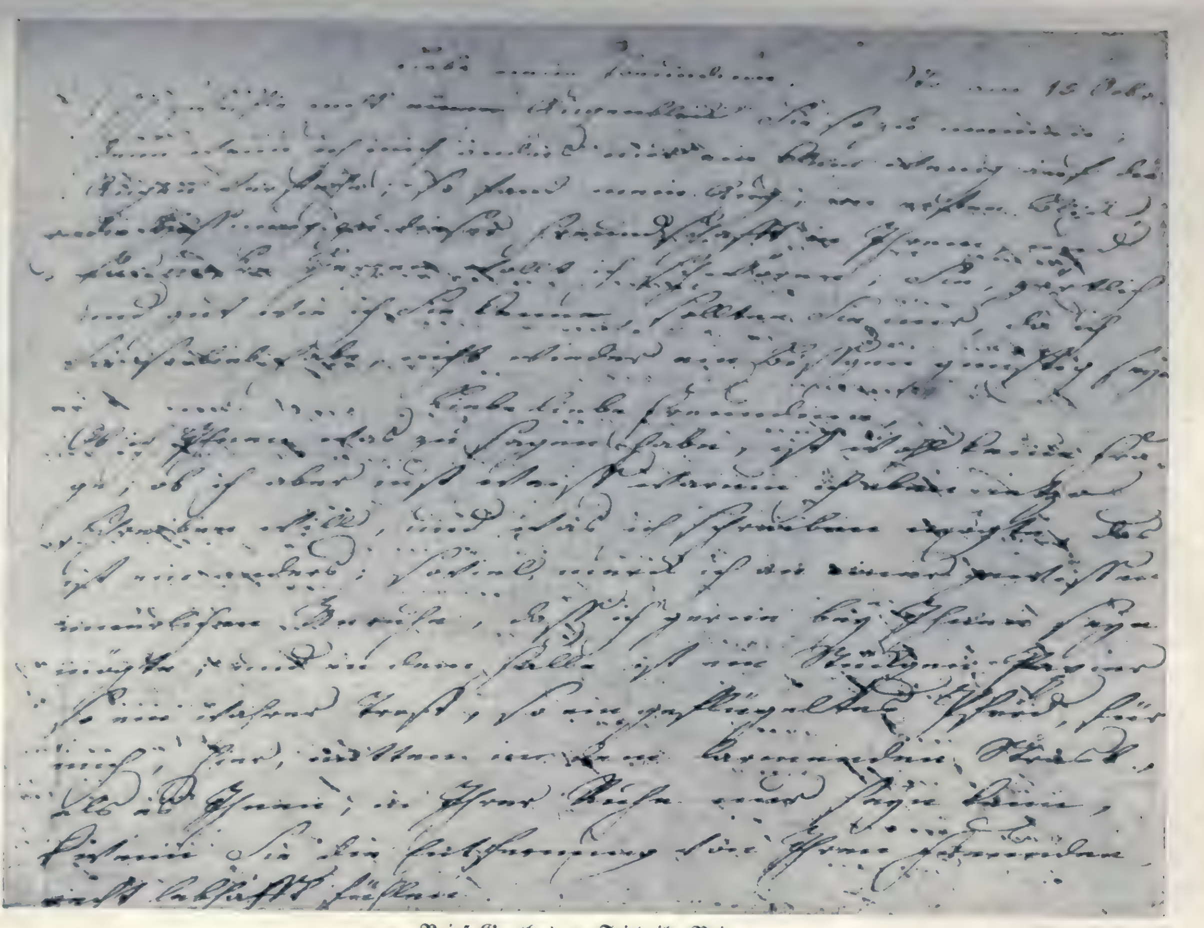
Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht sie zu verliehren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman der mir die Beschweerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rahten, oder Sie glaubens nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedancke den wir hatten, der auch schon auf dem Weeg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projeckt, Sie balde wiederzusehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzgen, wenn uns ein Bissgen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzeney da, und sagen: Liebes Herzgen, sey ruhig, du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sey ruhig liebes Herzgen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte. Genung, wir sind hier, und sehen Sie daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben daſſ mir der Stadtlärm, auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß Mamsell, Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als ietzo. Zwar hoff ich es soll besser werden, wenn die Zeit das Andencken unsrer niedlichen und Muthwilligen Lustbaarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhafft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundinn ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das Wenig Herzwehe behalten, und offt an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Danck, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren Teuern Eltern; Ihrer lieben Schwester, viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe."



Brief Goethes an Friedrike Brion
Universitäts-Bibliothek Straßburg.

Und wer war nun das Wesen, das Goethes Herz in solchen Aufruhr versetzte?

Goethes Tischgenosse, der Mediziner Weyland, der von Zeit zu Zeit seine fleißige Arbeit bei elsässischen Freunden und Verwandten unterbrach, hatte in Sesenheim — der Ort heißt eigentlich, wie Goethe es auch in seinem Brief an Salzmann vom Oktober 1773 richtig schrieb: Sessenheim — familiäre Beziehungen. Die Frau des dortigen Pfarrers Johann Jakob Brion, eine geborene Schöll, war ihm dadurch verschwägert, daß ihr Bruder, der Regierungsrat in Saarbrücken, seine Schwester geheiratet hatte. Sie selbst stand zur Zeit,



Straße und Kirche zu Sesenheim

als Goethe das Pfarrhaus kennen lernte, im sechsundvierzigsten Lebensjahre, während ihr Gatte dreiundfünfzig alt war. Von den zehn Kindern, die sie ihm geschenkt, blieben fünf am Leben: Katharina Magdalena, die Gattin des Pfarrers Gockel zu Eichstetten in Baden, Maria Salomea, ungefähr zwanzig Jahre alt, Friederika Elisabetha, etwa zwei Jahre jünger, Jakobea Sophia, vierzehn- oder fünfzehnjährig und der sieben Jahre zählende Christian. Sämtliche Kinder, außer dem Sohne, wurden in Niederrödern geboren. Sesenheim war eines der größeren Dörfer — es zählte als Pfarrgemeinde an die tausend Seelen — und gehörte zur Grundherrschaft des Prinzen Rohan-Soubise in Zabern. Die Parochie war sehr umfänglich und die Größe des Pfarrlandes betrug mit Einschluß des Filialgutes etwa zweihundert elsässische Morgen, wozu noch die Feld- und Blutzehnten

kamen. Etwa fünf Meilen nordöstlich von Straßburg gelegen, gelangte man von hier auf der Rheinstraße über Wanzenau, Herrlisheim und das Hessen-Darmstädtische Drusenheim in das freundliche Dorf. Ganz von Bäumen und Gärten umgeben, bestand es in der Hauptsache nur aus einer einzigen, langen Straße. Der großen, alten, steinernen Kirche gegenüber lag die protestantische Pfarre, wie die meisten Häuser des Dorfes ein hölzerner Fachwerkbau, jedoch zweistöckig und grün umrankt, mit dem Giebel nach der Straße zu gerichtet mit einem Hofe, den die rechtwinklig zum Hause stehende Scheune abschloß. So hatte das Ganze durchaus das Ansehen eines Bauernhofes. Ein Vorgitter schloß bis zur halben Höhe den Eingang des Hauses, der inmitten der Front gelegen



Das Pfarrhaus zu Sesenheim
Lithographie v. J. 1819

war und im unteren Stockwerk je ein Fenster zu seiner rechten und linken, letzteres das der Wohnstube, hatte. Das obere, ganz niedrige Geschoß wies deren dreie, mit kleinen Scheiben versehen, auf, wovon das am rechten Ende gelegene zum Gastzimmer gehörte. Zwischen Haus und Straße befand sich ein Blumengärtchen, indes, durch den Hof getrennt, der Haustüre schräg gegenüber, ein Gemüsegarten lag, dessen Eingang von einer Laube überragt wurde. Hinter der Scheune dehnte sich ein umfangreicher Obstgarten aus. Bis dicht an Sesenheim heran zogen sich damals noch die Waldungen; durch das Dorf schlängelte sich, von Drusenheim her, ein kleiner Bach, der unweit der Kirche überbrückt war. Einige hundert Schritte von den letzten Häusern entfernt, gegen Osten, lag ein Hügel, der mit Gebüsch und einigen schönen Buchen

bestanden war, in der flachen Gegend wohl ein Zielpunkt für kleine Spaziergänge und Ausflüge. Eine Viertelstunde vom Ort floß ein breiter Arm des Rheins, der, noch nicht eingedämmt, zahlreiche Inseln bildete, die nur mit spärlichem Gestrüpp bewachsen waren und den größten Teil des Jahres unter Wasser standen.

Goethe und sein Begleiter näherten sich — zu Pferde — dem Dorfe von Drusenheim aus, wo sie im Kleinschen Gasthaus „Zur Post" angehalten hatten, auf einem Fußpfade, der über Wiesen, an Gärten und Hopfenfeldern vorbei, links von der Straße abbiegt. Der junge Student hatte sich, einer alten Lieb-



Pfarrscheune in Sesenheim

haberei frönend, in einen armen Theologen, einen „lateinischen Reiter", vermummt. Unter den „niedlichen und muthwilligen Lustbaarkeiten", von denen sein Brief an die neue Freundin spricht, mag diese Verkleidung, die er in „Dichtung und Wahrheit" näher beschreibt, in der Tat inbegriffen gewesen sein. Er wird von dem Freunde, nachdem sie ihre Pferde in dem rechterhand an der Einbiegung der Straße stehenden Wirtshause („Zum Anker") eingestellt hatten, in das Pfarrhaus geführt, das, im Zustand des Verfalles, ihm einen ganz niederländisch-malerischen Eindruck macht, und trifft nur den Vater, einen freundlich kleinen Mann an, während Weyland die Frauen aufsucht. Vertrauensvoll eröffnet der Pfarrherr dem unbekannten Jüngling sein Herz und erklärt ihm seine Sorgen wegen eines Neubaus seiner Wohnung, der ihm von

der reichen Gemeinde längst zugesichert worden, aber trotz vorhandener Pläne noch immer nicht in Angriff genommen sei. Anders die Mutter, eine lange hagere Gestalt mit Spuren früherer Schönheit, die bald darauf mit Weyland eintrat und den Fremdling mit verständiger Miene mustert. Die ältere Tochter stürmt herein, frägt nach Friederike und fährt wieder zur Türe hinaus. Während die Mutter Erfrischungen bringt und Weyland sich mit den beiden Gatten über bekannte Personen und Verhältnisse unterhält, betritt die ältere Tochter abermals hastig die Stube und erklärt aufgeregt, zur Beunruhigung der Andern, die Schwester nicht gefunden zu haben. Nur der Vater meint gelassen: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!" Man sieht, mit welch' dramatischen Mitteln der Dichter auf das Erscheinen der Hauptperson vorbereitet, und in der Tat ergreift uns ein überraschendes Entzücken über das von ihm entrollte Bild, wenn er fortfährt: „In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Türe; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friedriken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen."

Friedrike ist eingeführt, ihre äußere Erscheinung steht mit vollendeter Deutlichkeit vor uns. Nun entwickelt der Dichter — immer in kleinen Auftritten und Handlungen — Zug für Zug ihren Charakter. Sie wird, um den Gast zu unterhalten, zu einem Musikstück aufgefordert, das sie mit leidlicher Fertigkeit auf dem verstimmten Klavier vorträgt, dann zu einem sentimentalen Lied, das ihr gar nicht gelingen will — ein Mißerfolg, der ihr aber keineswegs die Heiterkeit raubt und sie nur zu der Bitte veranlaßt, mit ins Freie zu kommen, damit sie dort ihre Elsässer- und Schweizerliedchen ertönen lassen könne, die ihr besser gelängen. Wir sehen: dieses naive Kind paßt nicht in die Enge konventionellen Gesellschaftslebens, es gehört in Gottes Natur, wie die zwitschernde Lerche. Beim Abendessen beschäftigt den Gast immer wieder der Vergleich mit dem englischen „Landprediger", der besonders auf die würdevolle Mutter zutraf, und als gar zuletzt

ein ungeduldig erwarteter Sohn ins Zimmer trat und sich eilig an den Tisch setzte, da war auch der „Moses" des Romans gefunden. (Die dritte, noch zu Hause weilende Tochter Brions wird von Goethe, um die Parallele mit Goldsmith nicht zu verwirren, mit Stillschweigen übergangen.) Friedrike sitzt neben dem Gast und unterhält ihn mit der Beschreibung verschiedener sehenswürdiger Ortschaften, die von der Tafelrunde in lustiger Erinnerung erwähnt wurden, und er erwidert mit ähnlichen Geschichtchen. Bald macht ihn der Landwein gesprächiger, und Weyland, fürchtend, er könne aus seiner Rolle fallen, schlägt einen Spaziergang im Mondschein vor. Er nimmt den Arm der älteren Schwester, Goethe den Friedrikens, und so wandeln sie durch die abendlichen Fluren. Wir blicken nun tiefer in Friedrikens Herz und Wesen, während sie mit ihm spricht. Ihre Reden tragen gar nichts „Mondscheinhaftes" an sich, ihre Klarheit macht die Nacht zum Tage, jede falsche Empfindsamkeit ist ihr fremd. Unwillkürlich drängt sich uns der Vergleich — nicht mehr mit Goldsmiths Sophie, sondern — mit einem Geschöpf von Goethes eigner Phantasie auf, das sicherlich ebensosehr von Friedrike Brion genährt worden ist, wie es die Gestalt in „Dichtung und Wahrheit" wieder hat erzeugen helfen, mit Fausts Gretchen. Wir erleben die Gartenszene, worin die Liebenden Arm in Arm vorüberziehen und sich allmählich einander den Kreis ihres Lebens erschließen, wenn der Dichter erzählt: „Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte; denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen Alle, welche das Glück gehabt haben, sie zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter den Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da- bald dorthin meine Vermutung; allein, wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse! Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber sowie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete." Das Gespräch im Gastzimmer, das Goethe dann bis in die Nacht mit Weyland geführt haben will und worin dieser den Vergleich mit den englischen Romanfiguren auch auf sich selber als den „Neffen" und auf den verkappten Freund als „Burchell" ausdehnt, ist natürlich erfunden und dient nur zur Erhöhung der Stimmung. Und auch das, was der

Dichter vom nächsten Morgen berichtet, hält den erforschten Tatsachen gegenüber nicht stand. Er habe — so erzählt er weiter — am hellen Tage, ernüchtert und seiner Vermummung sich schämend, sich aufs Pferd geworfen, in der Absicht nach Straßburg zu reiten, sich dort umzuziehen und ein frisches Pferd zu nehmen, damit er noch vor Abend wieder im Pfarrhaus eintreffen könne; aber bald habe er diesen von der Leidenschaft erzeugten Gedanken aufgegeben und sich des Besseren besonnen, vom Wirtssohn zu Drusenheim, der seiner Gestalt ähnelte, die Kleider zu borgen und in dieser zweiten Maskierung vor die



Relief vom Straßburger Goethe-Denkmal

Familie des Pfarrers zu treten. So sei es geschehen. Der junge Wirtssohn sei bereitwillig auf alles eingegangen, ja er habe von einer Wöchnerin einen Kuchen erwirkt, damit sein Doppelgänger dieses übliche Wochengeschenk als Kreditiv überbringen könne. Er habe dann seine neue Rolle zur völligen Täuschung zuerst der ihm zufällig begegnenden Töchter, dann der Magd, sodann des Pfarrers durchgeführt und sei erst von dessen Frau erkannt worden, die, über den Scherz belustigt, das Geheimnis bewahrt und den falschen „George" einstweilen, um den Spaß für die anderen einzuleiten, auf die Wiese geschickt habe. Von hier sei er nach der waldigen Anhöhe gegangen, habe an einem Baume ein Brett mit der Inschrift „Friedrikens Ruhe" entdeckt und sich auf einer der

Bänke niedergelassen. Bald sei sie selber gekommen, es habe sich eine reizende Erkennungsszene abgespielt — wobei Friedrikens tiefes Atemholen und Erröten die keimende Neigung des Mädchens andeuten sollte — und nach und nach seien auch die übrigen Hausgenossen, teils im Freien, teils bei Tische, immer auf die lustigste Weise, von ihrem Irrtum geheilt worden, bis schließlich der wahre „George" zum Nachtisch erschienen sei und das Maß der Freude durch sein verständiges und gewandtes Benehmen gefüllt habe. Des Nachmittags, während der Vater sein Schläfchen hielt und die Mutter, wie immer, beschäftigt war, habe dann der Gast, auf Weylands Aufforderung, etwas zu erzählen, den Mädchen in der Laube ein Märchen vorgetragen, das er später unter dem Titel „Die neue Melusine" niedergeschrieben. Es sei ihm auch gelungen, was den Erfinder solcher Produktionen belohne, das Gemüt der Zuhörer in ständiger Abwechslung zu reizen, zu verwirren, zu rühren und zu befriedigen.

Alle diese Angaben erweisen sich bei gründlicher Betrachtung als falsch oder höchst unwahrscheinlich. In seinem verdienstvollen Büchlein „Friederike Brion von Sessenheim" hat der ehemals dort amtierende Pfarrer Philipp Ferdinand Lucius Mitteilungen gebracht, die auf sorgfältigster Untersuchung der geschichtlichen Vorgänge beruhen. Die Erzählung von der zweiten Verkleidung klingt schon an sich romanhaft genug. Der abenteuerliche Gedanke, in einem einzigen Tage den weiten Weg von Sesenheim nach Straßburg, den er mit Weyland später durch Übernachten in Drusenheim unterbrach, und von Straßburg wieder zurück zu machen, ist sicherlich niemals in Goethe aufgestiegen. Die Geschichte mit dem Wirtssohne und dem Kindtaufskuchen ist völlig erfunden; denn Drusenheim war ein ganz katholisches Dorf, das zu dem protestantischen Pfarrhaus in Sesenheim gar keine Beziehungen hatte, und so wird der junge „George" — den man später in dem Wirtssohn Georg Klein und nachmaligen Oberförster zu Drusenheim entdeckt haben will — zur mythischen Figur. Auch der Aufenthalt in „Friedrikens Ruhe" ist eine, wenn auch allerliebste, poetische Erfindung. Der Weg dahin führte nicht „hinten zum Pfarrgarten hinaus und auf der Wiese hin", da der Bach dazwischen lag, der nur auf der im Dorf befindlichen Brücke zu überschreiten war. Die Anhöhe selbst freilich, die (nach Sophie Brions Mitteilungen an Kruse) im Munde der Bauern das „Nachtigallenwäldel", niemals aber Friedrikensruhe hieß, war ein Lieblingsaufenthalt der Familie, und deren Mitglieder und Freunde hatten sich dort auf einer Tafel verewigt. Goethe selbst setzte seinen Namen darunter und dazu die Verse:

Dem Himmel wachs entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verschont das heilige Holz!

Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Und schließlich die Erzählung des Märchens von der neuen Melusine in der Jasminlaube! Hier spricht alles gegen die „Wahrheit" von Goethes Bericht und alles für die „Dichtung". Denn was ist der Inhalt jener niedlichen Geschichte? So, wie der Dichter sie in späten Jahren abgefaßt hat — „ganz anders, als in ihrer ersten unschuldigen Freiheit", wie er bei der Veröffentlichung im Jahre 1817 sagte — hat er sie sicher den Mädchen in der Laube nicht vorgetragen. Daß er ihnen Märchen erzählte, geht aus dem Brief an Friedrike vom 15. Oktober deutlich hervor, der „von der Liebe und Treu unsrer Prinzessinnen" spricht. Die „Neue Melusine" aber handelt von der Untreue eines Prinzen oder vielmehr eines Mannes, der sich in eine Zwergin verliebt und nur bei ihr bleiben kann, wenn er sich entschließt, ihr gleich zu werden. Sie steckt ihm einen Ring an und er wird zum Zwerg. Vor der Hochzeit aber graut ihm: denn trotzdem es ihm in seinem neuen Zustande an nichts mangelt, so ist er doch unglücklich, weil er ein Gefühl seiner vorigen Größe in sich hat. Und er durchfeilt den Ring und macht sich frei. Dieses Märchen, dessen Bedeutung uns später aufgehen wird, konnte Goethe insbesondere bei seinem ersten Besuch unmöglich erfunden und erzählt haben, es wäre damals noch, abgesehen von anderen Gründen, ohne Gegenstand und Hintergrund gewesen; denn der Dichter hatte die schmerzliche Erfahrung, aus der sein tiefer Sinn erwuchs, noch nicht gemacht. So wird es auch mit Vorsicht aufzunehmen sein, wenn Goethe weiter berichtet, die „aufs äußerste verzauberten Mädchen" hätten ihn gebeten, das Märchen aufzuschreiben, um es anderen wiederholen zu können. Auch das angebliche Gespräch mit Weyland am Abend im Quartier zu Drusenheim über die Wirkung des Märchens auf die Hörerinnen und deren Ursache — daß nämlich in ihrem überrheinischen Bekanntenkreise ein Ehepaar existiere, das dem in der „Melusine" übertrieben geschilderten gleiche — schwächt diesen Eindruck der Erfindung nicht ab.

Goethe, „mit einem Widerhaken im Herzen" in die Stadt zurückgekehrt, empfindet nach der Schilderung im elften Buche seiner Autobiographie sein juristisches Studium doppelt beschwerlich. Doch setzt er es zum Zwecke der Promotion mit möglichstem Fleiße fort. Die Medizin erregt nach wie vor sein Interesse. Auch die geselligen Freuden nehmen ihn wieder in Anspruch. So ist er wiederum in der alten „Zerstreuung", ja seine innere Verfassung ist noch zerrissener als zuvor, nachdem Herders hohe Ansprüche ihn an seinen eigenen Fähigkeiten zweifeln ließen. Dazu kam ein körperliches Übel, wie er bald

erkannte, die Folgen des täglich genossenen Rotweins, der ihm die Kehle zuschnürte, so daß er nachdenklich und mürrisch wurde. So empfand er es als eine Erlösung, als er in diesem Zustand in Ehrmanns Klinikum, dessen „hippokratische“ Methode ihn immer mehr angezogen, von dem Professor die Aufforderung vernahm, die beginnenden Ferien zu einer den Geist aufmunternden Reise zu benutzen.

Unter diesen Ferien müssen die Osterferien 1771 gemeint sein. Und diese will er nun, wie er im folgenden beschreibt, zu einem zweiten Besuche in Sesenheim benutzt haben. Aber in Wirklichkeit fiel auch dieser, so wenig wie der erste, nicht in das Frühjahr 1771, sondern in den vorhergehenden Winter. Schon im Dezember war er wieder in Sesenheim, wo er sich mit dem Gedichtchen angemeldet hatte:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Ein Brief Goethes an Horn, der leider verloren gegangen, aber von Eckermann eingesehen und charakterisiert worden ist, läßt über diesen Winterbesuch, dem wohl noch andere folgten, keinen Zweifel. Aus dem nächsten Frühjahr berichtet uns nur ein von Straßburg, im Februar, datierter Brief (Morris II, S. 18 und 19) an Anna Margarethe Textor, worin er der Großmutter die Gefühle und Gedanken, die ihn beim Tode ihres Gatten, des Stadtschultheißen, bewegen, ebenso herzlich wie männlich ausdrückt und ein kleines Gelegenheitsgedicht, das der fahrende Student, wahrscheinlich von Sesenheim kommend, auf der Rast in einem Wirtshause den Pfarrerstöchtern zusendet:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet liebe Kinder,
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.
Da sitz ich nun vergnügt bey Tisch
Und endige mein Abendteuer
Mit einem Paar gesottener Eyer
Und einem Stück gebacknem Fisch.
Die Nacht war warrlich zimlich düster,
Mein Falcke stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

Nun benutzte er aber in der Tat auch wieder die Osterferien 1771 zu einem Aufenthalt in Sesenheim, und zwar zu einem von längerer Dauer. Nach „Dichtung und Wahrheit“ haben wir es zwar zunächst nur mit einem zweitägigen Besuch zu tun, aber schon die Ausdehnung der Ferien spricht gegen diese Unterstellung. Er schildert den Ritt nach Sesenheim, den er infolge verzögerter Anstalten erst am Abend unternehmen konnte: „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich. Ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.“ Wir hören hier — in Prosa — bekannte Töne. Goethe hat wiederum nach einer poetischen Vorlage gearbeitet, nach dem schönen Gedicht, dem herrlichsten und leidenschaftlichsten seiner Straßburger Tage:

Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.......

Wieder stellt er sein Pferd im Gasthaus ein, dessen Wirt ihm auf seine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sei, eröffnet, es werde dort ein Fremder erwartet. Er wird eifersüchtig. Da trifft er vor der Türe sitzend die beiden Mädchen. Und sie verwundern sich gar nicht über sein Kommen; denn Friedrike hatte es geahnt — er, kein anderer, war der erwartete Fremde. So wird in Goethes Schilderung alles zur lautersten Poesie. In der nächsten Frühe, es war ein Sonntag, ruft ihn Friedrike zum Spaziergang. Eine größere Gesellschaft wird erwartet, zu deren Unterhaltung sie die Hilfe des neuen Freundes sich erbittet. Dann geht es zur Kirche, wo er — an ihrer Seite — eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang findet. Zu Hause schwirrten schon die Gäste umher. Friedrike lädt sie zu einem Spaziergang nach ihrem Wäldchen, wo sie ein Frühstück erwartet. Es werden Spiele gemacht. Friedrikens Freund vermeidet die „Pfänder“ und deren Einlösung geschickt, obwohl die Gesellschaft, die bald das Verhältnis der beiden ahnt, sie dazu nötigen möchte: der Verliebte gedenkt des Fluches der Französin. Hier, im Freien, in ihrem Element, in munterer Gesellschaft erkennt er nun Friedrikens ganze Holdseligkeit: „Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohltätig sei und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friedriken verlangt; man schonte sie, wie

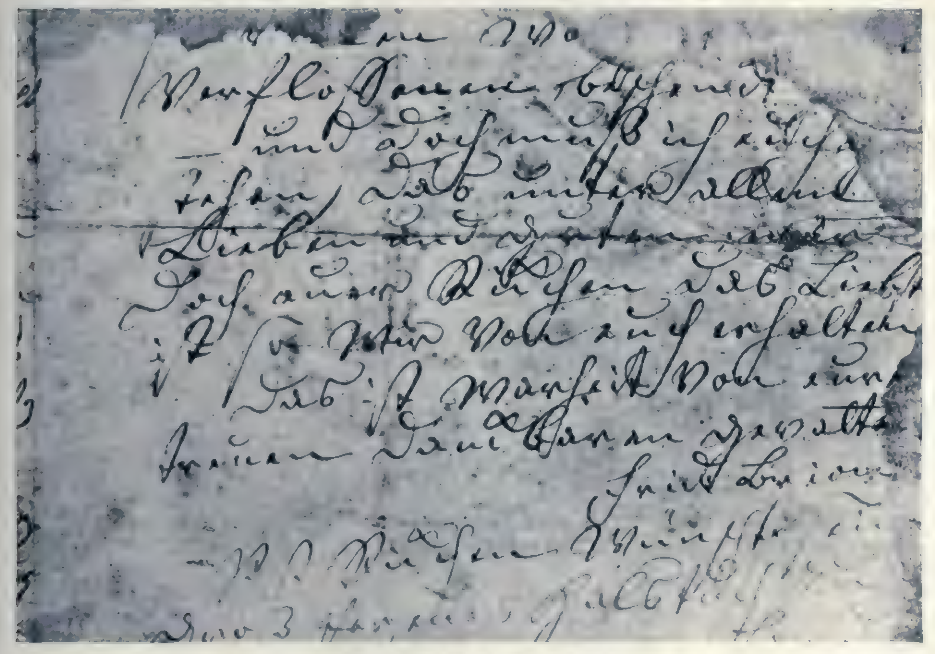
man sagte, ihrer Brust wegen. . . . Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Äther, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand. Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohltätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein



Kirche in Sesenheim

belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Atem und blieb völlig im Gleichgewichte; daher mußte die allzugroße Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen." Mit dem Vater, der nicht „immer gün-

ſtig gepaart“ war, kommt er bald in ein näheres Verhältnis. Er beſpricht ſein Lieblingsthema, das Projekt des Neubaues, und erbietet ſich, ihm ſelbſt einen Grundriß zu fertigen. Friedrike dankt ihm gerührt für dieſe Schonung der Schwäche ihres Vaters. Die Herzensgüte des Mädchens, der ſich um die Ihrigen bemühende Liebhaber — Werthermotive! Auch in ihrer mangelnden Beleſenheit iſt ſie ganz Einfalt und Naturkind. Der Gaſt will ihr den „Landprediger von Wakefield“ empfehlen — er wagt es nicht wegen der Ähnlichkeit der Zuſtände. „Ich leſe ſehr gerne Romane,“ ſagte ſie, „man findet darin ſo



Handſchrift Friedrike Brions

hübſche Leute, denen man wohl ähnlich ſehen möchte.“ Am anderen Morgen mißt der junge Freund mit dem Schulmeiſter das Haus zur erſten Skizze aus, der Vater gibt ſeine Abſichten kund und jener nimmt Abſchied, um die Riſſe anzufertigen. Die Liebenden ſind ihrer Neigung ſicher, die gute Poſtverbindung läßt ihnen die ſechsſtündige Strecke, die zwiſchen ihnen liegt, gering erſcheinen. Bald benutzt er ſie, um der Geliebten Bücher und Briefe zu ſchicken, die ſie mit leichter und hübſcher Hand in natürlichem, herzlichem Stil erwidert. Es erfolgt eine Einladung zu einem größeren Feſte und einem Aufenthalt von längerer Dauer, der Goethe, wohl ausgeſtattet mit einem tüchtigen Mantelſack, entſpricht.

Hier setzt also ein neuer Besuch ein, der, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausdrücklich erklärt, sich auf längere Zeit erstreckt habe. Trotzdem bricht er ihn, nach der gleichen Quelle, nach anderthalb Tagen ab. Nicht nur dieser Widerspruch läßt uns an der Richtigkeit seiner Angaben zweifeln. Auch andere Gründe sprechen gegen sie. Wir werden nämlich noch von einem dritten Besuche von größerer Ausdehnung hören, den Goethe — nach der Darstellung seiner Lebensbeschreibung — in Sesenheim gemacht hat. Und alle diese Besuche sollen in das Frühjahr 1771 gefallen sein? Briefliche Zeugnisse belehren uns, daß der letzte, mindestens fünf Wochen währende Aufenthalt Goethes im Pfarrhause an Pfingsten stattfand — das Fest fiel auf den 19. und 20. Mai — so daß wir also drei Besuche, darunter zwei sehr ausgedehnte, in den durch Ostern und Pfingsten bestimmten, etwa von Mitte April bis Mitte Juni sich erstreckenden Zeitraum zu verlegen hätten. Unmöglich! Er hätte sonst kaum mehr Zeit auch nur für den kürzesten Aufenthalt in Straßburg übriggehabt, wohin er doch, wie er in seiner Lebensbeschreibung versichert, wiederholt zurückkehrte. Wir müssen vielmehr die beiden ersten, von Goethe getrennten Besuche vereinigen.



Friedrike Brion
Silberstiftzeichnung von Joh. Friedr. Aug. Tischbein

Das Osterfest mit der üblichen Familienzusammenkunft und seinen geselligen Freuden bildete den Grund jener Einladung, der er Mitte April folgte. Er trifft eine große und lustige Versammlung. Dem Vater überbringt er den reinlich gezeichneten Riß. Dieser zeigt ihn in der Freude seines Herzens den Gästen vor, die jedoch, der sauberen Arbeit nicht achtend, ihre Verbesserungsvorschläge derart über das zarte Papier ziehen, daß jede Wiederherstellung der ursprünglichen Unversehrtheit ausgeschlossen war. Untröstlich entfernte sich der Vater.

Während sich die Gesellschaft bei Tische gütlich tat, lebte das junge Paar nur scheinbar den Gästen. In Wahrheit war nur eines für das andere da: „Ich war grenzenlos glücklich an Friedrikens Seite: gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mitteilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben und lebten bloß wechselseitig für uns. Nach Tische suchte man den Schatten; gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen, und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging Alles jeder Art ins Übertriebene: Gebärden, die man verlangte, Handlungen, die man ausüben, Aufgaben, die man lösen sollte, Alles zeigte von einer verwegenen Lust, die keine Grenzen kennt. Ich selbst steigerte diese wilden Scherze durch manchen Schwank, Friedrike glänzte durch manchen neckischen Einfall; sie erschien mir lieblicher als je; alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen waren mir verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude. Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt; sie ließ sich hören, und Alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeisterinnen Ehre genug und Friedrike, welche tanzte, wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut, an mir einen geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten." Beim Abendessen ward fortgetollt, und dann währte bis tief in die Nacht wieder der Tanz. Nun erzählt Goethe weiter, daß ihn nach wenigen Stunden tiefen Schlafes sein erhitztes Blut geweckt und die Reue ihn überfallen habe. Seine Einbildungskraft habe ihm eine furchtbare Szene vorgeführt: Lucinde mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, der bleichen, erstarrten Friedrike gegenüberstehend und die Verwünschung ausstoßend, er selbst macht- und wehrlos in der Mitte zwischen beiden. Er, namenlos unglücklich, fühlt den Fluch von seinen Lippen in sein eigenes Herz zurückgeschlagen; aber die Tageshelle und der Anblick der heiteren Friedrike verscheuchte wieder den Wahn, und beim Abschied war er selig darüber, daß sie ihm öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab. Er galt auch vor der Welt nun als ihr Verlobter.

Sicher ist der böse Traum eine poetische Erfindung oder er gehört seinem späteren Besuche an. An der Stelle, wo er in „Dichtung und Wahrheit" steht,

soll er nur stimmungsvoll das Kommende andeuten. In Wirklichkeit hatte sich noch kein Schatten in die Seele des jungen, lebensfrohen Bräutigams gesenkt, und er war in hellem Glück nach Straßburg zurückgekehrt. Dort erwarteten ihn mancherlei Geschäfte und Zerstreuungen. Wieder wechselt er Briefe mit Friedriken, oft und regelmäßig, wie er berichtet, so daß wir auch aus diesem Grunde ein längeres Fernbleiben von Sesenheim in jener Zeit voraussetzen müssen. Die Leichtigkeit und Sicherheit ihres Wesens trat auch in Friedrikens Briefen zutage. Stets war es dem Bräutigam, dem diese Unterhaltung immer teuerer wurde, zumute, als ob sie auch mit der Feder in ständiger Bewegung sei: Gehend, kommend, laufend, springend. Man geht gewiß auch nicht fehl, wenn man annimmt, daß damals, auf dem Höhepunkt seiner Liebesleidenschaft, an die Stelle der Briefe oftmals poetische Ergüsse getreten und die meisten Gedichte des sogenannten „Sesenheimer Liederbuchs" im Sommer 1771 entstanden sind. Unbedenklich sind zwei Lieder, die Goethe auch in seine Werke aufgenommen hat, in diese Zeit zu setzen: „Willkommen und Abschied" (Es schlug mein Herz) sowie „Mit einem gemalten Bande". Beide Gedichte sind später verändert worden. Das zweite ist in seiner Umwandlung so charakteristisch, daß es sich lohnt, die beiden Versionen, worin es uns überliefert ist, nebeneinander zu setzen:

Kleine Blumen, kleine Blätter Streuen mir mit leichter Hand Gute iunge Frühlings-Götter Tändlend auf ein luftig Band.	Kleine Blumen, kleine Blätter Streuen mir mit leichter Hand Gute junge Frühlings-Götter Tändelnd auf ein luftig Band.
Zephir nimms auf deine Flügel, Schlings um meiner Liebsten Kleid! Und dann tritt sie für den Spiegel Mit zufriedener Munterkeit.	Zephyr, nimm's auf Deine Flügel, Schling's um meiner Liebsten Kleid; Und so tritt sie vor den Spiegel All in ihrer Munterkeit.
Sieht mit Rosen sich umgeben, Sie, wie eine Rose iung — Einen Kuß! geliebtes Leben, Und ich bin belohnt genung.	Sieht mit Rosen sich umgeben, Selbst wie eine Rose jung. Einen Blick, geliebtes Leben! Und ich bin belohnt genung.
Schicksaal seegne diese Triebe, Lass mich ihr und lass sie mein, Lass das Leben unsrer Liebe Doch kein Rosen Leben seyn.	Fühle, was dies Herz empfindet, Reiche frei mir Deine Hand, Und das Band, das uns verbindet, Sei kein schwaches Rosenband!
Mädgen das wie ich empfindet, Reich mir deine liebe Hand, Und das Band das uns verbindet Sey kein schwaches Rosen Band.	

Sofort bemerken wir bei der Vergleichung der beiden Fassungen, wieviel inniger und leidenschaftlicher die erste ist, die der Dichter späterhin (zunächst im Jahre 1775, dann nochmals 1789) so merklich abgekühlt hat. Dort verlangt er stürmisch einen Kuß zum Lohne, hier genügt ihm schon ein Blick der Geliebten. Dort finden wir eine weitere Strophe, die später fortfiel, und sie lautet sehr gewichtig:

Schicksaal seegne diese Triebe,
Lass mich ihr und lass sie mein,
Lass das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosen Leben seyn.

Und in der letzten Strophe heißt es später sehr nichtssagend oder doch sehr unverbindlich: „Reiche frei mir Deine Hand", während das frühere: „Reich mir deine liebe Hand" im Zusammenhang mit den beiden Schlußzeilen ein förmliches Verlöbnis, einen unverbrüchlichen Bund fürs Leben bedeutet und besiegelt. Der Dichter scheute in der Folgezeit diese schmerzliche Erinnerung und merzte diese Dokumente aus. Und so klingt das Liedchen, das man mit Recht die Perle deutscher Anakreontik genannt hat, heute wie ein Scherz, wie ein harmloses Spiel mit ritterlichen Empfindungen, während es einst die zarte Beteurung tiefernster Gesinnung war. In „Dichtung und Wahrheit" erwähnt Goethe des kleinen Gedichtes ausdrücklich, das er Friedriken nebst ein paar gemalten Bändern, die damals eben erst Mode geworden, in der Zeit zugeschickt habe, wo er genötigt gewesen sei, länger als er gedacht, von ihr fernzubleiben. Auch hier, in dieser Periode, deutet er wieder in die Zukunft, indem er eine seltsame Verfassung seines Innern schildert. Der schlimme Aberglaube, so meint er, sei völlig verschwunden gewesen; aber jener Wahn habe, indem er floh, eine „wahre Betrachtung über den Zustand zurückgelassen, in welchem sich immer junge Leute befänden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen". „So wenig war mir geholfen, den Irrtum los zu sein, daß Verstand und Überlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Wert des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte."



Angebliches Bild der Friedrike Brion
Silhouette auf einer Untertasse im Goethe-Nationalmuseum

Diese Zeit war mit dem Pfingstfest 1771 gekommen. Goethes Schilderung dieser Periode setzt mit den Worten ein: „Wir hatten eine Zeitlang zusammen still und anmutig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den ‚Landpriester von Wakefield' nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermutet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimütig, als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genötigt zu sein. Hatten sie zu Raymond und Melusine komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie sich hier selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege." An diesen Bericht, dessen romanhafte Färbung und dessen Verbindung mit der „neuen Melusine" wieder zu Zweifeln Veranlassung gibt, knüpft Goethe eine sententiöse Betrachtung, die uns aufhorchen läßt: „Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugeteilt ist, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist." Nicht umsonst und nicht ohne Absicht hat Goethe vorher an das Märchen von Raymond und der Zwergin erinnert. Er selbst führt mit der kleinen Friedrike ein Leben voll Friedens und Beschaulichkeit, es ist ein liebliches Idyll, sorglos und anmutig — aber in ihm regt sich mit tausend erwachenden Kräften das Gefühl, daß er auf dieser Welt, die ihm jetzt so harmlos erscheint, außer dieser wirklichen Rolle neben dem einfachen Landmädchen eine ideelle zu spielen berufen sei, und er empfindet, daß jene seiner Natur nicht gemäß ist. Es ist ein Zwergenleben, das man einem Riesen zumutet, und dieser hat kraft seiner angeborenen Bestimmung das Recht, diesem naturwidrigen Zwange ein Ende zu bereiten. Mit keinem Wort hat Goethe diese allgemeine Reflexion auf sein eigenes Verhalten bezogen, noch weniger hat er das als moralische Handlung entschuldigen wollen, was er nur aus dem Rechte der Natur erklärt wissen möchte. Aber deutlich fühlen wir aus der Sentenz eine — Tendenz heraus, aus der objektiven Betrachtung eine subjektive Absicht, das Bestreben, jetzt schon etwas, das er vielleicht einmal tun könnte, zu rechtfertigen. Im weiteren beschreibt er das Leben, das

er an Friedrikens Seite führt, in seinen unschuldigen Einzelheiten. Die beiden waren immer zusammen. Im Vertrauen auf ihre redlichen Gesinnungen ließ man sie in kleiner oder größerer Gesellschaft die Umgebung durchstreifen. Sie besuchen die Freunde, die diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort Louis, ja sogar Philippburg wohnen. Ob Goethe in der Tat, wie er weiter angibt, auf diesen gemeinsamen Pfaden bis in die südlich von Kehl bei Offenburg gelegene Ortenau gelangt ist, erscheint bei der großen Entfernung von Sesenheim mindestens zweifelhaft. Dagegen boten die nahen Rheininseln ein bequemes Ziel. Mit dem Kahn erreichte man die Hütten des zu Sesenheim gehörigen Filialdorfes Dalhunden, wo man die kühlen Rheinfische im siedenden Fette briet und nur durch die entsetzlichen Schnacken belästigt und vertrieben wurde. Die damals noch kahlen Kiesbänke lagen an einem Nebenarm des Stromes, der seither abgedämmt und weiter nach Osten getrieben ist. Heute sind sie mit einem Kiefernwäldchen bestanden, durch das eine gute Fahrstraße nach Dalhunden führt. Mit vollen Zügen genießt der junge Naturfreund, dessen Herz die zärtliche Neigung aufgeschlossen hat, die Tages- und Jahreszeiten in dem herrlichen Lande. Wie schon auf seiner Lothringer Reise erwacht in ihm mehr und mehr die Gabe, die feinsten Schattierungen der Naturschauspiele in sich aufzunehmen. Wir haben den Abglanz jener Stimmungen und Eindrücke, wenn er im Greisenalter sich erinnert: „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet.“ Von allerlei harmlosen Zerstreuungen weiß Goethe noch zu erzählen. Er habe dem Vater einen neuen Bauriß eingehändigt, den er in Straßburg durch einen Sachverständigen anfertigen ließ, ein mäßiger Kostenanschlag sei hinzugefügt worden. Auch habe er auf den Wunsch des Alten dessen hübsche, einfarbige Chaise mit Blumen und Zieraten bemalt, wobei er aber einen falschen Firniß genommen, der nicht trocknen wollte, so daß er gezwungen war, die Verzierung mit größerer Mühe als zuvor wieder

abzureiben, ohne indessen den ursprünglichen Glanz der Grundfarbe wieder zu erreichen. Ein Brief an Frau v. Stein aus dem Jahre 1779 bestätigt uns dieses tragikomische Vorkommnis, das Goethe wieder in die Beleuchtung des Goldsmithschen Romanes rückt, als einen der Zwischenfälle, die das heitere Leben in Sesenheim sowenig als das der englischen Familie auf die Dauer trüben konnten. Hochzeiten, Kindtaufen, Richtfeste, Erbschaften und Lotteriegewinne, die im Freundeskreise vorfielen, alle diese Freuden seien vielmehr als ein Gemeingut genossen worden. Kurz, er schildert das Brionsche Pfarrhaus in seiner höchsten Blüte, die er selbst, wie er sich schmeicheln dürfe, habe herbeiführen helfen, und die er, wie er sich vorwirft, rasch verschwinden sah. Auch der Lieder, die er nach bekannten Melodien für Friedrike gedichtet und die seiner Versicherung zufolge „ein artiges Bändchen ausgemacht hätten" erwähnt er, und er verlegt ihre Entstehung in jene gehobenen Sesenheimer Tage.

Wieder bedarf es hier, wie im folgenden, einer Berichtigung seiner Darstellung, da er behauptet, seine wunderlichen Studien und die übrigen Verhältnisse hätten ihn gezwungen, „öfters nach der Stadt zurückzukehren". Auch spricht er von einem „längeren Ausbleiben". Und späterhin schildert er ausführlich einen Besuch der Brionschen Familie in der Stadt, der seine Liebe einer „sonderbaren Prüfung" ausgesetzt habe. Die Frauen seien, so erklärt er, nach Straßburg gekommen, um ihren dortigen Verwandten nach langer Zeit ihre Aufwartung zu machen und sich ihnen in Gesellschaft des neuen Freundes zu zeigen. Lange habe man geschwankt, da die Mutter sich schwer von der Haushaltung trennen konnte, die ältere Schwester einen Abscheu vor der Stadt und Friedrike keine Neigung dahin gehabt; schließlich habe die Sehnsucht, den innerhalb der nächsten 14 Tage an Straßburg gefesselten Freund wiederzusehen, den Entschluß zur Reise gebracht. Das Bild, das der Dichter von diesem Zusammentreffen mit der Familie entrollt, ist zu künstlerisch und auch als Zeit- und Sittengemälde zu charakteristisch, als daß wir ihm nicht selbst das Wort geben sollten: „Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Szene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum erstenmal in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen. Das Verhältnis zu dem, was man liebt, ist so entschieden, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sei, dies verlangt das Gemüt. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Augenblicks finden. Das

anständige, ruhig-edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in diesen Kreis, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies sich ungeduldig wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten anrief oder auf dem Felde beiseite winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so tat sie auch hier, indem sie mich in eine Fenstertiefe zog; sie tat es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte und es doch tat. Sie hatte mir das Unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was ich schon wußte: daß es ihr entsetzlich weh sei, daß sie sich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünsche. Friederike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen, paßte sie auch nicht hinein; aber dies zeugte für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden, unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft gebarte, so tat sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu beleben. Ohne zu beunruhigen, setzte sie Alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunsch der städtischen Tanten, welche ja auch einmal von ihrem Kanapee aus Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen sein wollten. War dieses zur Genüge geschehen, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die städtischen, französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen anderen Vorzug zu geben als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wünsche eher an mich als an einen anderen richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte." Dann mußte Goethe auf Wunsch der Straßburger Damen, die durch die Brionschen Töchter von diesem Talent gehört hatten, vorlesen. Er wählt den — Hamlet. Und er liest lebhaft und leidenschaftlich, zum großen Beifall seiner Gemeinde. Nur Friedrike holt, wie er es schon an ihr kannte, von Zeit zu Zeit tief Atem, und eine fliegende Röte überzieht ihre Wangen. Er freut sich dieses Lohnes eines zärtlichen Herzens, und sie sammelt stolz, in ihrer zierlichen Weise, den Dank dafür ein, den Freund zur Lektüre veranlaßt zu haben. Wir aber denken an die liebliche Ophelia ..... Der Aufenthalt zieht sich wider Willen der Sesenheimer Frauen in die Länge. Während Friedrike, der Nähe des Geliebten froh, ganz gelassen bleibt, wird es der leidenschaftlichen „Olivie", die sich in ihrer deutschen Tracht der vornehm erscheinenden Gesellschaft gegenüber ganz mägdehaft vorkommt, immer unbehaglicher. Der Freund fürchtet eine heftige Szene, und es fällt ihm ein Stein vom Herzen, als er die Damen endlich abfahren sieht. „Meine Empfindung hatte den Zustand von Friedrike und Olivien geteilt, ich war zwar nicht leidenschaftlich geängstigt wie Diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie

Jene behaglich.“ Es war ihm schwül zumute geworden bei dieser Prüfung seiner Liebe, und auch auf uns bleibt der Druck eines dumpfen Gefühls, einer dunkeln Ahnung lasten, wenn er mit dieser Episode sein Sesenheimer Idyll ausklingen läßt.

Alle diese Angaben Goethes über die Unterbrechungen seines sommerlichen Aufenthaltes und über den in dieser Zeit erfolgten Stadtbesuch der Familie Brion beruhen auf Erdichtung. Der Sommer 1771 ist durch die bereits geschilderten Ereignisse so besetzt, daß wir die neuen Begebenheiten nicht unterzubringen vermögen. Auch leidet namentlich die letztere Erzählung an inneren Unwahrscheinlichkeiten. Warum führte der junge Goethe, wenn wirklich der Besuch der ländlichen Familie im Sommer stattfand, die Töchter nicht ins Freie? Warum drängte es diese oder ihre Verwandten nicht selbst dazu, da doch „die Straßburger als leidenschaftliche Spaziergänger“ bekannt waren? Es ist darum nicht einzusehen, warum „die reichen Hilfsquellen, die auf dem Lande so ergiebig sind, in der Stadt bald versiegten“. Nein, Goethe bedurfte dieses fingierten Intermezzos, um in die Darstellung seiner Herzensgeschichte ein weiteres Motiv einzuflechten, das sein späteres Verhalten erklärlich machen sollte. Ein Mißklang mußte in die Harmonie der bis dahin so treu und innig verbundenen Seelen treten, das Idyll mußte mit einer schrillen peinlichen Dissonanz schließen. Diese „älteren Personen, Mütter und Tanten“, die so wenig beweglich auf ihrem Kanapee saßen, auf der einen Seite und diese überlebhaften, naiven Landmädchen auf der andern, und der geniale Patriziersohn in der Mitte! Eingeengt zwischen Philistertum und Einfalt! War der Gedanke, sein künftiges Leben in diesem beschränkten Kreise verbringen zu müssen, für einen so hochfliegenden Geist erträglich? War diese dauernde Ankettung an andersgeartete Menschen und Verhältnisse das, „was ihm gemäß“? War dieser Zwang das „Rechte“? Gewiß nicht. Ein Idyll ist reizend auf dem Lande und doppelt reizend, wenn es — vorübergeht. Das stürmende Leben des Genius aber zu einem Schäferdasein gestalten zu wollen, ist wider die Natur, ist unmöglich, ist unrecht. Das ist die Geheimlehre der so geflissentlich ausführlichen Erzählung dieses Stadtbesuchs, der, wenn er überhaupt stattgefunden, ganz sicher nicht im Sommer, sondern schon im Winter erfolgte, wo es die Landkinder mehr zu städtischen Freuden ziehen mochte und sie die gewohnten weniger schmerzlich entbehrten. Über den vielwöchigen, ununterbrochenen Aufenthalt Goethes um die Pfingstzeit sind wir aber zudem durch Zeugnisse unterrichtet, die in ganz anderem Maße zuverlässig sind als Goethes Autobiographie, und die uns auch ein ganz anderes und unverhülltes Bild von dem inneren Zustande des Bräutigams entwerfen. Es sind fünf höchst gewichtige Briefe Goethes an den Aktuar Salzmann, einer noch aus Straßburg,

die übrigen aus Sesenheim geschrieben, und zwar in dem Zeitraum vom 17. Mai, einen Tag vor dem Pfingstfest, bis zum 19. Juni 1771. Sie lauten:

An Johann Daniel Salzmann.

[Straßburg, 17. Mai 1771?]

Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückgen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen wozu es bestimmt war.

Leben Sie vergnügt bis ich Sie wieder sehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich binn zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!

An Salzmann.

[Sesenheim, 29. Mai 1771.]

Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie solang nicht sehen werde, denck ich, es ist gut wenn du schreibst wie dir's geht. Nun gehts freylich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort traurig kranck zu seyn, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht. Doch ists immer Land. Ach wenn alles wäre wie's seyn sollte so wären Sie auch da. Schreiben Sie mir doch auf den Freytag. Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zuckerbeckerwesen |: Sie verstehen besser als ich was Maidle gern essen : packen lassen, und mit schicken so würden, Sie zu süsseren Mäulern Anlaß geben als wir seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewohnt sind. Schicken Sie s nur mit meiner Adresse unter die Gewerbslaub dem Säckler Schöll Freytags frühe, der wirds besorgen.

Getanzt hab ich und die Ältste, Pfingstmontags, von zwey Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, ausser einigen Intermezzos von Essen und Trincken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.

Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versuncken.

Und doch wenn ich sagen könnte: ich binn glücklich, so wäre das besser als das alles.

Wer darf sagen ich binn der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstösse veränderlich sind.

Adieu. Lieben Sie mich. Sie sollen bald wieder von mir hören

Goethe.

An Salzmann.

[Sesenheim, 5. Juni 1771.]
Mittewoch Nachts.

Ein paar Worte ist doch immer mehr als nichts. Hier sitz ich zwischen Thür und Angel. Mein Husten fährt fort; ich binn zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem hohlen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freye Luft hilfft wenigstens was zu helffen ist, nicht gerechnet —

Die Welt ist so schön! so schön! Wer's geniessen könnte! Ich binn manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethick nicht fasst und keiner gut vorträgt. Adieu Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings dancken und Ihnen sagen dass ich Sie liebe.

Goethe.

An Salzmann.

[Sesenheim, 12. Juni 1771?]

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen wenn's vorbey ist als jetzt. Es regnet draussen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter-Hähngen drüben auf dem Kirchthurm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite.

Es ist schweer gute Perioden, und Puncte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.

Doch lern ich schön griechisch; denn dass Sies wissen, ich habe in der Zeit dass ich hier binn meine griechische Weisheit so vermehrt, dass ich fast den Homer ohne Übersetzung lese.

Und dann binn ich 4 Wochen älter, Sie wissen dass das viel bey mir gesagt ist, nicht weil ich viel sondern vieles thue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern,
Behüt mir Gott meine liebe Schwester,
Behüt mir Gott meinen lieben Herrn Aktuarius,
Und alle fromme Herzen.
Amen.

An Salzmann.

[Sesenheim, 19. Juni 1771?]

Nun wär es wohl bald Zeit dass ich käme, ich will auch, und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbaar, und meine Gesundheit schwanckt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirckel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseeligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, sie sind s! Ich fühl es lieber Freund, und fühle dass mann um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksaal zu ieder Glückseeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht missmutig zu werden. Als Knab pflanzte ich ein Kirschbäumgen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu sehen, ein Mayfrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich musste ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen eh ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr warens die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Meelthau; und doch wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirschbäumgen; trotz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, dass man satt wird. Ich weis noch eine schöne Geschichte von einem Rosenheckchen, die meinem seligen Grossvater passirt ist, und die wohl etwas erbaulicher als die Kirschbaumshistorie, die ich nicht anfangen mag, weil es schon spät ist.

Machen Sie sich auf ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreiffen könnte, gefasst.

Leben Sie wohl und wenn Sie mich bald wieder sehen wollen, so schicken Sie mir einen Wechsel mich auszulösen, denn ich habe mich hier fest gesessen.

Im Ernste seyn Sie so gut und geben Sie der Überbringerinn eine Louisdor mit, ich hatte mich auf so lange Zeit nicht gefasst gemacht. Sie schreiben mir doch, da sind Sie so gut und stecken sie in den Brief und binden es der Trägerin wohl ein. Adieu lieber Mann verzeihen Sie mir alles.

Ihr

Goethe.

Genau gelesen, bedürfen diese Briefe eigentlich keines Kommentars; aber man hat neuerdings so merkwürdige und schändliche Dinge aus ihnen herausgedeutet (vgl. die Goethebiographie von Ed. Engel, S. 73 ff.), daß eine kurze Vereinigung ihrer Grundlinien wohl angebracht erscheinen mag. Wir gewinnen hiernach von Goethes Verfassung und Verhalten folgendes Bild. Nach dem ersten Briefe, den Bielschowsky (Friedrike Brion, S. 45) sonderbarerweise als den letzten nimmt, war der junge Bräutigam schon, als er am Samstag vor Pfingsten Straßburg verließ, in einem Zwiespalt der Gefühle: „In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich binn zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife." Seine Besonnenheit über den vorschnellen Schritt, wozu ihn seine Jugend verleitete, ist erwacht; er sieht bereits die Gestalt, die zu umfangen ihn doch sein Herz treibt, wie ein Schattenbild entweichen. Seine trübe Stimmung wird durch körperliches Unbehagen vermehrt; ein hartnäckiger Husten, der anfänglich in der Landluft sich besserte, ihm bald jedoch wieder den Atem raubt, quält ihn sehr, obwohl er den Fiebernden nicht davon abhält, mit der älteren Tochter in Reschwoog beim Amtsschulzen am Pfingstmontag von zwei Uhr nachmittags bis Mitternacht zu tanzen. Auch Friedrike ist leidend. Offenbar an ihrer schwachen Brust und schon längere Zeit, da sie „fortfährt, traurig krank zu seyn". Ein trübes Zusammensein der beiden Verlobten und, bei Friedrikens gefürchtetem Übel, welcher Ausblick in die Zukunft! „Das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen." Dazu tritt die Reue des Bräutigams, der sich anklagt, sich und das Mädchen in diese schiefe Situation, in diese übereilte Gebundenheit gebracht zu haben. Sein Gewissen ist nicht rein (dies der einfache Sinn des von Goethe gebrauchten Virgilschen Wortes: Conscia mens recti, das für Leute à la Engel so verdächtig klingt!). Kein Wunder, daß die Gesichter seiner Umgebung, die die Ernüchterung des Gastes ebenso bemerkt, wie die traurig kranke Braut sie tiefschmerzlich empfindet, nicht die heitersten sind. Was helfen da die kleinen Aufmerksamkeiten des Liebhabers? Das Straßburger Konfekt versüßt nicht die bitteren Stunden der Armen, so wenig ihn selbst der Rausch des Tanzes über sein Unglück hinwegtäuscht. Die widerstreitendsten Gefühle stürmen in ihm. Sein Kopf, seine Seele dünkt ihm eine Wetterfahne, wie das wiederholte, für seine Selbstanklage

so bezeichnende Bild lautet. Er weiß nicht, ob er gehen oder bleiben soll und „sitzt zwischen Thür und Angel". Er nimmt „Mädgen Natur" an, er wird schwach und unschlüssig wie die Weiber. Wir glauben seinen Weislingen zu hören, der zwischen Treue und Untreue, zwischen Bleibenwollen und Fortgehensollen schwankt, wenn er im letzten Brief vom 19. Juni schreibt: „Nun wär es wohl bald Zeit daß ich käme, ich will auch, und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum." Er liebt diese guten Menschen, die ihn wieder lieben, mit der gleichen Zärtlichkeit wie ehedem, er hat alles an Glück erreicht, was er einstmals ersehnte und doch ist der „Zustand seines Herzens sonderbaar", seine Seligkeit ist mit der Erfüllung seiner Wünsche nicht vermehrt; denn er hatte nicht mit der Zugabe „gerechnet, die das Schicksal zu jedem Maaße von Glück dareinwiegt". Diese mysteriöse (für gewisse Kommentatoren so bedenkliche) Zugabe — oder, wie ein späteres Analogon lautet: „alle Zulagen, die das Schicksal an seine Gaben anzuhäckeln pflegt" (vgl. Goethes Brief an die Karschin W. A. IV. Band 3. S. 104) — worin besteht sie? Es sind, wie er durch die Bilder der folgenden Zeilen erklärt, die Enttäuschungen, die das Alltagsleben bringt, die Ernüchterungen des Träumers durch die Wirklichkeit, die Fröste, der Meltau, die garstigen Raupen, die über die Maienblüte und ersten Früchte kommen — alles jählings zerstörte Hoffnungen, unerwartete Erfahrungen, die den Menschen wohl im Augenblicke niederschmettern, aber zumal, wenn er in voller Kraft der Jugend steht, nicht davon abschrecken, „wieder Kirschbäumgen zu pflanzen" und sich zu trösten: „trotz allen Unglücksfällen gibts noch so viel Obst, daß man satt wird" . . .

Ohne Zweifel nahm auch nach diesen bewegten Mai- und Junitagen das zarte Verhältnis der Liebenden seinen äußerlich ungestörten Fortgang. Wir sind in Hinsicht auf die letzten Wochen, die Goethe im Elsaß zubrachte, ganz auf die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" angewiesen und müssen ihr — wie stets — mit Vorsicht folgen. Nach der Schilderung mannigfacher Zwischenerlebnisse, die sich besonders auf seine geistige Entwicklung beziehen, kommt der Autobiograph gegen Schluß des elften Buches nochmals auf Friedrike zurück. Unter den allgemeinen Betrachtungen, die er über den Ausklang seiner Beziehungen zu ihr anstellt — und in ihrer Allgemeinheit sind sie sehr vielsagend! — sind nur wenige greifbare Anhaltspunkte. „Ich kam seltener hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter", heißt es da einmal. Oder: „Friedrike blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältnis sich so bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht so viel als jene verlor, war voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit mir über meinen vermutlichen Abschied und suchte über sich selbst und ihre Schwester

sich zu trösten." Alle diese Andeutungen geben wenigstens ein Bild der inneren Lage. Auf seiner Seite war bereits der Bruch entschieden. Er hatte „verständig auf seine Leidenschaft Verzicht getan", während Friedrike noch ahnungslos war oder nicht daran glauben wollte. Nur hielt auch er an der „lieblichen Gewohnheit fest" und „ergetzte sich daran, wenn auch in veränderter Weise", d. h. von ihr fern wußte er nichts Angenehmeres, als sich mit ihr zu unterhalten, während ihre Gegenwart, wie er wiederholt erklärt, ihn ängstigte. Mit versteckten Vorwürfen, die ganz allgemein und indirekt gehalten sind, schont er sich nicht im mindesten. Er vergleicht seine jugendlich unbedachte Neigung einer verderbenbringenden Bombe, „die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt". Sodann sichert er dem Mädchen ritterlich den Schutz der öffentlichen Meinung, indes er sich selber ihren Pfeilen preisgibt: „Ein Mädchen, das einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, ist lange nicht in der peinlichen Lage, in der sich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen ebenso weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen ist. Er spielt immer eine leidige Figur; denn von ihm als einem werdenden Manne erwartet man schon eine gewisse Übersicht seines Zustandes, und ein entschiedener Leichtsinn will ihn nicht kleiden. Die Ursachen eines Mädchens, das sich zurückzieht, scheinen immer gültig, die des Mannes niemals." Wieder unterbricht er seine Erzählung mit dem Bericht eines äußeren und im Verhältnis zu seiner Herzenssache gewiß sehr geringfügigen Ereignisses, das ihm die letzten Tage weggenommen habe — es bezieht sich auf eine Entdeckung, die er am Turm des Straßburger Münsters gemacht hat — und dann schließt er endgültig den Sesenheimer Roman mit dem seltsamen Berichte: „In solchem Drang und Verwirrung" — gemeint ist die Hast, in der er vor seiner Abreise von Straßburg die ihm vom Schaffner des Münsters überlassenen Originalrisse des Münsters durchpauste — „konnte ich doch nicht unterlassen, Friedriken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide,

das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder."

Man mag über diese Vision denken, wie man will, den poetischen Wert und die Bedeutung wird man ihr nicht absprechen können, daß sie die Sesenheimer Episode mit einigermaßen versöhnendem Ausblick abschließt. Die Phantasie des Lesers wird und soll sich in der Vorstellung beruhigen, daß der Ungetreue nach Jahren die verlassene Braut noch einmal aufsuchen und ihren Schmerz durch die Zeit gemildert, wenn nicht geheilt finden wird. In der Tat hat Goethe mit seinem „wunderlichen Trugbild" späteren Ereignissen und Gefühlen vorgegriffen. Wirklich besuchte er am 25. September 1779 auf der Reise nach der Schweiz nochmals die Geliebte und ritt — im geschilderten Kostüm — des Abends von Lauterburg über Selz und Reschwoog nach Sesenheim und am andern Morgen auf der wohlbekannten Straße über Drusenheim nach Straßburg. Er schreibt darüber an die Frau, die nunmehr sein Herz besaß, an Charlotte von Stein: „Ich fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise darüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich so allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an alte Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob

ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen beim Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Also war ihm doch noch eine „Erinnerung an jene peinlichen Tage" geblieben, und er hat bezeugt, daß sein Abschied von Sesenheim Friedriken nicht nur Tränen, sondern fast das Leben kostete. Und an anderer Stelle, im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit", hat er seine Berichte vollends ergänzt und, wenn auch nicht offen gebeichtet, so doch zu verstehen gegeben, daß er nicht die Kraft oder den Mut gefunden, Friedriken, als er sie verließ, über die Aussichtslosigkeit ihrer Verbindung aufzuklären. Er tat dies erst von Frankfurt aus und seine Worte über die Wirkung dieser Absage lauten: „Die Antwort Friedrikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten, erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich." Und ferner heißt es: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz von Berlichingen" und „Clavigo" und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein." Aber außen diesen beiden Verlassenen spricht noch eine andere poetische Gestalt und noch weit ergreifender als jene über Goethes Reue und Verzweiflung zu uns: Gretchen im „Faust". Über den inneren Zusammenhang des Sesenheimer Erlebnisses mit dieser tragischsten und höchsten Schöpfung Goethescher Phantasie, über die Art und Weise, wie sich die wirkliche Gestalt Friedrikens in die poetische Figur Gretchens verwandelte, hat Herman Grimm in seinen Vorlesungen über Goethe (Berlin 1894, S. 469) schöne Worte gefunden: „Ohne Zweifel ist Gretchen auf Friederike von Sesenheim zurückzuführen. Kein Gedanke dabei an das, was man bürgerlich gemeinhin eine Verführung nennt: geistig aber eine Verführung im höchsten Grade. Goethe mußte empfinden,

daß Friedrike nach diesem Verlassenwerden für immer zu einer Witwe gleichsam geworden sei. Er wußte, was er für sich hinweggenommen und für Friederike zerstört hatte. Er hatte sich eingedrängt in die Seele eines jungen Mädchens, ihm das Gefühl gegeben, als habe eine Verbindung hier begonnen, welche ewig sei, und eines Tages sie merken lassen, nun genug, lebwohl, sieh wie du darüber hinwegkommst. Goethe faßte diese furchtbare Grausamkeit symbolisch auf. Das Verhältnis wuchs in seiner frei schaltenden dichterischen Phantasie in die äußersten Konsequenzen hinein, deren es in Wirklichkeit hätte fähig werden können. Im Kunstwerke mußte wirkliche Verführung sichtbar hinzutreten, um die Schuld völlig zu dem zu machen, was sie hätte sein können. Alle nur denkbaren Folgen mußten vorgeführt werden. Damit war das Verbrechen der Kindesmörderin gegeben: Goethe brauchte seiner Phantasie nur die Zügel über den Hals zu werfen und der Weg von Friederike zu Gretchen fand sich von selber. Goethe brauchte Friederiken sogar noch nicht einmal verlassen, sondern die eigne Treulosigkeit nur erst ahnend vor sich gesehn zu haben: daraufhin allein schon konnte sie sich in Gretchen verwandeln, das so offenbar mit Friederikens Wesen übereinstimmende Züge trägt. Man fühlt heraus, wie Goethe, als er später Friederikens Bild zeichnete, diese Ähnlichkeit andeuten wollte. Das reizende Schnippische ihres Auftretens, das so völlig Vertrauensvolle bezeichnet er in „Dichtung und Wahrheit" als Friederikens vorleuchtende Eigenschaften."

Goethe selbst konnte Friedriken, das reinste und leuchtendste Bild seiner Jugendtage, niemals vergessen. Unter den Blumen, mit denen er, wie z. B. Christiane, die Erwählten seines Herzens verglich, ist sie das „Heidenröslein", jung und morgenschön, das der wilde Knabe in der kurzen Blüte ihres Daseins bricht. Kein Symbol könnte das Schicksal dieses Landkindes rührender bezeichnen, als jenes Volkslied, das Goethe wohl nach einem bei seinen Nachforschungen im Elsaß gefundenen alten Muster oder in Anlehnung an ein in der Kindheit gehörtes Liedchen gedichtet hat. Es hieß — nach Herders Wiedergabe (1773) — ursprünglich „Fabelliedchen" und lautete in dieser ersten Fassung anders als in Goethes Schriften (1789); besonders die Schlußwendung, die alle Symbolik jäh durchbrach, mußte einer feineren, objektiveren Wendung Platz machen.

Fabelliedchen

Es sah ein Knab' ein Rößlein stehn,
Ein Rößlein auf der Heiden.
Er sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn, es anzusehn,

Und stand in süßen Freuden.
Rößlein, Rößlein, Rößlein rot,
Rößlein auf der Heiden!

Der Knabe sprach: ich breche dich!
Rößlein auf der Heiden!
Das Rößlein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden!
Rößlein, Rößlein, Rößlein rot,
Rößlein auf der Heiden!

Jedoch der wilde Knabe brach
Das Rößlein auf der Heiden.
Das Rößlein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden!
Rößlein, Rößlein, Rößlein rot,
Rößlein auf der Heiden!

Unablässig bohrte der Schmerz während der nächsten Jahre in dem reuigen Dichter. An Salzmann schreibt er im Spätherbst 1773: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sessenheim unter Auffschrift an Msll. Brion, ohne Vornamen. Die arme Friedericke wird einigermassen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort seyn, so besorgen Sie wohl ein anders." Und als er die Sesenheimer Episode vierzig Jahre, nachdem er sie erlebt hatte, als Sechziger seinem Sekretär Kräuter in die Feder diktierte, da hielt er, wie dieser erzählt, oft tiefergriffen im Sprechen inne, so sehr überwältigte ihn die schmerzlich-holde Erinnerung. So anmutig und leicht diese Darstellung sich liest, wie schwer mag es ihm nicht gefallen sein, das zum heiteren Idyll umzugestalten, was in Wahrheit eine Tragödie für ihn gewesen ist! Aus seinem letzten Dezennium besitzen wir noch eine Äußerung über Friedrike. Ein Bonner Professor der Philologie, Ferdinand Näke, hatte im Jahre 1822 eine Wallfahrt nach Sesenheim unternommen, sich vieles dort erzählen und auch — von dem damaligen Pfarrer Schweppenhäuser — aufbinden lassen und sodann seine Aufzeichnungen dem greisen Dichter übersandt. (Sie sind 1840 durch Varnhagen nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: „Wallfahrt nach Sesenheim" veröffentlicht worden.) Goethe antwortete am 31. Januar 1823 in dem oft so orakelhaften, geheimnisvollen Stil seines höchsten Alters und in einer Vorstellungsweise, die von seiner Farbenlehre herkommt: „Um über die Nachrichten aus Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-physischen, im besondern aber aus der Entoptik hergenom-

menen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen*) die Rede sein.

1. Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2. Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3. Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4. Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüt mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken, und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5. Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen.

6. Die Sehnsucht wächst, und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Örtlichkeit wenigstens anzueignen.

7. Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat.

8. Hier entsteht nun, in der gewissermaßen verödeten Localität, die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wieder herzustellen; aus Trümmern von Dasein und Überlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9. So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig behalten, sondern sogar zu einem höhern Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinung gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und täglich wiederholt."

Und wie steht nun die Erscheinung der wirklichen Friedrike Brion vor den Augen der Nachwelt, welches Charakterbild hat die geschichtliche Forschung aus der poetischen Umhüllung, womit sie der greise Goethe umschleierte, herausgeschält? Mit ganz auffallender Gründlichkeit ist man gerade diesem zartesten

*) Unter diesem Titel ist die merkwürdige Antwort auch in die Werke des Dichters übergegangen.

unter Goethes Frauenbildnissen nachgegangen und hat sein Modell auf Herz und Nieren geprüft. Und wie immer hat es auch hier „Forscher" gegeben und gibt es deren heute noch, die bei ihrer wühlenden Arbeit nicht eben die lautersten Motive beseelt haben. Wie es die Welt stets geliebt hat, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, so hat man sich auch nicht geschämt, an Friedrikens Keuschheit und an die Reinheit ihres Verhältnisses zu Goethe zu tasten. Der gemeinste Klatsch und die boshafteste Verleumdung haben sich an diese himmlische Erscheinung gewagt und den „allerliebsten Stern", der dem Straßburger Studenten aufgegangen und den der alternde Dichter für ewige Zeiten an das Firmament deutscher Poesie geheftet, in den Schmutz der Erde niedergezogen. Die Feder sträubt sich, die Dinge zu wiederholen, die man der armen Friedrike und auch Goethen zur Last gelegt hat, und man wäre versucht, die Namen der Verleumder an den Pranger zu stellen, wären nicht ihre Vorwürfe gar zu albern und ihre herostratischen Absichten allzu durchsichtig. Schon die einfachste Psychologie muß jene scheußlichen Legenden zerstören. Wenn Goethe in der Tat eine so ungeheuerliche Schuld im Leben auf sich geladen hätte, würde er — mit diesem Wurm im Gemüte — wohl in solcher Breite die Sesenheimer Episode geschildert, würde er vermocht haben, sie in solch heiteren, unschuldigen Farben zu malen? Er, der wahrhaftigste der Menschen, der sein Geheimstes beichtete, der jedes innerste Gefühl und Schauen offenbarte — freilich auch, um dafür gekreuzigt und verbrannt zu werden — müßte der abgefeimteste Heuchler gewesen sein, wenn er es gewagt hätte, nach den ihm und seiner Verlobten angedichteten Verfehlungen Friedrike als das Geschöpf zu zeichnen, das „ebenso viel Liebe als Achtung verdiente", wenn er die Stirne gehabt hätte, nach Jahren wieder, sorglos und heiter, das Haus zu betreten, das er, wie seine Verleumder wollen, befleckte! Aber auch die objektive Forschung hat die Haltlosigkeit der abscheulichen Mythen, die sich um Friedrikens Leben ranken, erwiesen.

Nach Goethes Abschied von Sesenheim war Friedrike, wie er selbst später berichtet hat, in eine lebensgefährliche Krankheit — die natürliche Folge der inneren Stürme, die das zarte Geschöpf zu erleiden hatte — verfallen. Als gebrochenes Wesen, mit allen Anzeichen der jüngst überstandenen Krankheit und eines tief an ihr zehrenden Kummers, traf sie im Sommer 1772 der Mann, dem wir die nächste Kunde über die Sesenheimer Familie zu verdanken haben und der nun eine Weile in den Vordergrund unseres Gesichtskreises rückt: der Dichter Reinhold Lenz. Er war um diese Zeit mit einem seiner Zöglinge, dem jüngeren Baron v. Kleist, der in französische Dienste trat, in das nahe Fort Louis gekommen. Wie seine Briefe an den Aktuar Salzmann, an den er sich nach Goethes Weggang als neuer „Alkibiades" näher angeschlossen

hatte, verraten, war er schon in Straßburg von den Vorfällen in Sesenheim unterrichtet worden. Bald suchte er das Pfarrhaus, das mit diesen romantischen Ereignissen einen ungewöhnlich starken Reiz auf den Schwärmer ausüben mußte, auf und näherte sich der verlassenen Braut seines Freundes. Unter den tollen Schritten und Streichen, die der unglückselige Intrigant als „Nachfolger" Goethes unternahm, ist wohl dieses Eindringen in die durch einen geheimen und großen Schmerz geheiligte Sphäre der friedlichen Pfarrersfamilie der keckste und phantastischste. War es echte Empfindung oder Einbildung — genug, in kürzester Frist schreibt er von seiner Liebe zu Friedrike und, noch toller, glaubt er sich von ihr wiedergeliebt. Es ist müßig, den tatsächlichen Unterlagen dieser echt Lenzschen Gefühle und Hirngespinste nachzuforschen, spielt er doch hier, gegenüber Friedriken, eine Rolle, die er in seinem verworrenen Leben des öfteren gespielt hat: die des imaginären Liebhabers. Auch hat Goethe in den „biographischen Einzelheiten" vom Jahre 1779 sein groteskes Tun und Treiben im Sesenheimer Pfarrhaus zur Genüge aufgedeckt: „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduziert, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen." Zu alledem hat Lenz selbst späterhin, nachdem sich der Poet wieder einmal „moralisch bekehrt" und seine frühere Narrheit eingesehen hatte, Friedriken Abbitte getan. Es geschah in einem sehr merkwürdigen Gedicht, das im Juli 1775 in J. G. Jacobis „Iris" erschien und seine Veröffentlichung wohl nur einer Indiskretion verdankte. Einige Literarhistoriker, wie Chr. Pfeiffer, Th. Bergk, neuerdings auch Eugen Wolff, schreiben es Goethen selbst zu; aber davon kann aus den verschiedenartigsten Gründen keine Rede sein, vor allem nicht darum, weil er sich selber mit der offenen Nennung seines Namens, zumal in der Zeit seiner Liebe zu Lili, bloßgestellt hätte. Wahrscheinlich hat es Lenz noch im Jahr 1772 gedichtet, als er von der Aussichtslosigkeit seiner Liebe zu Friedrike sich überzeugt hatte, und es

Goethen als Mahnung zugesandt, mit dessen Gedichten es an Jacobi kam. Es betitelt sich: „Freundin aus der Wolke“ und lautet:

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen
Wer ich bin?
Leis' umfaß ich
Dich als Geist,
Den dein Trauren
Von sich weist.
Sei zufrieden
Goethe mein!
Wisse, ietzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein mich
Nicht mehr fort.

Ganz klar aber tritt das Verhältnis, wie es in Wirklichkeit zwischen Lenz und Friedriken bestand, in einem anderen Gedichte hervor, das er „Die Liebe auf dem Lande“ überschrieb. Der Theologe Lenz, der sich gewiß sehr bald auch bei dem alten Pfarrer Brion zu insinuieren gewußt hat — er predigte auch einmal für ihn in der alten Dorfkirche — führt sich selbst als „wohlgenährten“ Kandidaten ein und verschleiert so mit gutem Humor seine eigene Persönlichkeit. Dafür tritt eine andere um so ernster und deutlicher hervor. Das Gedicht lautet in seiner zweiten Fassung:

Ein wohlgenährter Kandidat,
Der nie noch einen Fehltritt tat,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehilf' zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich;
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaßne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog,
An ihrem Brotschrank an der Wand

Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All ihre Schürzen anprobiert
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ein Schmeichler sein.
— — — — — — — — — — — — —
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht.
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Wir haben hier ein ganz authentisches Zeugnis über die Erscheinung Friedrikens und den Eindruck ihrer Persönlichkeit aus der Zeit, nachdem Goethe sie verlassen hatte. Die Verse Lenzens atmen eine solche Innigkeit und Wärme, sie sind in ihrem Ausdruck so ungekünstelt und schlicht, daß uns jeder Gedanke an Schwärmerei und poetischen Aufputz fernbleibt. „Engeln gleich", „ein marmorn Heiligenbild"! Wem die Ehrfurcht vor tiefstem Unglück und sanftester weiblicher Ergebenheit nicht völlig im Herzen erloschen ist, der muß sich vor dieser schicksalsvollen Gestalt erschüttert beugen.

In dem sonst so gastlichen, lebensfreudigen Sesenheimer Pfarrhaus wurde es stiller und stiller. Die Mutter starb im Jahre 1786 und ward auf dem Friedhofe neben der Dorfkirche begraben. Im nächsten Jahre folgte ihr der würdige Pfarrherr. Er ruht an ihrer Seite, südlich der Kirche. Die zweite Tochter hatte sich 1782 an den Pfarrer Gottfried Marx zu Diersburg (bei Offenburg) verheiratet. Der Sohn Christian war, nachdem er in den beiden letzten Lebensjahren seines Vaters Adjunkt in dessen Kirchspiel gewesen, als Pfarrer nach Rothau ins Steintal gekommen. So zogen die vereinsamten Schwestern Friedrike und Sophie zunächst in das zur Sesenheimer Parochie gehörige Dengolsheim, wo der alte Brion — sicherlich aus Fürsorge für seine Kinder — ein Haus nebst Baumgarten erworben hatte. Sie verließen aber bald den Ort, um zu ihrem Bruder nach Rothau überzusiedeln, wo sie, einem Eintrage im dortigen Kirchenbuch zufolge, als „négociantes" oder „marchandes" einen kleinen Handel mit Weberzeugen (siamoises) und Steingut be-

trieben. Offenbar warf dieses Unternehmen keinen erheblichen Gewinn für die armen Mädchen ab, so daß sie sich durch die Verfertigung weiblicher Handarbeiten ernährten. Daneben nahmen sie junge Mädchen aus der Umgebung bei sich auf, die zur Erlernung der französischen Sprache die Schule eines Herrn Böckel, des späteren Amtsnachfolgers Christian Brions, besuchten. Aus dieser Rothauer Zeit stammen die von Leyser mitgeteilten Stammbuchverse (vom 20. April 1785) und ein Brief Sophiens an den Bürger Heintz in Sesenheim, dem Friedrike eine Nachschrift zugefügt hat — eines der wenigen authentischen Schriftstücke von ihrer Hand.

Ein Aufenthalt Friedrikens in Versailles (1788—1793), wie ihn z. B. Düntzer behauptet, ist nicht bezeugt. Sie zog im Jahre 1801 zu ihrem Schwager Marx nach Diersburg und vier Jahre darauf nach Meißenheim bei Lahr. Lucius teilt einen Stammbucheintrag Friedrikens vom Jahre 1807, Leyser zwei Briefe an ihren Neffen Fritz, den Sohn Christians mit, die uns von dem unverwüstlich sonnigen Charakter und naiven Sinn der „Tante" Kunde geben:

Meißenheim den 14 ten Mai 1811

Lieber Lieber Fritz!

Noch geben Wir die Hoffnung nicht auf, Dich dies Jahr noch bei uns zu Sehen — besonders wan du Hr. Pfetter in Bergheim wirst, so wird dir doch das Herz auch ein Bischen für uns aufwachen, richte Dich aber dann nur so ein, das du über einen Donnerstag hier bist. Damit wir mit Dir in unserm Ichenheim Kasino prangen können — und zum z. B. einem Christlichen tänzel Verhelfen. freilich mags Dir ein Bißchen Schwer fallen wann Du Siehst. wie Dir Hr. Schweigh. von Ichenh. Mamsell Fischer weg gekapert hat — Doch es Seind andere da mit Denen Du Dich trösten kannst — und das können Ihr jungen Herrichen ja so Leicht! Vermuthlich ist Hr. Resch nun ein schmunzlicher Ehmann — Gott geb, das Er ein Braves Weib und die Kinder eine gute Liebevolle Muter erhalten — empfehl mich Ihnen und im Lieben Pfarrhauß — Die ich alle Bitten laß wann Sie nachrichten von Hr. und Madam Spoor erhalten, mir solche, mitzutheilen, da Sie mir Ihr Wort nicht halten — und eine Zeile schreiben Das mir immer als wohltut. Adieu Lieber Lieber Fritz komm doch bald, dies Wünscht dein Onkel Marx! und Carline gewiß so herzlich als Deine treue treue

tant Frid:

Meißenheim, den 16. jen. 1812

Lieber lieber Friz:

Die nun am meisten um Briefe — und nachrichten von dir gebethen Drucksen ietz gewis am Längsten mit der antwort herum — Die eine möchte

Faksimile nach einem Briefe Sophie Brions mit dem Nachwort Friedrikens



Stammbucheintrag Friedrikens

es vermuthlich zu Künstlich und schön machen, Die andere den abschied von Hrn. Fischer mer Verschmerzt haben, Damit Sie Dir auch Munter schreiben Könnte — Dan es ist seit Ihrer Ruckkehr jmmer Sonnenfinsternuß, so wie es bei Dir außsehen muß wie Du Dein liebes Bärenthal verlassen, mit alle Dortige Hexe! und Ziggäunerine! nur getrost mein lieber Nevvé! Suche Dir einen anderen Blocksberg auß, wo Du dan viel Reinere Freuden genießen Kanst! und wan alles fehlen solte so bring ich Dir dies Frühjahr Rebslöb. Rickel das Dich schon wird zu trösten suchen. — Diese Paar Sudtente Zeile laß ich mir nicht anrechnen Lieber Lieber Fritz, mit erster Sicherer gelegenheit Dan dies geht Wieder aufs ungewisse, solst Du Viel Von mir zu Lessen bekommen, indessen Bitt ich nur Hr. und M. Haaß — und den artig. Fr. Herbstere mich bestens zu empfehlen, wirst du bequem logirt, und wo gehst du in Kost! alles dies möchte ...

Nach Lucius schilderten die Ortsbewohner Friedriken als ein schlanke, hagere, ziemlich hochgewachsene Figur — sie hieß allgemein „die große Tante" — mit länglichem Gesicht und schönen, freundlichen Augen, die still und zurückgezogen gelebt habe, von arm und reich geachtet. Von Goethe habe sie in dieser letzten Periode ihres Lebens niemals gesprochen. Von der Veröffentlichung seiner Autobiographie im Jahre 1812, die zum Teil schon die Sesenheimer Erlebnisse behandelte, hat sie wohl nichts erfahren. Am 3. April 1813 ist sie zu Meißenheim gestorben, ein Jahr, bevor der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit", der das Ende des Sesenheimer Idylls enthält, erschien. In den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ward über ihrem verlassenen Grabe nach erfolgreichem Aufrufe ein Denkstein errichtet, der eine Phantasiebüste*) Friedrikens von Hornberger und die schöne, sinnvolle Inschrift (von Friedrich Geßler) trägt:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Diese Unvergänglichkeit sichern ihrem Namen aber nicht bloß die Sesenheimer Abschnitte von „Dichtung und Wahrheit", sondern auch die Lieder, die

*) Ein völlig einwandfrei bezeugtes Bild Friedrikens ist uns nicht erhalten. Das verbreitetste, die schöne Darstellung einer jungen Elsässerin mit langen Zöpfen und der Schlupfhaube, das P. Th. Falck aus dem Nachlasse von Lenz veröffentlichte, trägt keinen Vermerk und kann mit Sicherheit nicht auf Goethes Geliebte bezogen werden. Dagegen ist eine Silberstiftzeichnung, die Prof. Thomas Stettner im Vogesen-Jahrbuch 1904 publizierte, auf der Rückseite in alter Schrift bezeichnet: „Frederike Brion von Sesenheim. Zeichnung von Tischbein." Gemeint ist Johann Friedrich August Tischbein, ein entfernter Verwandter des bekannten Goetheporträtisten, von dessen eigner Hand jedoch die Inschrift kaum herrühren dürfte. Auch entspricht das geistlose Auge und der stämmige Hals, wie Froitzheim in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" Nr. 318 vom 15. November 1904 mit Recht urteilt, nicht der Schilderung Goethes. Das best-

Goethe ihr gesungen hat. In seine Werke hat er nur deren zwei: „Mit einem gemalten Bande" und „Willkommen und Abschied" aufgenommen und auch diese, wie wir schon bemerkten, nicht in ursprünglicher Gestalt überliefert. Aber ein glücklicher Zufall hat uns noch eine Reihe von anderen Gedichten aus der Sesenheimer Periode erhalten; freilich nicht, ohne uns damit die schwersten Rätsel über ihre Entstehungszeit und Zugehörigkeit aufzugeben und uns in Fragen zu verstricken, mit deren Lösung der Scharfsinn der Philologen sich auch heute noch bemüht. Im Jahre 1835 hatte der Student Heinrich Kruse die jüngste Brionsche Tochter Sophie in Niederbronn, wohin sie mit ihrem Bruder Christian im Jahre 1807 verzogen war, aufgesucht und nach ihren Mitteilungen elf Lieder aufgezeichnet, die nach seiner Abschrift in Hirzel-Bernays': „Der junge Goethe" veröffentlicht wurden. Ein Teil der Gedichte war, wie Kruse angibt, von Goethes, ein anderer von Friedrikens Hand geschrieben. August Stöber sah im Jahre 1837 an derselben Stelle acht Lieder, die ihm von Sophie als Goethesche bezeichnet wurden, aber von ihr selbst abgeschrieben waren. Und nun fand sich in Lenz' Nachlaß eine Abschrift dreier angeblicher „Sesenheimer Lieder", von der Hand einer dritten Person herrührend, so daß sich bei dem Mangel jeglichen Originals der Streit in der Hauptsache um die Frage bewegt, welche der Lieder Goethe, und welche Lenz angehören. Wir verzeichnen hier nur den äußeren Bestand der Kontroverse und die Tatsachen, die zur Untersuchung der inneren Gründe Anlaß gaben, woraus man jeweils auf das Eigentum des einen oder anderen Dichters geschlossen hat. Im folgenden geben wir nur diejenigen der „Sesenheimer Lieder", die Max Morris im zweiten Band seiner neuen Ausgabe: „Der junge Goethe" zugleich mit jenen aufgenommen hat, die, wie „Stirbt der Fuchs" und „Blinde Kuh" oder „Mayfest", andere Forscher in die Zeit vor den Straßburger Aufenthalt verlegen, und die entweder der Straßburger Periode oder der nächstfolgenden Frankfurter Zeit, wie „Ein grauer trüber Morgen" und „Ach wie sehn' ich mich nach Dir" angehören, die sich aber sämtlich auf Friedrike beziehen.

---

beglaubigte Bild der Sesenheimer Pfarrerstochter ist eine kleine Silhouette, die sich im Besitz des Herrn August Brion zu Straßburg, eines Großneffen Friedrikens befindet und dessen Reproduktion das Weimarer Goethemuseum durch Generalkonsul A. Schneegans, einen Verwandten der Familie Brion, i. J. 1896 erhielt. Der Neffe Friedrikens, Pfarrer in Goxweiler, hatte den Schattenriß immer als das authentische Porträt seiner Tante bezeichnet. Vielleicht ist es eine der beiden Silhouetten, die (nach A. Moschkau „Friederike Brion" S. 1) nebst einem Pastellbild im Pfarrhause zu Meißenheim aufbewahrt wurden. Ihre Rückseite trägt den Vermerk: „La tradition de famille raconte que la silhouette représente Frédérike." Nach dem Schnitt der Kleidung, die die „französische" ist, und der Tracht des Haares ist das Bildchen später als 1770 verfertigt. Der zierliche Hals und das Stumpfnäschen entspricht der Beschreibung in „Dichtung und Wahrheit".

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bey seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen.

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Warum seh' ich so böse
Mit offnen Augen dich?
Die Augen fest verbunden,
Hast du mich gleich gefunden,
Und warum fingst du eben — mich?

Du faßtest mich auf's beste,
Und hieltest mich so feste,
Ich sank in deinen Schooß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust verschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben;
So geh' ich stets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Balde seh ich Rickgen wieder,
Balde bald umarm ich sie,
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süssten Melodie.

Ach wie schön hats mir geklungen
Wenn sie meine Lieder sang.
Lange hab ich nicht gesungen,
Lange liebe Liebe lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt sing ich und ich habe
Volle Freude süss und rein,
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

Erwache Friedericke,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster

Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester
Je mehr es tagt.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schweer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ia noch.

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heilge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle.
Ihr Herz gewann ich mir beym Spiele
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksaal, diese Freude,
Nun laß auch morgen seyn wie heute
Und lehr mich ihrer würdig seyn.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand usw.
(Siehe Seite 126)

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,
Und fort! wild wie ein Held zur Schlacht.
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hieng die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein gethürmter Riese da,
Wo Finsterniss aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel,
Sah schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und ieder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich gieng, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Ob ich dich liebe, weiß ich nicht:
Seh ich nur einmal dein Gesicht,
Seh dir ins Auge nur einmal,
Frey wird mein Herz von aller Qual;
Gott weiß, wie mir so wohl geschicht!
Ob ich dich liebe, weiß ich nicht.

Mayfest.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus iedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus ieder Brust.
O Erd o Sonne
O Glück o Lust!

O Lieb' o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf ienen Höhn;

Du seegnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmels Duft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Muth

Zu neuen Liedern,
Und Tänzen giebst!
Sey ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußte es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein Liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen

Liegt um mich her die Welt.
O Liebliche Fridricke,
Dürft ich nach dir zurück,
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum in dessen Rinde
Mein Nahm bey Deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der iede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehen die Sonne nimmer
Und ich Fridricken nicht.

Bald geh ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach, denck ich, wär Sie hier,
Ich brächt ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb sie mir?

Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Kleiner Engel! nur im Traum,
Nur im Traum erscheine mir!
Ob ich da gleich viel erleide,
Bang um dich mit Geistern streite,
Und erwachend athme kaum.
Ach wie sehn' ich mich nach dir,
Ach wie theuer bist du mir,
Selbst in einem schweren Traum.



VII
Goethes innere Entwicklung

Es war allmählich für Goethe Zeit geworden, an seine Promotion zu denken. Wie hatte er seit der Vorprüfung im September des letzten Jahres seine Zeit zersplittert, was hatte er Alles an innerlichen und äußeren Erlebnissen durchgekostet! Das Hauptgeschäft, die Beendigung seiner juristischen Studien, hatte er als Nebensache behandelt, ja den eigentlichen Zweck seines Straßburger Aufenthaltes nahezu aus den Augen verloren. Es war indes nicht nur sein ungeheuerer Lebensdrang, der ihn nach allen Seiten abschweifen ließ, ihm fehlte zur Jurisprudenz das wahre, innere Verhältnis. Zwar machten sich in der Rechtswissenschaft und Rechtspflege neue Strömungen geltend, die sein menschliches Interesse erregten. Man urteilte billiger und humaner, und besonders die Kriminaljustiz ward durch die milden Ideen des Aufklärungszeitalters günstig beeinflußt. Aber dem jungen Rechtsbeflissenen fehlte das Wissen in seinem Fache, die historische und systematische Durchbildung, die Kenntnis der tieferen Zusammenhänge, die ihm allein hätten die Sache fruchtbar und aussichtsreich erscheinen lassen können. Dazu genügte die allgemeine Übersicht, jene Rechtstopik, die er sich erworben hatte, nicht. Wohl hatte er, wie die „Ephemerides" beweisen, den großen Pandektenkommentar des berühmten Leyser vorgenommen, hatte einzelne Materien, die ihn gerade interessierten, bearbeitet und Kollektaneen angelegt, auch diese schematisch geordnet; aber er fühlte sich im ganzen nur als Stümper und zu einer befriedigenden Lösung einer größeren Aufgabe, wie man sie nun von ihm erwartete, nicht vorbereitet; denn nichts anderes verlangte der Vater von ihm, als eine inhalts- und umfangreiche Dissertation. Offenbar hatte er auf dieses Endziel auch in der ersten Hälfte seines Straßburger Aufenthaltes hingearbeitet, da er schon am 30. September 1770 an Engelbach schrieb, er „poßle par compagnie an seiner Disputation"; aber andere Dinge schoben diese anfängliche Beschäftigung in den Hintergrund. Nun machten ihm die Freunde klar, daß es in Straßburg gar nichts Ungewöhnliches sei, anstatt über einen „Traktat", über „Theses" zu disputieren, und mit Freuden ergriff der

Kandidat diesen Ausweg. Aber sein Vater bestand auf einem „ordentlichen Werk". Und so mußte er sich wieder auf ein „Allgemeines" werfen. Er wählte ein Thema aus einem ihm besonders geläufigen Gebiet: der Kirchengeschichte. Und ohne Zweifel war es ebenso von der Zeitströmung, insbesondere von Rousseaus Contrat social, wie von protestantischen Grundsätzen beeinflußt. Es lautet dahin, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern sogar verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen." Auch Eindrücke der Kindheit wirkten mit, indem der Jüngling genugsam erlebt hatte, wie sehr es not tat, daß der Staat in die Streitigkeiten der Geistlichen unter sich und mit der Gemeinde eingriff. Goethes Tagebuch vermerkt Notizen, die sich auf das kanonische Recht, auf die mosaischen Gesetze, auf Mosheims Kirchengeschichte u. a. beziehen. Er führte sein Thema nicht bloß historisch, sondern auch räsonierend aus, ja, er schöpfte das meiste aus sich selbst und zeigte, daß alle öffentlichen Religionen, auch die christliche, durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden seien. K. A. Böttiger hat in seinen „Litter. Zuständen" (I, 60) nach einer Erzählung Lerses mitgeteilt, daß in der Dissertation eine Stelle enthalten gewesen sei, worin Goethe bewies, „daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Zeremonien eigentlich die zehn Gebote vertreten hätten." Obwohl Goethe geläufig lateinisch schrieb, ging er die Arbeit nochmals mit einem guten Lateiner durch, der Vater erhielt eine Abschrift und zeigte sich als eifriger Protestant mit dem kühnen Thema einverstanden. Das Manuskript wurde der Fakultät eingereicht und vom Dekan — es war wohl Treitlinger — geprüft. Nach einigen Lobeserhebungen erklärte er die Arbeit als bedenklich, ja gefährlich und konnte ihre Bekanntmachung als akademische Dissertation nicht empfehlen; er riet ihm jedoch, sie später auszuarbeiten und in einer fremden Sprache herauszugeben. Bei jedem Argument des artigen Mannes, das gegen die Drucklegung sprach, ward es dem Verfasser leichter ums Herz; denn gerade diese hatte er — in seiner Abneigung, irgend etwas von sich gedruckt zu sehen — vermeiden wollen. Der Vater aber, der mit einer gesonderten Ausgabe dieses Werkes Ehre einzulegen hoffte, war sehr ungehalten und beruhigte sich nur mit der Vertröstung, daß der Sohn es später ausführen werde. Noch lange hob es dieser, wie er uns mitteilt, unter seinen Papieren auf. Uns aber ist es verloren gegangen.*) Nun begab sich der Kandidat wieder zu seinem Repetenten, um von der Erlaubnis der Fakultät, über Thesen zu disputieren, Gebrauch zu machen. Die Sätze wurden ausgewählt und gedruckt. Diese sind uns noch erhalten und lauten:

*) Am 12. September 1816 schreibt Zelter an Goethe aus Straßburg: „Gestern hat man mir Deine Dissertation gezeigt, die ich mir gern abgeschrieben hätte, welches aber durchaus nicht erlaubt werden sollte". (S. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, Leipzig, Reclam I, S. 503.)

POSITIONES
JURIS

QUAS

AUSPICE DEO

INCLYTI JURECONSULTORUM ORDINIS

CONSENSU

PRO LICENTIA

SUMMOS IN UTROQUE JURE HONORES

RITE CONSEQUENDI

IN ALMA ARGENTINENSI

DIE VI. AUGUSTI MDCCLXXI.

H. L. Q. C.

PUBLICE DEFENDET

IOANNES WOLFGANG GŒTHE

MOENO-FRANCOFURTENSIS.

Positiones Juris.

I.

Jus naturæ eſt, quod natura omnia animalia docuit.

II.

Conſuetudo abrogat & emendat legem ſriptam.

III.

Idonea cautio fit tam per pignora, quam per fidejuſſores.

IV.

Pactum contractibus bonæ fidei adjectum parit actionem; ſed ſtricti juris contractibus appoſitum actionem non producit.

V.

Prodigus non ipſo jure, ſed Magiſtratus ſententia bonorum admini≈ſtratione interdicitur, & poſt interdictionem promittendo, ne quidem natu≈raliter obligatur.

VI.

Illiterati & juris imperiti judices eſſe non poſſunt.

VII.

Tranſactio ſuper re certa vel judicata fieri non poteſt.

VIII.

Servitute impoſita, ne luminibus officiatur, tam de futuris, quam de præſentibus luminibus cautum cenſetur.

IX.

Teſtator non poteſt uſufructuario remittere cautionem fructuariam earum rerum, quæ uſu conſumuntur, in præjudicium hæredis.

X.

Publiciana actio cum rei vindicatione in eodem libello conjungi poteſt.

XI.

In ſtricti juris actionibus fructus non veniunt niſi a tempore litis conteſtatæ.

XII.

Subſcriptio inſtrumenti non continuo obligat ſcribentem.

XIII.

Res hoſtium legari poteſt.

XIV.

Creditor pignus naturaliter poſſidet.

XV.

Urbanum prædium diſtinguit a ruſtico, non locus, sed materia.

XVI.

Remedium L. 2. Cod. de Reſcind. Vendit. non habet locum in tranſactione.

XVII.

Sola præſtatio uſurarum longo tempore facta non inducit obligationem uſurarum in futurum.

XVIII.

Societas ſolvitur morte, hereſque ſocii in ſocietate non ſuccedit.

XIX.

Pro vino vel frumento mutuato reddi non poteſt pecunia, invito creditore.

XX.

Reus non tenetur actori edere inſtrumenta vel rationes ad intentionem ejus fundandam; ſed actor reo ad probandam exceptionem inſtrumenta edere tenetur.

XXI.

Favorabiliores rei potius quam actores habentur.

XXII.

Furti tenetur cujus ope vel conſilio tantum furtum factum est.

XXIII.

Qui legat certam fructuum quantitatem, ſi non naſcatur tantum, quantum legavit, hæres ad præſtationem totius tenetur.

XXIV.

Teſtamentum, quo poſthumus præteritus vivo teſtatore decedit, valet.

XXV.

Fructus & uſuræ legatorum a tempore moræ debentur.

XXVI.

Liberi & liberti non reſtituuntur in integrum contra parentes & patronos.

XXVII.

Redditio chirographi facta a creditore debitori, inducit remiſſionem debiti, pignoris vero reſtitutio non idem.

XXVIII.

Uſusfructus non dominii pars ſed ſervitus eſt.

XXIX.

Quando nihil pactum eſt de diſtrahendo pignore, creditor nihilominus post unam denunciationem pignus vendere poteſt.

XXX.

Suſpectus tutor ob latam culpam remotus non ſit infamis.

XXXI.

Dominium ſine poſſeſſione acquiri non poteſt.

XXXII.

Actionis verbo non continetur exceptio.

XXXIII.

Privilegia realia tranſeunt ad hæredes, non perſonalia.

XXXIV.

Major annis XVII. poteſt eſſe procurator ad litem.

XXXV.

In contractibus nominatis non datur condictio ob rem dati.

XXXVI.

Unica interpellatio conſtituit debitorem in mora.

XXXVII.

Venditor etſi fundum ſimpliciter vendat, tamen eum liberum a ſervitute præſtare tenetur.

XXXVIII.

In contractibus jus accreſcendi non habet locum.

XXXIX.

Etiam ob latam culpam juratur in litem, & lata culpa ſub dolo continetur in civilibus cauſſis.

XL.

Nec urbanæ, nec ruſticæ ſervitutes oppignorari poſſunt.

XLI.

Studium Juris longe præſtantiſſimum eſt.

XLII.

De omnibus, quæ palam fiunt, judicat Jurisconſultus, de occultis Eccleſia.

XLIII.

Omnis legislatio ad Principem pertinet.

XLIV.

Ut & legum interpretatio.

XLV.

Conſuetudo legi non derogat.

XLVI.

Salus reipublicæ ſuprema lex eſto.

XLVII.

Non uſus ſed utilitas gentium jus gentium conſtituit

XLVIII.

Judici ſola applicatio legum ad caſus competit.

XLIX.

Legum corpus nunquam colligendum.

L.

Tabulæ potius conſcribendæ, breves verbis, amplæ argumento.

LI.

Interpretationes a Principe factæ ſeparatim colligendæ, neque cum tabulis fundamentalibus confundendæ.

LII.

Sed qualibet generatione, vel novo quodam Regnante ad ſummum imperium evecto, abrogandæ, atque novæ interpretationes a Principe petendæ videntur.

LIII.

Pœnæ capitales non abrogandæ.

LIV.

Lex Saxonica, quæ non niſi confeſſum & convictum condemnari vult, lex æquiſſima, effectu crudeliſſima evadit.

LV.

An fœmina partum recenter editum trucidans capite plectenda ſit? quæſtio eſt inter Doctores controverſa.

LVI.

Servitus Juris naturalis eſt.

Die Disputation verlief ſehr luſtig, „unter Oppoſition ſeiner Tiſchgenoſſen“, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ſchreibt. Dieſe Erzählung wird uns durch Böttigers Zeugnis (a. a. O.) näher illuſtriert: „Lerſe war ſein Reſpondent und ſtellte ſich zum Schein gewaltig orthodox. Er trieb Goethe ſo in die Enge, daß dieſer deutſch anfing: ‚Ich glaube, Bruder, du willſt an mir zum Hektor werden!‘ Wie Lerſe merkte, daß dem Dekan der Spaß zu arg wurde, ſchloß dieſer mit einem fein gedrechſelten Kompliment, und die Sache hatte damit ihr Bewenden.“ Jedenfalls aber kam Goethen die alte Übung, im Corpus juris nachzuſchlagen, bei dieſer Prüfung ſehr zuſtatten. Der übliche Schmaus beſchloß die zopfige Zeremonie. Am 6. Auguſt ward Goethe promoviert, aber nicht pro gradu doctorali, ſondern nur pro licentia. Er ward alſo nicht Doktor, ſondern nur Lizentiat, wie er ſich ſpäter in ſeinen Prozeßſchriften und amtlichen Eingaben auch ſtets unterſchrieb. Im Leben fiel jener Unterſchied, den die Frankfurter Advokaten in ihren Kalendern genau regiſtrierten, freilich fort. Goethe hieß wie bei ſeinen Eltern, beſonders ſeiner Mutter, ſo allgemein von nun an „der Doktor“.

Am Tage nach der Promotion Goethes starb der Mann, der in seiner imponierenden Persönlichkeit der höchste Vertreter des geistigen Elsasses war:



J. D. Schöpflin
Kupferstich

Johann Daniel Schöpflin. Goethe vergleicht ihn in seiner eingehenden und sorgfältigen Charakteristik, die sich nicht bloß auf seine eigenen lebhaften Er-

innerungen, sondern auch zweifellos auf biographische Arbeiten anderer gründet, einem höheren Stern, nach dem, „solange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen". Schon im November 1770, als bereits sein Herz für Friedrike entflammt war, hatte der Student bei einem Fackelständchen, das dem verehrten Meister zu seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum von Angehörigen aller Fakultäten vor seiner Wohnung, einem von einer breiten Terrasse umgebenen alten Stiftsgebäude am Thomasplatze,



Haus zum Römer (Wohnung J. D. Schöpflins) Haus zur Hanekrote
Nach einer Photographie

unter mächtigen Linden dargebracht wurde, den glänzenden Eindruck dieses feinen, eleganten Gelehrten und Weltmannes in sich aufgenommen. „Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns, und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank- und wohlgewachsene heitere Greis stand mit leichtem freien Wesen würdig vor uns und hielt uns wert genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten-

und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause." Mit seinen leuchtenden Augen, dem beredten Munde, der stets heiteren Stirne, war Schöpflin eine Erscheinung, die die Herzen der akademischen Jugend im Sturm erobern mußte. Dieses gefällige Wesen, dazu der internationale Ruhm, der ihn umfloß, sowie seine tiefe Gelehrsamkeit machten ihn recht eigentlich zum Mittelpunkt und zur Hauptanziehungskraft der Universität. In ihm loderte nochmals vor ihrem völligen Niedergange der alte Geist der deutschen Hochschule auf, der sie in den

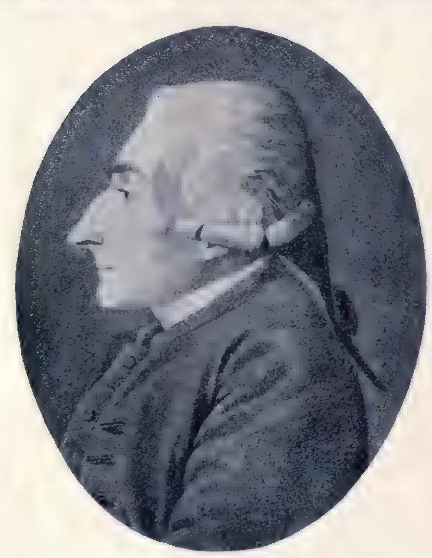


Hof der Hanekrote

Tagen Johann Sturms und Wimpfelings umwittert hatte. Am 6. September 1694 zu Sulzburg im Schwarzwald als Sohn eines Baden-Durlachschen Beamten und einer Elsässer Mutter geboren, schien er gerade dazu prädestiniert, diese Verbindung zweier Stämme in seinem späteren Lebenswerk zu fruktifizieren. Schon als Dreizehnjähriger bezog er die Universität Basel, wo er zu Füßen Iselins saß, der ihn in die Altertumswissenschaft und Inschriftenkunde einführte; dann kam er 1711 nach Straßburg, wo ihn besonders Johann Kaspar Kuhn fesselte, dessen Liebling und Hausgenosse er wurde. Von ihm selbst als Redner ins Brabeuterium, die Aula der Hochschule, eingeführt,

ward er am 22. November 1720 durch die Ernennung zum Professor der Geschichte und Eloquenz sein Nachfolger. Diese letztere Disziplin war zunächst sein Hauptfach, und zu ungezählten Malen hat er, namentlich zur Verherrlichung des Königshauses, seine glänzende Rednergabe bewährt. Seine sorgfältigen und kritischen Geschichtsstudien begann er mit der Untersuchung der römischen Ursprünge und der alemannischen Altertümer im Elsaß. Bald war sein Name weit über die Grenzen seiner Provinz gedrungen, und Berufungen nach Frankfurt a. O. (1723) und Petersburg (1725) bezeugten, welch hohe Schätzung als Staatsrechtlehrer er erlangt hatte. Er schlug indes alle diese Anerbietungen, ebenso wie die späteren, die aus Upsala, Wien und Leyden an ihn gelangten, aus und verpflichtete sich dauernd der französischen Regierung und der Universität Straßburg, die ihn dafür mit einer erheblichen Gehaltsaufbesserung belohnte. So ward er in den Stand gesetzt, im Jahre 1726 eine Reise nach Frankreich und Italien zu unternehmen und namentlich die römischen Ausgrabungen unter Benedikt XIII. kennen zu lernen. In diplomatischer Sendung ging er 1727 nach England, wo er besonders in London und Oxford verweilte, 1731 nach Holland, 1738 nach Deutschland und Österreich, überall mit den ersten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung tretend. Schon im Jahre 1740 begannen seine Konflikte mit dem eifersüchtigen und ränkevollen Prätor Klinglin, die bis 1752, dem Sturz des mächtigen Mannes, dauerten und nur darum keine nachteiligen Folgen für ihn hatten, weil er an dem französischen Kanzler d'Aguesseau eine einflußreiche Stütze fand. Als im Jahre 1751 wieder die Frage der „Alternative" auftauchte, war die Ablehnung dieser katholischen Forderung hauptsächlich Schöpflins Werk. Allmählich trat er die Vorlesungen über Geschichte und Eloquenz dem Extraordinarius Lorenz ab und widmete sich nur, von seinem Schüler Koch unterstützt, der diplomatischen Wissenschaft und dem Staatsrecht. Schüler aus hocharistokratischen Kreisen aller Länder besuchten diese praktischen Kurse mit Vorliebe, und so gelangte Straßburg durch Schöpflin wieder in den Geruch einer Art von Ritterakademie. Seinen wissenschaftlichen Ruf hat Schöpflin durch seine „Alsatia illustrata" begründet, eine auch heute noch nicht veraltete Materialiensammlung, die, auf Beatus Rhenanus zurückgreifend, die elsässischen Überlieferungen gründlich untersucht und als eines der ersten Geschichtswerke zwischen keltischem und germanischem Altertum unterscheidet. Dieser ältesten Periode gilt der erste Band (1751), während der zweite (1761) die mittlere und neuere Geschichte umfaßt. Auch eine „Alsatia diplomatica" ward noch von Schöpflin begonnen, aber erst von seinem Schüler Lamey besorgt; die „Alsatia Litterata", die Oberlin anvertraut worden war, blieb nur Bruchstück. Kleinere Arbeiten, wie z. B. die „Vindiciae typographicae", die das Verdienst Gutenbergs ins Licht stell-

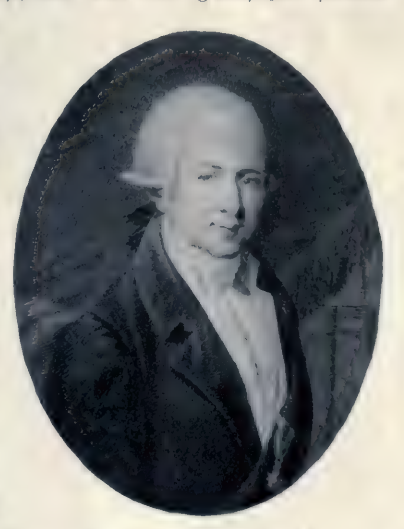
ten, unterbrachen diese umfangreichen Werke. In den Jahren 1763 bis 1766 erschienen dann die sieben Bände der Historia Zaringo-Badensis. Mit seinem rechtsrheinischen Heimatlande war Schöpflin immer in Verbindung geblieben, und gleich angesehen war er bei dem Markgrafen von Baden, wie dem Kurfürsten von der Pfalz. Im Jahre 1763 stiftete er die Mannheimer Akademie und besuchte alljährlich als ihr Präsident die Sitzungen, 1771 erfolgte auf seine Anregung die Gründung der Akademie zu Brüssel. So „emergiert und eminiert", wie Goethe in seiner bewundernden Charakteristik es ausspricht, der vielgewandte Mann nach allen Seiten. Noch zu seinen Lebzeiten vermachte er gegen eine kleine Rente für sich und seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, seine — 11000 Bände zählende — Bibliothek und sein vornehmlich aus römischen Altertümern bestehendes Antikenkabinett der Stadt. Seine Sammlungen sind in der Unglücksnacht des 24. August 1870 zugrunde gegangen.



Jeremias Jakob Oberlin
Kupferstich

Dieses „Museum", das die Belege zur „Alsatia illustrata" enthielt, besuchte der junge Goethe zu wiederholten Malen und jenes Werk lernte er nach seiner Lothringer Reise, auf der er noch Altertümer an Ort und Stelle fand, näher kennen. Er kam durch seine leidenschaftliche Liebhaberei für solche Überbleibsel mit Schöpflins Schülern und Studienverwandten, Koch und Oberlin, die auch Freunde Salzmanns waren, in ein näheres Verhältnis. Jeremias Oberlin, der Bruder des durch seine menschenfreundliche Tätigkeit im Steintale und die Aufnahme des geisteskranken Dichters Lenz bekannten Pfarrers, ein geborener Straßburger, war zur Zeit, als ihn Goethe kennen lernte, fünfunddreißig Jahre alt und stand in der Blüte seiner Kraft. Wie vor ihm die Juristen Schilter (dessen Goethe in den „Ephemerides" einmal erwähnt) und Scherz schon die deutsche Altertumswissenschaft gepflegt hatten, so betrachtete es Oberlin als seine vornehmste Aufgabe, den Sprachschatz, der in den ältesten Literaturdenkmälern bis ins fünfzehnte Jahrhundert erhalten war, zu verzeichnen. So erweckte er wieder das Verständnis für das Nibelungenlied und die großen Minnesänger und war neben jenen beiden Juristen einer der verdien-

testen Vorgänger Jakob Grimms, des Begründers der altdeutschen Philologie. Oberlins Studien erstreckten sich außerdem auf das klassische Altertum, das Altfranzösische und die Volksdialekte Frankreichs. Überall ging er historisch und vergleichend vor und drang auf den „Sinn der Sprachen", womit er Goethes Bedürfnissen und Fähigkeiten so recht entgegenkam. In dem Juristen Christoph Wilhelm Koch, der 1737 zu Buchsweiler geboren, also ein Landsmann von Weyland, Engelbach und Lerse war, fand Goethe einen munteren, feurigen Berater. Als Historiker und Publizist war er — obwohl er durch die widrigen Verhältnisse der Revolutionszeit erst im Jahre 1802 zur Professur gelangte — der eigentliche Nachfolger Schöpflins und der Fortsetzer seines Lebenswerkes. Er war es wohl auch hauptsächlich, dem der Meister „die Abneigung gegen den Zustand des Civilisten eingeflößt hatte" und der nun auf den jungen Goethe in gleichem Sinne einzuwirken und ihn für die akademische Laufbahn, für Geschichte, Redekunst und Staatsrecht zu gewinnen suchte. Beide Gönner, Oberlin und Koch, nebst Salzmann lockten ihn mit dem glorreichen Beispiel Schöpflins, mit den Vorteilen, die Straßburg bot und mit der Aussicht, eine Stelle in der deutschen Kanzlei zu Versailles zu erhalten — aber alle diese Bemühungen fruchteten nichts.



Christoph Wilhelm Koch
Kupferstich

Der Grund der Abneigung Goethes, auf die Vorschläge einzugehen und dauernd in Frankreich zu bleiben, lag sehr tief: Er bekannte sich im innersten Herzen zum deutschen Wesen. Gerade in Straßburg sollte dieser Zug zum Deutschtum zur vollen Entwicklung und zum deutlichen Ausdruck gelangen. In großen Linien hat Goethe in einem der bedeutsamsten Abschnitte seiner Lebensbeschreibung auseinandergesetzt, daß er „wieder von der französischen Seite", die er doch in Straßburg besonders kennen lernen wollte, „auf die deutsche herüber getreten sei", und daß er „an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig wurde". Er greift zurück auf die Stadien seiner Ausbildung in der französischen Sprache, auf das, was er damit gewollt und bezweckt habe, um schließlich eingestehen zu müssen, daß ihn das Schicksal ganz andere Wege geführt, als er sich vorgenommen. Er fühlt sich einmal wieder in der Hand der Vorsehung, das Motto dieses Lebensabschnittes: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", wird gerade

hier illustriert, und es wird gezeigt, „wie unser Dasein sich auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammensetzt". Von Jugend auf hatte Goethe den glühenden Wunsch und den festen Willen, sich mit der französischen Sprache vertraut zu machen, und er hatte es niemals an Bemühungen fehlen lassen, diesen Zweck zu erreichen. In Frankfurt erlernte der Knabe in dem Umgang mit den französischen Komödiantenkindern, von Bedienten, Kammerdienern, Schildwachen, von Schauspielern auf und außerhalb der Bühne schon frühzeitig das fremde Idiom, ohne Grammatik und systematischen Unterricht, wie eine zweite Muttersprache und verdankte dieser Kenntnis den Einblick in ein bewegteres Leben, als er es sonst geführt haben würde. Als Jüngling begeisterte er sich, trotz seiner erwachenden Vorliebe für die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts, für die bedeutenden Franzosen jener Epoche, für Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot. Aber so chaotisch alle diese Elemente in seinem Inneren durcheinander wogten, so buntscheckig war auch der Ausdruck, worin er sich mit den Franzosen auf ihrem eigenen Grund und Boden über jene interessante Lektüre unterhielt. Nun lachten sie nach ihrer kultivierten Weise den Jünger zwar nicht aus, aber sie wiesen ihn, gegen jede Versündigung an ihrer Sprache empfindlich, zurecht, ja sie tadelten und schulmeisterten ihn um seiner wunderlichen Schnitzer willen. Regte sich gegen diese Unterbrechung seiner Gedanken und diese Zurechtweisungen schon das Selbstgefühl des jungen Mannes, so ward sein Widerwille vollends gestärkt durch die vorgefaßte Meinung, ein Deutscher könne das Französische überhaupt niemals ganz beherrschen. Nur Wenige, wie z. B. der Enzyklopädist von Grimm — ein geborener Bayer — hätten dieses Ziel ausnahmsweise erreicht; selbst Schöpflin sei nicht Meister des Französischen geworden, er habe, wie alle Deutschen, mehr disseriert und dialogiert als konversiert. Man sei wohl geduldet, aber nicht in den Schoß der allein sprachseligen Kirche aufgenommen. Schon diese Pedanterie und Ungerechtigkeit stießen die jungen Studenten von der Übung der französischen Sprache zurück. Zu diesem etwas äußerlichen Grunde trat eine schwerer wiegende, innere Ursache. Überall sahen sich Goethe und seine Genossen aufgefordert, sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. In den „Ephemerides" heißt es einmal: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt." Es sind nationale, patriotische Empfindungen und Motive, die die jungen Leute antreiben, die französische Sprache abzulehnen. Sie gewahren in Straßburg bei alt und jung eine liebevolle Anhänglichkeit an die alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht. Die abgesonderten deutschen Kreise, durch die in Straßburg studierenden Untertanen der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten vermehrt, sehen sie innerlich untereinander verbunden und diese Treue

rührt auch an ihr eigenes vaterländisches Gewissen. „Wenn der Überwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann." Goethe macht sich hier, mit diesen schönen Worten, zum Sprachrohr der Erwartungen, die in seiner Studentenzeit und mehr noch in den Tagen der Abfassung seiner Lebensbeschreibung, in der Periode der Befreiungskriege, die Gemüter seiner Landsleute erfüllten. Auch am Mittagstische in der Knoblochgasse, wie in der Übungsgesellschaft, die ja diesem Zwecke diente, herrschte die deutsche Sprache. Salzmann und Lerse waren innerlich vollkommene Deutsche. Dazu traten die politischen Verhältnisse. Wenn man auch die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation keineswegs mustergültig fand, der französischen Gewalttätigkeit und Willkür war sie doch vorzuziehen. Herrschten dort nur „gesetzliche Mißbräuche", so wurden sie



Schlußstein einer Fenstereinfassung Alter Kornmarkt 12 (Friedrich der Große mit der Flöte)

hier durch „gesetzlose" überboten. Und voll gerechten Stolzes durfte man nach Norden blicken, wo der große Friedrich wie der Polarstern über aller Welt leuchtete und selbst dem militärischen Frankreich die Richtung wies. Wie verzeihlich war gegenüber seinen Verdiensten seine Schwäche für die fremde Sprache, zumal er ja doch bei seinen französischen Trabanten nur als Eindringling galt! Die ständige Behauptung aber, daß es ihm sowohl wie den Deutschen überhaupt an Geschmack fehle, brachte die „akademische Horde" vollends in Opposition zu dem tyrannischen Frankreich, das seit den Tagen Ludwigs XIV. zwar in diesem Punkte den Ton angeben wollte, aber sich selbst darüber keineswegs in Klarheit und Einigkeit befand. Dem gekünstelten Wesen der Franzosen setzten die jungen teutonischen Bursche die natürliche Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und dessen raschen und derben Ausdruck entgegen. Der alte Goethe bezeichnet als „Losung und Feldgeschrei" der Straßburger Genossen und als Maxime ihrer geselligen Gelage, bei welchen sie, wie er meint, manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte, die Verse, die sich zwar nicht als Devise jener Periode erweisen lassen,

aber doch, als im „Urfaust" schon enthalten, der Frühzeit des Dichters angehören. Es sind die vorwurfsvollen Worte, die der frisch und natürlich empfindende Faust an den geschraubten Wagner richtet:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

Alle diese Bewegungen, die teilweise durch zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten bedingt waren, mündeten in eine große allgemeine Strömung der Zeit. Indem Goethe hier wieder einmal von seinen individuellen Erlebnissen in das Reich der Geschichte übertritt, erhebt er sich zu einer Schilderung der Kulturbewegung, zu deren Entwicklung und Vollendung er selbst doch wieder das Bedeutendste beitragen sollte. Er legt die historischen Elemente bloß, die zu der geistigen Revolution führten, die wir nach einem Drama Klingers den ‚Sturm und Drang" zu nennen pflegen. In zwei Momenten charakterisiert er diesen Kampf, in dem negativen der Abwehr der Franzosen, und in dem positiven der Begeisterung für Shakespeare. Aber nirgends wird seine Schilderung doktrinär, sie bleibt immer lebendig, da er sie stets auf seinen eigenen Lebenskreis zurückbezieht. Niemals verlieren wir die Straßburger Jünglinge in dem Gesamtgemälde, das er vor uns aufrollt, aus den Augen. Wir sehen sie nach Lebensgenuß und Freiheit lechzen. Diesem strebenden Geschlecht konnte eine Literatur nicht Genüge tun, die abgelebt war, die „bejahrt und vornehm" geworden, wie sich Goethe mit der Ruhe und Zurückhaltung des Greisenalters ausdrückt. Was galt ihnen die klassische Poesie der Franzosen, jene Blüte und Ernte zur Zeit ihres großen Königs, die angeblich von keinem Geist des achtzehnten Jahrhunderts, nicht einmal von Voltaire, erreicht worden sei? Was galt ihnen dieser Voltaire selbst? Hier, in diesem prominentesten und bedeutendsten Franzosen seines Säkulums, dem „Wunder seiner Zeit", trifft Goethe die Richtung, der er und seine Gesellen die grimmigste Fehde angesagt hatten. Auch Voltaire erschien ihnen „bejahrt". Er war die höchste und glänzendste Spitze des Zeitalters der „Aufklärung", der bloßen Verstandeskultur, die Alles verflachte und in Regeln und Schablonen einengte. Der heiße Drang der Jungen aber ging auf Entfaltung ihrer Persönlichkeit und ihres Gefühls. Was sie in ihrer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe am meisten von Voltaire zurückstieß, war dessen „parteiische Unredlichkeit und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände", besonders der Religion und der Bibel, der ja Goethe, wie wir wissen, seine sittliche Bildung verdankte und die er unter Herders Einfluß in ihrem poetischen Wert womöglich noch höher schätzte denn zuvor. Sein Vertrauen verliert der durch den Kampf mit den Pfaffen verblendete Franzose gänzlich durch die Leugnung der Versteinerungen, die er, um die Tradition einer Sündflut zu entkräften, für bloße Naturspiele erklärte. Diese

tendenziöse Abstraktion, die sich auf keinerlei Erfahrung gründete, widerstritt doch Goethes eigener Beobachtung; denn war er nicht auf dem Bastberge gestanden und hatte er nicht dort auf altem Meeresboden die Exuvien seiner Ureinwohner mit leibhaftigen Augen erblickt? In ihrem Unabhängigkeitsstreben sahen die Jünglinge nur das, was sie von Voltaire trennte, und vergaßen, wie sehr gerade er der Befreiung der Geister, die doch auch ihr letztes Ziel war, vorgearbeitet hatte. Sie hefteten sich — nach der Weise der Jugend — an die persönlichen Schwächen des Alten, an seine unwürdigen Fechterkünste, womit er Freunde und Feinde verwirrte, und vor allem an seine Liebedienerei, die er den Großen dieser Erde gegenüber bewies, um seiner eigenen Herrschsucht frönen zu können. Der Zauber, den er auf seine Nation und auf die Fürsten seiner Zeit ausübte, war für diese neue Generation, die nach neuen dichterischen Werten strebte, gebrochen. Diesem poesiehungrigen, feurigen Geschlecht reichten die greisenhaften, blutleeren Franzosen nur Steine statt Brot. Sie gaben ihm an Stelle wahrhaft künstlerischer Schöpfungen nur konventionelle, kühl berechnete Gebilde, anstatt der Kraft und Leidenschaft nur Kritik und Medisance. Und bei diesem ständigen Urteilen und Absprechen war man doch schwankend und unklar. Man lobte ständig das Alte und forderte doch wieder Neues. Wagten sich einmal Schriftsteller mit ungewohnten Stoffen, wie etwa de Beloy mit nationalfranzösischen Dramen oder Destouches mit seinen Sittenstücken hervor, dann schalt man sie, an der überkommenen Schablone festhaltend, hohl und schwach. Die deutschen Gesellen aber — „nach ihren Gesinnungen und ihrer Natureigenheit“ — sahen aufmerksam und eifrig umher und suchten durch treue, beharrliche Beobachtung allen Gegenständen etwas abzugewinnen und sich darüber ein begründetes Urteil zu bilden. Überall tritt in Goethes Schilderung jener Periode der Gärung und Verworrenheit der Gegensatz zwischen romanischem und germanischem Wesen zutage. Deutlich läßt er durchblicken, daß jenes seine Rolle ausgespielt habe und dieses berufen sei, an seine Stelle zu treten. Die Überkultur und das Unnatürliche der französischen Literatur mußten einem frischeren, verjüngten Geist Platz machen.

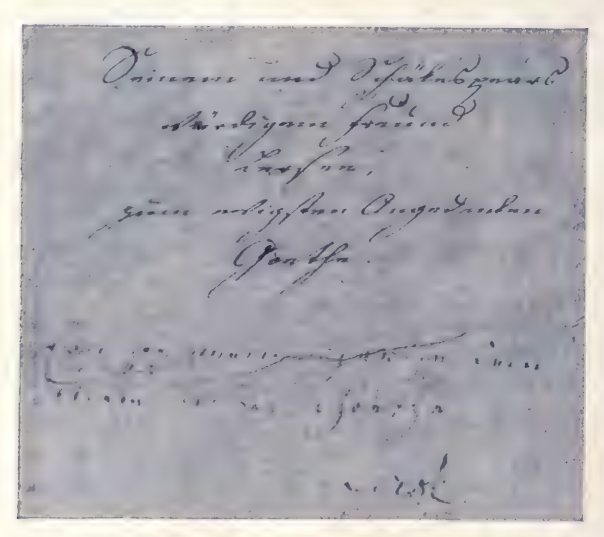
Nicht weniger kritisch als zu Voltaire, stellte sich die Straßburger Gemeinde zu den Enzyklopädisten und zu den Materialisten. Suchten sie überall nur das lebendige Wissen, die Erfahrung, das kräftige Handeln und Dichten, so fanden sie bei ihnen nur tote Abstraktion und graue Theorie. Trat man dort wie in den ungeheuren Mechanismus einer Weberfabrik, bei dessen Betrachtung uns der Rock auf dem Leibe verleidet wird, so hatte man hier das Gefühl, in ein Grabgewölbe zu kommen, so totenhaft und kimmerisch erschien Alles. An Holbachs Système de la Nature besonders erläutert Goethe die Grundsätze und Empfindungen, die ihn und seine Freunde damals beseelten. Hätten sie zur

Philosophie überhaupt einen Hang empfunden, dieses Buch hätte ihn vertreiben müssen. Welche Metaphysik und welche Auffassung der Natur! In dieser tristen, atheistischen Halbnacht gab es nur eine von Ewigkeit her bewegte Materie, die Alles mit Notwendigkeit aus sich erzeugte und darum für Gott keinen Platz übrig hatte. Warum aber, wenn alles notwendig, nicht auch Gott? Und wo bleibt in diesem Chaos wüster Kräfte das Reich der inneren Welt, das Gebiet der Freiheit, die der Mensch so lebhaft fühlt, und des Gewissens, das er als deren Gegengewicht nicht minder erhebend spürt? Woher stammt die Mannigfaltigkeit und auch wieder die Ordnung dieser schönen Welt, dieses Kosmos? Was erzählte dieses „System der Natur“ von dem herrlichen All, dem sichtbaren und fühlbaren, das die Sinne und Herzen erfüllt, von der Natur, der großen „Abgöttin“ der jungen Seelen? So fragten sie enttäuscht und angewidert von dem trostlosen, inhaltsleeren Werk, das ihnen nirgends eine Anschauung und statt ihrer nur einige „hingepfahlte“ allgemeine Begriffe bot. Sie verstanden nicht, wie dieses zum Feuertod verdammte Buch, dieses Gespenst, gefährlich sein könnte. Aber es gab doch unter den Franzosen auch einige Literaten, die ihnen zusagten, die in den Ruf ihres Herzens nach Wahrheit und Natur einstimmten, ja, ihn früher und lauter erhoben hatten, als sie selbst. Goethe läßt in seinen Ausführungen gewissermaßen immer nur zwischen den Zeilen durchblicken, welche Kräfte damals in Frankreich auf die große politische und soziale, und welche in Deutschland auf eine literarische Revolution hinwirkten; aber zweier Führer dieser Bewegung gedenkt er doch nachdrücklich: Rousseaus und Didérots, die „von dem geselligen Leben einen Eckelbegriff verbreiteten, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien“. Rousseau, dessen Studium die „Ephemerides“ belegen, hatte ihm wahrhaft zugesagt. Eingehender erwähnt er seiner und Didérots in Verbindung mit dem Theater und der französischen Bühne zu Straßburg, von der erst hier, am Schluß der Elsasser Periode, die Rede ist. In betreff Didérots hebt Goethe den deutschen Zug dieses Franzosen hervor, der seinen Landsleuten unverständlich und tadelnswert erschien. Mit allgemeinem Entzücken wurden seine Stücke, die Lessing übersetzt hatte, in Deutschland aufgenommen und eifrig nachgeahmt. Goethe kannte davon in Straßburg nur: „Der natürliche Sohn“ und „Der Hausvater“; die von ihm erwähnten Typen der „Wilddiebe und Schleichhändler“, die in der Folge auf dem deutschen Parnaß so üppig wucherten, erschienen erst später. Didérot, wie Rousseau, drängte auch auf der Bühne zur Natur. Auf den Brettern fand ein Naturalismus Eingang, der den Schein strengster Wirklichkeit anstrebte. Das ideelle Bühnenlokal mit seinen perspektivischen Gesetzen verwandelte sich in geschlossene Räume und Stuben, und in diese Umgebung sollte sich das

Stück und die Darstellung in realistischer Weise einfügen. Das Lustspiel hatte in Paris den Gipfel des Kunstwahren schon erreicht, nun sollte es ihm das ernsthafte Drama, das bürgerliche Trauerspiel, gleichtun und mit seiner natürlich gesprochenen Prosa die unnatürlich deklamierten Verse der hohen Tragödie verdrängen. Der junge Goethe sah diesen Kampf der alten hergebrachten Schauspielkunst mit ihren revolutionierenden Gegnern im französischen Komödienhaus auf dem Broglieplatz durch zwei große Akteure verkörpert. Es waren Lecain, der französische Garrick, der seine Heldenrollen „mit besondrem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen fernhielt", sowie Aufresne, der „aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte". Er kam von Paris, wo er mit seiner naturalistischen Spielweise gegenüber dem geschlossenen Theaterpersonal nicht durchzudringen vermochte, nach Straßburg, und hier sah Goethe den geübten Künstler, eine schöne, große Erscheinung, als würdevollen Vertreter des Augustus in Corneilles „Cinna" und des „Mithridat" in Racines gleichnamiger Tragödie. In diesen Reflexionen über Kunst und Natur erwähnt Goethe auch des Rousseauschen Stückes „Pygmalion", das sich zwischen beiden Extremen bewegt und einen Stoff behandelt, worin ein Künstler das von ihm erschaffene Ideal in das sinnlich-irdische Leben herabzieht. Man sieht die Straßburger Jünglinge auf der Suche nach ästhetischen Grundsätzen, im Anblick solch zwiespältiger Produkte und so entgegengesetzter Kunstformen selber schwanken und begreift es, wie sie, ihrem unreifen Alter gemäß, angesichts der literarischen Zustände in Frankreich entschlossen waren, sich „der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben". Aber schon trugen sie ein Ideal im Herzen, das sie vor diesem Extrem bewahrte, das Vorbild eines Heros, „der sie zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten vorbereitete". Es ist Shakespeare.

Man ginge fehl, wenn man annähme, daß die jungen Leute in Shakespeare nur den Dichter erblickten und verehrten. Er galt ihnen weit mehr. Er war für sie der Inbegriff der kraftvollen, heldenhaften Männlichkeit, aller der Tugenden, die eben den Franzosen fehlten. Wir können uns die Begeisterung des Straßburger Freundeskreises, der Jung, Lerse, Wagner, Lenz nicht enthusiastisch genug vorstellen. Von ihnen allen sind uns Zeugnisse eines wahren Shakespeare-Kultus überliefert, den sie in Reden, Übersetzungen und Abhandlungen betätigten. Der große Brite in seiner seelischen Tiefe, mit seinem weltumspannenden Blick, seiner edlen Freiheit und seinem trotzigen Kämpfermut war ihnen die Verkörperung dessen, was sie im Innersten gegen die greisenhafte Schwäche, die philiströse Beschränktheit und das nüchterne Aufkläricht ihrer Zeitgenossen aufbäumen ließ, die Inkarnation der Selbst-

behauptung und des Selbstgefühls. Er war für sie, die sich selbst als „Kraftgenies“ empfanden, der Gipfel der Kraft und des genialen Wesens oder, um ihn mit einem ihrer Lieblingsausdrücke zu bezeichnen, der Prototyp eines „Kerls“. Goethe hatte ihn schon in Leipzig, wenn auch nur oberflächlich, kennen gelernt. Eine Anthologie, Dodds Beauties of Shakespeare, brachte ihm „die herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge“ des Dichters in Aphorismen nahe, und diese erste Berührung mit dem Gewaltigen schuf ihm eine der schönsten Epochen seines Lebens. Dann verschlang er Wielands Übersetzung, deren prosaische Form gerade in jenem frühen Stadium seiner Bekanntschaft mit dem eng-



Widmung Goethes an Lerse in einem Exemplar des „Othello“
Universitäts-Bibliothek Straßburg

lischen Dichter ihn fördern mußte. Aber erst durch Herder ward er in die unergründlichen Tiefen und Schönheiten Shakespeares eingeführt. Schon in Königsberg, unter dem Einfluß Hamanns, hatte dieser das Studium des Briten begonnen, Lessings Fingerzeige in den Literaturbriefen mußten ihn darin bestärken, und bereits lagen, als er nach Straßburg kam, Übersetzungen aus „Hamlet“, „Macbeth“, „Lear“, dem „Sommernachtstraum“ von ihm vor. Seiner Braut schickte er Volkslieder aus den Dramen Shakespeares; denn als Volks- und Naturdichter erschien auch dieser Poet ihm, wie allen späteren Stürmern und Drängern. Schon in Straßburg trug er sich mit den Gedanken des Shakespeare-Aufsatzes, den er zwei Jahre später in den Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ veröffentlichte, und wir finden ihren Niederschlag in

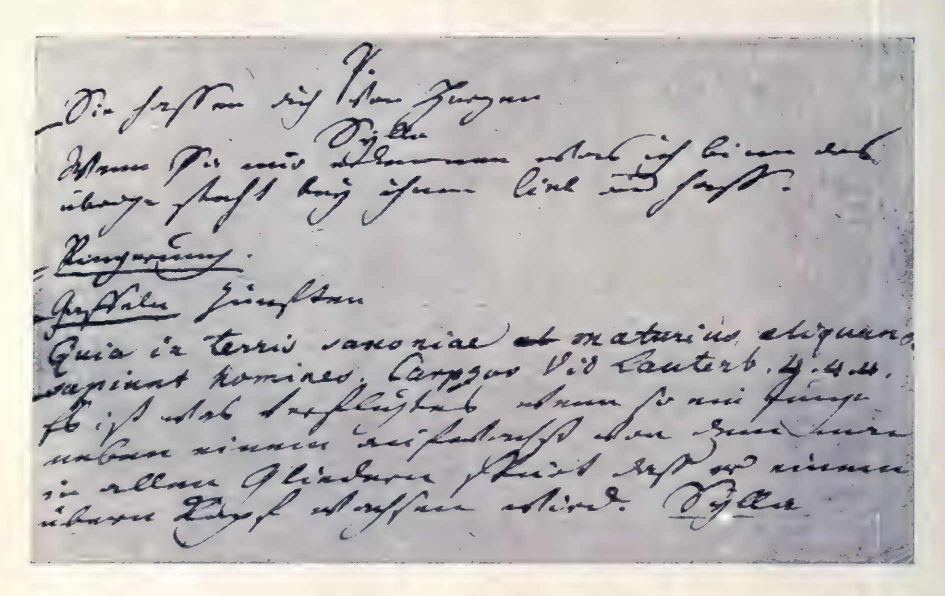
einem Dokument Goethes, das zwar erst im Herbst 1771 zu Frankfurt abgefaßt, aber in seinen Grundideen in Straßburg entstanden ist. Es ist die Rede „Zum Schäkespears Tag", die er am 14. Oktober in seiner Heimatsstadt hielt, dem gleichen Tage, an dem Lerse in Straßburg zu den Freunden sprach, die wohl auch Goethes Expektoration später als eine Art von Sendschreiben erhielten. Es ist eine Kundgebung, die uns den tiefsten Einblick in Goethes damaligen Geistes- und Seelenzustand gewährt. In ihrem teils burschikosen, teils dithyrambischen Stile verrät sie wenig von Shakespeare, dem nur einige allgemeine, wenn auch begeisterte Lobeserhebungen gezollt werden; aber der Rückschluß auf die Sinnesweise ihres Verfassers ist dafür um so interessanter. Überall spüren wir Herders Einflüsse und Vorbild. Auf die von ihm empfohlene Lektüre des Goldsmith, auf dessen Gedicht „the traveller" geht die Bezeichnung Shakespeares als des „größten Wanderers" zurück, ein Name, den sich Goethe in der nächsten Periode — in Leben und Poesie — selber beilegt und womit ihn der Freundeskreis zu Darmstadt benennt. „Wir ehren heute", so heißt es im Eingang der Rede, „das Andencken des größten Wandrers, und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns." Wir sehen: Der junge Goethe fühlt sich dem Briten verwandt, er spürt seine eigenen Kräfte und Geistesschwingen. „Ich!" hatte er vorher ausgerufen, „der ich mir Alles binn, da ich Alles nur durch mich kenne, so ruft ieder der sich fühlt" — und doch hatte er seine Schritte neben den „Siebenmeilenstiefeln" und „gigantischen Fußtapfen" des andern als zwerghaft empfunden. Dann ruft er wieder: „Schäkespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben, als mit Dir, wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen wenn du Orest wärest." So mischt sich in ihm das Gefühl der Ebenbürtigkeit und Ehrerbietung. Mit Recht hat Richard Weißenfels darauf hingewiesen, daß das Verhältnis Goethes zu Herder auf einer ganz ähnlichen Gemütsunterlage beruhte, daß jener in diesem vor allem das, was er selbst werden wollte, liebte, und daß ihm so der englische Dichter und der deutsche Mentor wesensverwandt erschienen. Unter Shakespeares „heiligem Bild" hatte Herder, wie er in seinem eigenen Shakespeare-Aufsatz vom Jahre 1772 schrieb, den jungen Freund „mehr als einmal umarmet". Diese Erinnerungen zittern in der Frankfurter Rede nach, und wir vernehmen aus ihr ebenso stark die Stimme Herders, wie die seines Adepten. Ursprünglich sollte Herder seinen Aufsatz zum Frankfurter Shakespeare-Tag einsenden, aber da er ausblieb, sprang Goethe ein und machte sich auch so schon äußerlich zum Stellvertreter seines Lehrers. Ausdrücklich hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" auf Herders Aufsatz hingewiesen, als das unmittelbare Zeugnis dessen, was damals in der Straßburger Sozietät gedacht, gesprochen und verhandelt

worden. In der enthusiastischen Hingabe an Shakespeare übertraf Goethe alle Andern. Und sein „Bekenntnis, daß etwas Höheres über ihm schwebe“, steckte sie an: er hatte in Shakespeare das Ideal des Dichters gefunden, dem er nacheifern konnte, eine Weltanschauung, die ihn — anders als die der Franzosen — befriedigte, eine Persönlichkeit, die ihn über alles Kleinliche, Enge, Gekünstelte hinaushob. Einige Sätze seiner Rede mögen diese Wirkungen bezeugen: „Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhaffteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und danck sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhafft was ich gewonnen habe.“ . . . „Schäkespears Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punkt, /: den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat:/ in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prätendierte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber, umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.“ . . . „Und ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Schäkespears Menschen. Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Lufft daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Größe; darin liegts daß wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen. Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auff, alles geschnürt und geziert, an uns fühlen, und an andern sehen. Ich schäme mich offt vor Schäkespearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beym ersten Blick dencke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich daß ich ein armer Sünder binn, daß aus Schäkespearn die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgetrieben.“ . . . Fast wörtlich stimmt Herders Aufsatz mit diesen Wendungen überein und so sehr haben seine Gedanken in Goethe nachgewirkt, daß wir sie noch in der Hamlet-Analyse des „Wilhelm Meister“ zu erkennen vermögen. Auch Lenz ruft Goethe als Zeugen jener Gesinnungen an, und zwar in seinen „Anmerkungen übers Theater“ nebst deren Beilage, der Übersetzung von „Love's labour's lost“. Beide Arbeiten sind erst 1774 erschienen; aber offenbar waren seine „bilderstürmerischen“ Äußerungen über die Bühne schon im Sommer 1771 der Straßburger Sozietät bekannt und auch manches von seiner Übertragung der „Verlorenen Liebesmüh“ mußte vorgelegen haben; denn

Goethe zitiert als besonders gelungene Probe aus jener lustigen Zeit Lenzens „Epitaphium“ des von der Prinzessin geschossenen Wildes. Die Übersetzungen der Quibbles, die Späße der Clowns, in deren Nachahmung der humorvolle Lenz Meister war, machten die größte Freude der Genossen aus und bildeten auch den Gegenstand ernsthafter Diskussionen. Lerse und Jung-Stilling haben von jenen schwungvollen Tagen berichtet.

Nicht umsonst steht die Schilderung des Shakespeare-Kultus am Schlusse des Straßburger Kapitels in „Dichtung und Wahrheit“. Das Studium des Briten bildete den Gipfel der damaligen Bestrebungen des jungen Goethe. Shakespeare bedeutet an jener Stelle für seine innere Entwicklung ein Symbol. Unter diesem Sinnbild ist alles zu verstehen, was sich auf Goethes Selbstbefreiung bezieht. Er löst sich in jener Periode von allen bisherigen Vorurteilen, von allen falschen Mustern und Autoritäten und stellt sich auf sich selbst allein. Auf seinen schöpferischen Genius, auf sein produktives Talent. Seine Begriffe über Religion, Moral, Schönheit wandeln sich, seine ganze Weltanschauung wird eine andere. Mit dem grenzenlosen Erstarken seines Selbstgefühls nimmt ein ungehemmter Individualismus von ihm Besitz. Längst ist er nicht mehr der Gläubige der Pietistengemeinde, als der er noch in Straßburg eintrat. In Übereinstimmung mit Herder, der sich der Relativität des Wertes aller Religionen und des menschlich-natürlichen Ursprungs ihrer Urkunden so wohl bewußt war, hält er das Christentum, so sehr er auch auf diesem Boden stehenbleibt, nicht für die allgemeingültige Religion, den christlichen Gott nicht für den einzig wahren. In den „Ephemerides“ läßt er es jedem frei, die Aussprüche der Heiligen Schrift nach seinem Urteil zu wenden. Alles Dogmatische fällt von ihm ab. Er ist schon auf dem Wege, sich ein Christentum für seinen Privatgebrauch, eine eigene Religion zu bilden. Er gibt sein Ich nicht auf, sondern behauptet es frei und männlich gegen die Weltordnung. Shakespeare ist ihm auch hier Vorbild. „Er wetteiferte mit dem Prometheus.“ Wie er suchte auch der junge Goethe die prätendierte Willensfreiheit mit der Notwendigkeit des Weltganzen zu vereinigen. Original zu sein, keinem Regelzwang, keiner allgemein verbindlichen Sittenlehre zu folgen, nur dem Gesetz der eigenen Individualität zu gehorchen, die persönlichen Kräfte ungehindert zu entfalten — das ist nun das Ziel des jungen Stürmers und Drängers. Auch hierin, in dieser selbstischen Moral — wenn anders man diese egoistische, fast ausschließlich dem Triebleben huldigende Richtung der Seele noch so nennen darf — ward er von Herder bekräftigt, der ebenso wie in früheren Schriften, auch in der ersten Fassung seines Shakespeare-Aufsatzes „die abgezogene Moral“, die „leeren locos communes und Klassifikationen“, den „schönsten Predigerdunst von Lehren und Allgemeinheiten“ verwirft und lediglich die

„charakteristisch individuelle" Denkweise des „ganzen Menschen" gelten lassen will. In dieser immer mehr zunehmenden Selbständigkeit, die wir in Goethes Straßburger Briefen deutlich verfolgen können, befestigt ihn das Beispiel der Shakespeareschen Helden. Dort sah er die Kraft ungewöhnlicher Menschen, sich in ihrer Totalität zu fühlen, den Mut, sich ganz auf sich selbst zu stellen und ihr Ich gegen eine ganze Welt durchzusetzen, gleichviel, ob ihr Wesen nun „gut" oder „böse" heißen konnte. „Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Schäkespearen, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze ge-


Quia in terris saxoniae et maturius aliquanto sapiunt homines, Carpzov Vid Lauterb. 4.4.4.

Faksimile aus den „Ephemerides"
Universitäts-Bibliothek Straßburg

hört, als Zona torrida brennen, und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrne Menschen schreien bey ieder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen. Auf meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium, des sogenanndten guten Geschmacks, wo sie schlaftruncken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen, und doch zu faul sind um thätig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen." So lautet der Schluß seiner Shakespeare-Rede. Und es ist ganz bezeichnend

für Goethes Straßburger Kraft- und Originalgenietum, wenn er sich zum Helden eines großen Dramas den „Cäsar" aussucht. Am Ende der „Ephemerides" sind uns Bruchstücke eines Entwurfs zu diesem Schauspiel erhalten. Unter andere gelegentliche Notizen sind folgende Sätze, Fetzen kleiner Dialoge, hingestreut:

P.

Sie hassen dich von Herzen

Sylla

Wenn sie nur erkennen was ich binn das übrige steht bey ihnen lieb und haß . . .

Es ist was verfluchtes wenn so ein Junge neben einem aufwachst von dem man in allen Gliedern spürt daß er einem übern Kopf wachsen wird. Sylla.

Es ist ein sakerments Kerl. Er kann so zur rechten Zeit respecktuos und stillschweigend dastehn, und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopf nicken . . .

Cäsar du weißt ich binn alles gleich müd, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja Servius ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch ich mir biß ans Ende große Ehrenwerthe Feinde.

Servius nießt!

Cäsar Glück zu Augur! Ich dancke dir . . .

So lang ich lebe sollen die Nichtswürdigen zittern und sie sollen das Herz nicht haben auf meinem Grabe sich zu freuen . . . . . .

Pompeius, Sulla und Cäsar — in dieser Welt gewaltiger, energievoller, eigensüchtiger und eigenmächtiger Menschen fühlt sich der junge Dichter wohl und heimisch. Einer größer als der Andere und Keiner, der dem Anderen zu weichen Lust hat, weil jeder sich selbst für den Tüchtigsten hält! Und gar Cäsar! Unwillkürlich denkt man beim Zwiegespräch zwischen ihm und Sulla an Goethe und — Herder. Wie Goethe in seiner Shakespearerede gleichsam durch den Mund Herders spricht, so schiebt sich hier, in dieser sicherlich von Shakespeares Geist und insbesondere von seinem Drama „Julius Cäsar" inspirierten Skizze, ein Motiv unter, das Goethes Verhältnis zu Herder betrifft. Wir sehen das junge Genie äußerlich noch abhängig von dem überragenden Meister, dessen Bekanntschaft, wie er selbst gesteht, das bedeutendste Ereignis seiner an Erlebnissen so reichen Straßburger Zeit war; aber schon kämpft er innerlich um seine Selbständigkeit und die Eigenart seines Wesens. Schon in Straßburg regt sich in ihm gegenüber der drückenden Übermacht Herders, der ihn mit allen Mitteln seiner verletzenden Spottsucht darniederhalten will, das Bewußtsein der Kraft. Einem Spitznamen, den Herder dem jugendlich stolzen und etwas selbstgefälligen Schüler wohl öfters in seiner galligen Laune zugerufen und den er später in einem Gedicht „Bilderfabel" wiederholte, begegnet

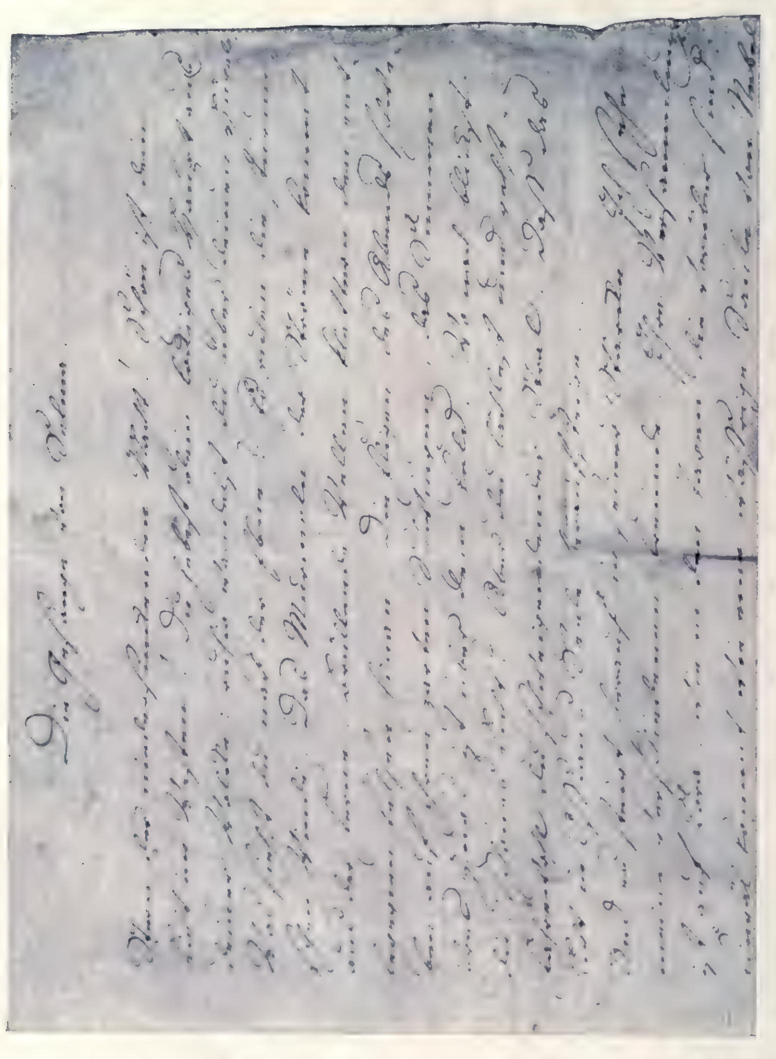
er in einem Schreiben, das wohl kurz nach der Abreise Herders abgefaßt ist, mit der Bemerkung: „Noch was. Ich habe einen Specht ausgestopft gesehen, das ist kein gemeiner Vogel. Und ich binn, ganz wie ich binn, Ihr Freund Goethe." Noch deutlicher kommt dieses zwischen Abhängigkeit und Selbstgefühl schwankende Verhältnis in den Frankfurter Briefen zum Ausdruck. Im Herbst 1771 schreibt er auf eine Auslassung Herders, die offenbar in der kränkendsten Form gehalten war: „Ich zwinge mich Ihnen in der ersten Empfindung zu schreiben. Weg Mantel und Kragen! Ihr Niesewurz Brief ist drey Jahre alle Tags Erfahrungen werth. Das ist keine Antwort drauf, und wer könnte drauf antworten? Mein ganzes Ich ist erschüttert, das können Sie dencken, Mann! und es vibrirt noch viel zu sehr als daß meine Feder steet zeichnen könnte. Apollo von Belvedere warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unsrigen schämen müssen. Spanische Tracht und Schminke! Herder, Herder. Bleiben Sie mir was Sie mir sind. Binn ich bestimmt Ihr Planet zu seyn so will ich's seyn, es gern, es treu seyn. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen sie's ganz — daß ich lieber Merckur seyn wollte der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte; als der Erste unter fünfen die um den Saturn ziehn. Adieu lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt ich lahm drüber werden. Morgen soll Ihr Ossian gehn. Jetzt eine Stunde mit Ihnen zu seyn wollt ich mit — bezahlen. Ich lese meinen Brief wieder, ich muß ihn gleich siegeln. Morgen kriegten Sie ihn nicht." Und am Ende des Jahres heißt es: „Vor wenigen Tagen hab ich sie recht aus vollem Herzen umfaßt, als säh ich sie wieder und hörte Ihre Stimme. Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum. Sie würden diese Tropen vielleicht entziefern, wenn ich Ihnen auch nicht den Wandsbecker Boten, und den Biographisten nennte. Ich kann nicht läugnen daß sich in meine Freude ein bißgen Hundereminiszenz mischte, und gewisse Striemen zu jucken anfingen wie frisch verheilte Wunden bey Veränderung des Wetters, ich merckts zwar erst eine Zeit lang hinten drein, und streichelte meinen Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung."

Lernte Goethe immer mehr seinem Genius vertrauen, so war er sich doch darüber nicht im Zweifel, [daß er diese Erweckung nichts Anderem verdankte als Herders in ihrem Zweck und Ziel so wohltättiger, wenn auch in ihren Mitteln und Formen so harter Schule. Kein Anderer konnte so, wie er, ihm Shakespeare als Leitstern, als persönlichkeitsbildende Kraft vor Augen stellen. Und immer muß man darum, wenn Shakespeares Einfluß auf den Straßburger Goethe berechnet werden soll, den britischen Dichter im Spiegel der Herderschen

Auffassung betrachten. Als der „größte Wanderer" ist Shakespeare dem begierig durch Leben, Kunst und Wissenschaft eilenden Jüngling erschienen. Auch diese Vorstellung wird nur durch Herders Lehre erleuchtet. Auf Erfahrung und Anschauung, auf Menschen- und Weltkenntnis gründete Herder die Poesie Shakespeares, und in diesem Hauptpunkte ihm nachzueifern, wird nunmehr eine der wichtigsten Aufgaben Goethes. Wie diese Bestrebungen in seinem Tagebuche zum Ausdruck kamen, haben wir bemerkt. Er war schon, wie seine Briefe an auswärtige Freunde dartun, auf diesem Wege, als er in Straßburg einige Zeit zugebracht hatte; aber doch nur tastend und unsicher hatte er ihn beschritten, bis Herder ihm die Augen öffnete und er durch Shakespeare „sehend" wurde, bis er, von den lästigen Fesseln der Einbildungskraft frei, „in die Lufft sprang und erst fühlte, daß er Hände und Füße hatte". Menschennatur und Menschenschicksal fand er hier mit Herder geschildert und in der Totalität eines Riesengeistes sah er das ganze Universum sich spiegeln. Nur eine Lehrmeisterin gab es jetzt noch für den sich entfaltenden Dichter: die Natur, wie sie in Shakespeares Menschen verkörpert war; nur einen Stoff: das Leben, wie es der große Meister in seinen Werken, in denen man wie in den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals blätterte, bezwungen hatte.

Aber nicht bloß zu diesem höchsten Vorbild eines Dichters und universellen Menschen hatte Herder dem Schüler den Weg gebahnt, auch das tiefere Verständnis Homers ward ihm durch ihn erschlossen. In seinem biographischen Schema vom Jahre 1770 ist der Name des griechischen Dichters als eines der Merk- und Stichworte verzeichnet, und Herder schreibt im Jahre 1772 in Erinnerung an die Straßburger Zeit: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leyer sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt". Man sieht, wie die Gestalten des griechischen Sängers die Seele des jungen Dichters erfüllten und weiteten und wie groß seine redliche Begeisterung war, da sie selbst dem grilligen und auf Goethe stets etwas neidischen Herder diesen Ausruf der Freude zu entlocken vermochte. Lerse hat erzählt, daß er oft mit Goethe den Rhein hinauffuhr und daß sie bei der Laterne in der Ruprechtsau Ossian und Homer lasen. Homer ist es auch, der ihn auf seine letzte Fahrt nach Sesenheim begleitet und dort seine wetterwendische Seele tröstet. Für Herder stand Homer, wie Shakespeare, unter dem großen Begriff der Naturpoesie als einer der urwüchsigen Dichter, die noch „gleich Moses durch Eingebung sangen". Zu diesen elementaren Geistern, aus deren Rapsodien und Hymnen man noch die Poesie lauter und quellfrisch schöpfen konnte, gehörte ihm auch Ossian. Schon 1769, in einer Besprechung

der Denisschen Übersetzung, hatte sich Herder mit Macphersons Heldengesängen, die man damals allgemein für gälische Originale hielt, beschäftigt und in Straßburg wohl schon die Gedanken zu dem Ossianaufsatz, der in den Blättern



Faksimile aus den Gesängen des Ossian
Universitäts-Bibliothek Straßburg

„Von deutscher Art und Kunst" später erschien, konzipiert. Auch Goethe spricht bereits in dem langen Brief an Friederike Oeser vom 14. Februar 1769 von Ossian und seinen Bemühungen, das „Costume" des schottischen Dichters zu erklären. Nun trafen sie sich beide in diesen Neigungen, die Herder in Goethe noch verstärkte, wie er ja dem jungen Freunde auch wohl den Weg zu anderen

nordischen Schriften, die, wie z. B. die Edda, der Saxo Grammaticus, die „Bücher zur skaldischen Literatur“ oder Mallets Geschichte Dänemarks, in den „Ephemerides“ angegeben sind, gebahnt hat. „Ausbreitung der Dämmerungs- und Grabgefühle“ heißt eine Notiz in den Entwürfen zum zehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“. Schon in Straßburg also nehmen diese welt-schmerzlichen Empfindungen neben den kraftgenialischen Regungen von Goethe Besitz, und der Abklang seiner Leidenschaft für Friederike hat wohl die Vorliebe für die düstere, nebelhafte Bardenpoesie begünstigt. Wie im Herzen des jungen Werther Homer und Ossian nebeneinander wohnen und mit dem zunehmenden Leid der dunkle Schotte den sonnigen Griechen verdrängt, so mag es schon damals in Straßburg und Sesenheim in dem einst so freudig geschwellten Busen des Bräutigams grau und nächtig geworden sein. Im Herbst 1771 wirft er sich zu Frankfurt mit der ganzen Glut seiner Seele auf das „Original“, vergleicht es mit Macphersons Übersetzung und sucht den Rhythmen in deutscher Übertragung gerecht zu werden. In die „Leiden des jungen Werther“ sind, wie bekannt, die Übersetzungen einzelner Gesänge des Ossian, die Werther Lotten vorliest, übergegangen; aber schon in Straßburg sind sie entstanden, und sie lauten in der ursprünglichen Fassung, wie sie Goethe an Friedrike sandte und erstmals von August Stöber wiedergegeben wurden:

Die Gesänge von Selma.

Stern der niedersinckenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebne? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fligen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zug's ist über dem Feld. Wo nach blickst du, schönes Licht? Aber du lächlest und gehst. Fahrewohl du schweigender Stral. Dass das Licht in Ossians Seele heraufsteige.

Und es steigt herauf in seiner Stärcke. Ich sehe meine verschiedenen Freunde. Ihre Versammlung ist auf Lora, wie in den Tagen die vorüber sind. Fingal kömmt wie eine wässrige Säule von Nebel; seine Helden sind um ihn her. Und sieh! Die Sänger der Lieder; grauhariger Ullin! ansehnlicher Ryno! Alpin mit der melodischen Stimme! und die sanfte Klage von Minona! O wie habt ihr euch verändert, meine Freunde, seit den festlichen Tagen von Selma; da wir wetteiferten wie Lüffte des Frühlings, sie fliegen über den Hügel und beugen wechselnd das sanftlispelnde Gras.

Minona trat hervor in ihrer Schönheit mit niedergeschlagenem Blick und weinendem Auge. Schweer flossen ihr die Locken am Wind, der nur manch-

mal vom Hügel her sties. Die Seelen der Helden wurden trüb, da sie die liebliche Stimme erhub; denn offt hatten sie das Grab Salgars gesehen, und die danckle Behausung der weisbusigen Colma. Colma blieb allein auf dem Hügel mit ihrer melodischen Stimme. Salgar hatte versprochen zu kommen, aber die Nacht stieg rings umher nieder. Hört die Stimme von Colma da sie allein sas am Hügel.

Colma.

Es ist Nacht; — Ich binn allein verlohren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind braust zwischen dem Berge. Der Wasserfall saußt den Felsen hinab. Keine Hütte nimmt mich vorm Regen auf. Ich bin verloren auf dem stürmischen Hügel.

Tritt, o Mond! hervor hinter deiner Wolcke; Sterne der Nacht erscheint. Ist denn kein Licht das mich führe zum Platz wo mein Liebster ausruht von der Mühe der Jagd! Sein Bogen neben ihm ohngespannt. Seine Hunde schnobend um ihn her. Aber hier muss ich allein sitzen an dem Felsen des mosigen Stroms. Und der Strom und der Wind saußt, und ich kann nicht hören die Stimme meines Geliebten.

Und wie, mein Salgar, wie, der Sohn des Hügels hält sein Versprechen nicht? Hier ist der Felsen und der Baum, und hier der wilde Strom. Du versprachst mit der Nacht hier zu seyn. Ach! wohin ist mein Salgar gangen. Mit dir wollt ich meinem Vater entfliehn; mit dir meinem stolzen Bruder. Unsre Stämme sind lange schon Feind, aber wir sind nicht Feinde, o Salgar.

Ruh eine Weile, o Wind! Strom sey eine Weile still, dass meine Stimm' über die Haide schalle, und mich mein Wandrer höre. Salgar! Ich binn's das rufft. Hier ist der Baum und der Fels. Salgar mein Liebster! ich binn hier. Warum zögerst du zu kommen?

Sieh! der Mond erscheint. Die Flut glänzt in dem Thal. Die Felsen sind grau an dem Hange des Hügels. Aber ich seh ihn nicht auf dem Pfad. Keine Hunde vor ihm her verkünden dass er kommt. Hier muss ich sitzen allein.

Aber wer sind die, die vor mir auf der Haide liegen? Ist's nicht mein Liebster und mein Bruder? Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Ach, ich fürchte — Ah! Sie sind todt. Ihre Schwerter sind roth vom Gefecht. O mein Bruder! mein Bruder! warum hast du meinen Salgar erschlagen? warum, o Salgar, hast du meinen Bruder erschlagen? Lieb wart ihr mir beyde! Was soll ich zu euerm Ruhm sagen? Du warst schön auf dem Hügel unter tausenden; er war schröcklich in dem Gefecht. Redet; hört meine Stimme, Söhne meiner Liebe. Aber ach! sie sind stumm; Stumm für ewig, ihr Busen ist kalt wie das Grab.

Oh! von dem Felsen des Hügels; von dem Gipfel des windigen Berges, redet ihr Geister der Todten! Redet, ich will nicht erschröcken. — Wohin seyd ihr zu ruhen gegangen? In welcher Höhle des Hügels kann ich euch finden? Keine schwache Stimme vernehm ich im Wind, keine halbverwehte Antwort in den Stürmen des Hügels.

Ich sitze in meinem Jammer. Ich erwarte den Morgen in meinen Trähnen. Erhebt das Grab ihr Freunde der Todten; aber schliesst es nicht biß Colma kommt. Mein Leben fliegt weg wie ein Traum: wie könnt ich zurück bleiben? Hier will ich mit meinen Freunden ruhn, an dem Strom des schallenden Fels. Wenn die Nacht über den Hügel kommt; wenn der Wind über die Haide bläst; dann soll mein Geist im Winde stehn, und meiner Freunde Todt betraur'n. Der Jäger höret mich unter seinem Reiserdach, und fürchtet meine Stimme und liebet sie. Denn süss soll meine Stimme seyn um meine Freunde, denn lieb waren sie beyde mir.

So war dein Gesang, Minona, sanft erröthendes Mädgen von Torman. Unsere Trähnen flossen um Colma, und unsre Seelen waren trüb. Ullin kam mit der Harfe, und sang Alpins Lied. Die Stimme Alpins war Lieblich, die Seele Rynos war ein Feuerstral. Aber sie ruhten schon im engen Haus, und ihre Stimme hörte man nicht in Selma. Ullin kam einst zurück von der Jagd eh die Helden fielen. Er vernahm ihren Streit am Hügel ihr Gesang war sanft aber traurig. Sie betrauerten den Fall Morars, des ersten der sterblichen Menschen. Seine Seele war wie die Seele Fingals; sein Schwert wie das Schwert Oskars. Aber er fiel, und sein Vater trauerte: seiner Schwester Augen waren voll Trähnen.

Minona's Augen waren voll Trähnen der Schwester des edelgebohrenen Morar. Sie wich zurück vor Ullins Gesang, wie der Mann im Westen, wenn er den Regen voraussieht, und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. Ich rührte die Harfe mit Ullin, der Trauergesang begann.

Ryno.

Der Wind und der Regen sind vorüber, still ist die Mitte des Tags. Die Wolken sind getheilt am Himmel. Ueber die grünen Hügel fliegt die unbeständige Sonne. Roth durch das steinige Thal kommt nieder der Strom von dem Hügel. Süs ist dein Gemurmel, o Strom, aber süser ist die Stimme die ich höre. Es ist die Stimme Alpins; der Sohn des Gesangs trauert um den Todten. Von Alter ist sein Haupt gebeugt und roth sein trähnevoll Aug. Alpin du Sohn des Gesangs, wie so allein auf dem schweigenden Hügel. Warum klagst du wie ein Windhauch im Wald; wie eine Well' um das ferne Gestade.

Alpin.

Meine Trähnen, o Ryno! sind für den Todten; meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlanck bist du auf dem Hügel; schön unter den Söhnen der Ebne. Aber du wirst fallen wie Morar; und auf deinem Grabe wird der Klagende sitzen. Die Hügel werden dich nicht mehr kennen; dein Bogen wird in deiner Halle liegen ohngespannt. Du warst leicht, o Morar! wie ein Reh auf dem Hügel, schröcklich wie ein feurig Meteor. Dein Grimm war wie der Sturm. Dein Schwert in der Schlacht, wie das Wetterleuchten im Feld. Deine Stimme war wie ein Strom nach dem Regen; wie der Donner auf fernen Hügeln. Viele stürzten durch deinen Arm; sie wurden verzehrt in den Flammen deines Zorns.

Aber wenn du zurück kehrtest vom Krieg, wie friedlich war deine Stirne. Dein Gesicht war gleich der Sonne nach dem Regen; gleich dem Mond in dem Schweigen der Nacht; still wie der Busen des Teichs wenn der laute Wind sich gelegt hat.

Eng ist nun deine Wohnung; finster der Platz deines Aufenthalts. Mit drey Schritten meß' ich dein Grab, o du der du sonst so gros warst. Vier Steine mit ihren mosigen Häuptern sind dein einziges Denkmal. Ein halbverdorrter Baum, langes Gras das im Winde flüstert, Zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Morar, fürwahr, du bist tief gesuncken. Du hast keine Mutter die dich beweinte, kein Mädgen mit ihren Trähnen der Liebe. Todt ist sie die dich gebahr gefallen ist die Tochter von Morglán.

Wer ist der auf seinem Stabe? Wer ist der, dessen Haupt von Alter so grau ist, dessen Augen von Trähnen so roth sind, der bei jedem Schritte wanckt. — Es ist dein Vater o Morar! der Vater keines Sohns ausser dir. Er hörte von deinem Ruhm in der Schlacht; er hörte von zerstreuten Feinden. Er hörte von Morars Ruhm, wie? und hörte nichts von seiner Wunde? Weine du Vater von Morar! weine; aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, tief ihr Küssen von Staub. Nimmer wird er deine Stimme vernehmen, nimmer wird er erwachen wenn du ihm rufst. Wann wird es morgen im Grabe werden, der den Schlummrer erwecke.

Fahre wohl du edelster der Menschen; du Erobrer im Feld. Doch das Feld wird dich nimmer mehr sehen; nimmer der Wald mehr erleuchtet werden vom Glanze deines Staals. Du hast keinen Sohn hinterlassen; aber der Gesang soll deinen Namen erhalten. Künftige Zeiten sollen von dir hören, sie sollen hören von dem gefallenen Morar.

Nun erhub sich die Trauer der Helden, aber am meisten Armins berstender Seufzer. Er dacht an den Tod seines Sohns; er fiel in den Tagen seiner

Jugend. Carmor saß nächst an dem Helden, der Führer des schallenden Galmal. Warum birstet der Seufzer von Armin, sagt er? Ist hier eine Ursach zum Jammer. Der Gesang kömmt mit seiner Musick, die Seele zu schmelzen, und zu vergnügen. Er ist wie der sanfte Nebel, der von einem Teiche heraufsteigt, und über das schweigende Thal zieht; die grünen Blumen füllen sich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärcke, und der Nebel ist weg. Warum bist du so trüb o Armin, Führer der seeumgebenen Gorma.

Trüb! das binn ich fürwahr: und nicht gering die Ursach meines Jammers. Carmor, du hast keinen Sohn verlohren; du hast keine Tochter verlohren in ihrer Schönheit. Colgar der tapfere lebt; und Annira die schönste der Mädgen. Die Zweige deines Geschlechtes blühen, o Carmor! Aber Armin ist der letzte seines Stamms. Dunckel ist dein Bed o Daura! und tief dein Schlaf in dem Grabe. Wann wirst du erwachen mit deinem Gesang mit deiner Stimme der Lieder. Auf ihr Winde des Herbsts, auf; stürmt über die finstere Haide! Ihr Ströme der Berge, brüllt! heult ihr Stürme in dem Gipfel der Eiche! wandele durch zerrissene Wolcken o Mond! Zeige manchmal dein blasses Gesicht! Bring vor meine Seele iene schröckliche Nacht da alle meine Kinder fielen; Arindal der mächtige fiel; Daura die liebe dahinsanck. Daura meine Tochter du warst schön; schön wie der Mond auf den Hügeln von Fura; weis wie der gefallene Schnee; süs wie die athmende Luft. Arindal dein Bogen war starck, dein Speer war schnell in dem Feld. Dein Blick war wie Nebel über der Welle, dein Schild eine rothe Wolcke im Sturm. Armar berühmt im Kriege, kam und suchte Daura's Liebe, er ward nicht lang verschmäht; schön war die Hoffnung ihrer Freunde.

Erath der Sohn von Odgal, ergrimmte; seinen Bruder hatte Armar erschlagen. Er kam verkleidet in einen Sohn der See: schön war sein Kahn auf der Welle; weis seine Locken des Alters; ruhig seine ernstliche Stirne. Schönste der Mädgen, sprach er; liebliche Tochter von Armin! Ein Fels nicht weit in der See, trägt an seiner Seit' einen Baum, roth scheinet die Frucht aus der Ferne. Dort wartet Armar auf Daura. Ich kam seine Liebe zu holen, hinüber die rollende See.

Sie ging; und rief nach Armar. Niemand antwortete als der *Sohn des Felsens. Armar! Mein Liebster! Mein Liebster? Wie lange ängstest du mich mit Furcht? Höre, Sohn von Ardnart höre; es ist Daura die dich ruft. Erath der Verräther floh lachend zurück nach dem Land. Sie hub ihre Stimme auf, und rief nach ihrem Bruder und ihrem Vater. Arindal, Armin! Keiner seiner Daura zu helfen. Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn stieg nieder vom Hügel, wild in der Beute der Jagd. Seine Pfeile rasselten an

* Das Echo.

seiner Seite; sein Bogen war in seiner Hand: fünf dunckel graue Docken strichen um seine Tritte. Er sah den kühnen Erath an dem Ufer, ergriff und band ihn an eine Eiche. Fest mit Riemen, rings um die Lenden gebunden beladet er den Wind mit seinem Geheule.

Arindal besteigt in seinem Nachen die Welle Dauren zum Lande zu bringen. Armar kam in seinem Grimm und schoß den graubesiederten Pfeil. Er klang; er sanck in dein Herz, o Arindal mein Sohn; für Erath den Verräther stirbst du. Das Ruder starrt' in seiner Hand, er sanck über den Felsen und verschied. Ach welcher Jammer Daura, ringsher um deine Füsse quillt deines Bruders Blut.

Den Nachen schlagen die Wellen entzwey. Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Ein Windstos vom Hügel kömmt schnell über die Wellen. Er sanck, ich sah ihn nicht mehr.

Allein, von dem seeumstürmten Felsen hörte man meine Tochter iammern. Viel und laut war ihr Schreyn, und ihr Vater konnt sie nicht erlösen. Die ganze Nacht stund ich am Ufer. Ich sah sie beym schwachen Stral des Monds. Die ganze Nacht hört ich ihr Geschrey. Laut war der Wind, und der Regen schlug hart an die Seite des Felsens. Eh der Morgen erschien ward ihre Stimme schwach. Sie starb weg wie der Abendhauch, zwischen dem Gras auf dem Felsen. Verzehrt von Jammer verschied sie. Und ließ dich Armin allein: hin ist meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

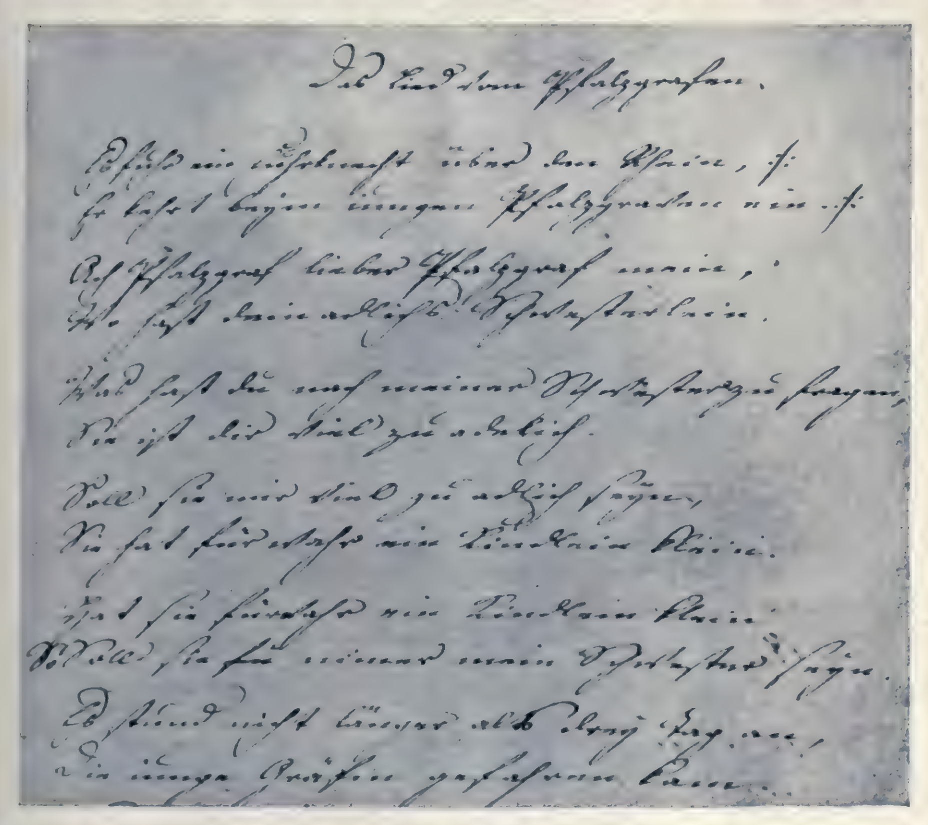
Wenn die Stürme des Bergs kommen, Wenn der Nord die Wellen in die Höh' hebt; Sitz ich am schallenden Gestad, und schau auf den schröcklichen Felsen. Offt am niedersinckenden Mond seh' ich die Geister meiner Kinder. Halb unsichtbaar wandeln sie in traurigem Gespräch neben einander. Will keins von euch aus Mitleiden reden? Sie sehen ihren Vater nicht an. Ich bin trüb o Carmor; aber nicht gering die Ursach meines Schmerzens!

So waren die Worte der Barden in den Tagen des Gesangs; da der König den Klang der Harfen hörte, und die Geschichte vergangener Zeiten. Die Fürsten erschienen von allen ihren Hügeln, und hörten den lieblichen Ton. Sie priesen die Stimme von *Cona des ersten unter tausend Barden. Aber das Alter ist nun auf meiner Zunge, mein Geist ist weggeschwunden. Ich höre manchmal die Geister der Barden und lerne ihren lieblichen Gesang. Aber das Gedächtnis schwindet in meiner Seele. Ich höre den Ruf der Jahre. Sie sagen, wie sie vorübergehn: wie? singt Ossian. Bald wird er liegen im engen Haus, kein Barde seinen Ruhm erheben. Rollt hin ihr dunckelbraunen Jahre, ihr bringt mir keine Freude in eurem Lauf. Eröffnet Ossian sein Grab denn seine Stärcke ist dahin. Die Söhne des Gesangs sind zur Ruhe gegangen

* Ossianen.

meine Stimme bleibt über, wie ein Hauch der fern um den seeumgebenen Felsen saust, wenn sich der Sturm gelegt hat. Das finstere Moos rauscht, und aus der Ferne sieht der Schiffer die wallenden Bäume.

Die wichtigsten Anregungen aber empfing Goethe durch Herder, auf einem Gebiete, das er, wie kein Anderer, umgepflügt, verjüngt und bemeistert hat, dem



Das Lied vom Pfalzgrafen.

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein, ja.
Er kehrt beym jungen Pfalzgrafen ein. ja.

Ach Pfalzgraf lieber Pfalzgraf mein,
Wo hast dein adliches Schwesterlein.

Was hast du auf meiner Schwester zu fragen,
Sie ist dir viel zu adelich.

Wollt sie mir viel zu adlich seyn,
Sie hat fürwahr ein Kindlein klein.

Hat sie fürwahr ein Kindlein klein
Wollt sie es nimmer mein Schwesterlein seyn.

Es stund nicht länger als drey Tag an,
Die junge Gräfin gefahren kam.

Faksimile aus den Volksliedern
Universitäts-Bibliothek Straßburg

Volksliede. In seinem großartigen Instinkt für Alles, was die deutsche Literatur von Grund aus erneuern und umgestalten konnte, hatte Herder schon in den „Fragmenten" seine Landsleute aufgefordert, „sich, jeder nach seinen Kräften, nach alten Nationalliedern zu erkundigen", die man ebensogut bei uns finde, wie bei den Litauern, den Peruanern, den Troubadours, den Spaniern und Skalden. Frühe hat ihn die Sammlung und Übersetzung der Lieder verschiedener Nationen beschäftigt, die später als „Stimmen der Völker in Liedern"

herausgegeben wurden, und Percys „Reliquies of ancient English Poetry", die 1765 erschienen waren, hatten ihn zu Vergleichen zwischen der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst angeregt. In Straßburg setzte er diese Bemühungen fort und sandte Proben an Merck und seine Braut. Auch Goethe hat er, wie dieser in „Dichtung und Wahrheit" berichtet, angetrieben, die Überlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen. Und der Schüler folgte dem Meister mit Freuden. Auf seinen Streifereien und Ausflügen sammelt er eifrig, „hascht aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens die überkommenen Lieder" und horcht auf die Melodien, denen er die eigenen Gedichte an Friedrike unterlegt. Von Frankfurt aus schickte er zwölf Lieder, die er nach dem Begleitschreiben bisher als einen Schatz an seinem Herzen getragen, an Herder, in dessen Sammlung „Volkslieder" sie zum Teil übergingen, wie sie auch später in „Des Knaben Wunderhorn", dann bei Uhland und Simrock Aufnahme fanden. Neun dieser Lieder, von Goethe selbst — mit Ausnahme einer Strophe, die auf die Hand einer älteren Person zurückzuführen ist — abgeschrieben, besaß mit dem Manuskript der „Ephemerides" Charlotte von Stein, deren Urenkel sie der Straßburger Landes- und Universitäts-Bibliothek im Jahr 1878 überließ. Jene zwölf von Goethe an Herder gesandten Gedichte hat Düntzer in der Sammlung „Aus Herders Nachlaß", der von ihm und Ferd. Gottfr. von Herder, Frankfurt 1856, herausgegeben wurde, vollständig abgedruckt. Sie lauten in der von Max Morris: „Der junge Goethe" wiedergegebenen Reihenfolge:

Das Lied vom Herrn von Falckenstein.

Es reit der Herr von Falckenstein,
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Weege stehn?
Ein Maidel mit weissem Kleide.

Wohin wonaus du schöne Magd?
Was machen ihr hier alleine,
Wollen ihr die Nacht mein Schlafbule seyn,
So reiten ihr mit mir heime.

Mit euch heimreiten das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen.
Ich binn der Herr von Falckenstein,
Und thu mich selber nennen.

Seyd ihr der Herr von Falckenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch beten um 'en Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe.

Den Gefangnen mein den geb ich dir nicht,
Im Turn muss er verfaulen;
Zu Falckenstein steht ein tiefer Turn,
Wohl zwischen zwo hohen Mauern.

Steht zu Falckenstein ein tiefer Turn,
Wohl zwischen zwey hohen Mauern;
So will ich an die Mauern stehn,
Und will ihm helfen trauern.

Sie ging den Turm wohl um und wieder um,
Feinslieb bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.

Sie ging den Turm wohl um und wieder um,
Den Turn wollt sie aufschliessen.
Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär,
Keine Stund thät mich verdriessen.

Ey' dürfft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechten
So thät ich mi'm Herrn von Falckenstein
Um meinen Herzliebsten fechten.

Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Das wär mir immer ein Schande,
Ich will dir deinen Gefangenen geben.
Zieh mit ihm aus dem Lande.

Wohl aus dem Land da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen,
Und wenn ich was hab liegen lahn
So darf ichs wieder holen.

Das Lied vom Pfalzgrafen.

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein,
Er kehrt beym iungen Pfalzgrafen ein.

Gott grüs dich Pfalzgraf hübsch und fein,
Wo hast dein adlich Schwesterlein.

Was hast du nach meiner Schwester zu frag'n,
Sie ist dir viel zu adelich.

Soll sie mir viel zu adlich seyn
Sie hat führwahr ein Kindlein klein.

Hat sie fürwahr ein Kindlein klein,
So soll sie nimmer mein Schwester seyn.

Es stund nicht länger als drey Tag an,
Die junge Gräfinn gefahren kam.

Als nun die Gräfinn gefahren kam,
Der jung Graf ihr entgegen sprang.

Gott grüs dich Schwester hübsch u. fein,
Wo hast dein artlich Kindlein klein.

Hier fehlt die Strophe worinn sie das Kind ableugnet.

Er nimmt sie an ihrer schneeweisen Hand,
Und führt sie nach Holland zu dem Tanz.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
Biss dass ihr die Milch zur Brust naus brach.

Ach Bruder hör auf denn es ist gnug
Daheime weint mein Fleisch und Blut.

Er nimmt sie an ihrem schneeweisen Arm,
Und führt sie in die Kammer. Dass Gott erbarm.

Er tritt sie am Winter die lange Nacht,
Biss dass man Lung und Leber sah.

Ach Bruder hör auf dann es ist gnug
Es gehört dem König von Engl[and] zu.

Ach Schwester hättst du mir s eh gesagt,
Es wär mir ein lieber Schwager gewest.

Es stund kein halbviertel Jahr mehr an,
Der König von Engl[and] geritten kam.

Gott grüs dich Pfalzgr[af] hübsch u. fein
Wo hast dein adlich Schwesterlein.

Was hast nach meiner Schwester zu fragen,
Sie ist ietzt todt lebt nimmermehr.

Ist sie ietzt todt lebt nimmer mehr,
So hast du sie ums Leben bracht.

Was zog er aus? sein glitzrig Schwerdt,
Er stach's dem Pfalzgraf durch sein Herz.

Gelt Pfalzgraf gelt jetzt hast dein Lohn,
Warum hast deine Schwester nicht leben lohn

Er nahm das Kind wohl auf den Arm
Jetzt haben wir keine Mutter, daß Gott erbarm.

Er wiegt das Kindlein in süsse Ruh
Und ritt mit ihm nach England zu.

Das Lied vom iungen Grafen.

Ich steh auf einem hohen Berg,
Seh nunter in's tiefe Tahl;
Da sah ich ein Schifflein schweben,
Darinn drey Grafen sass'n.

Der alleriüngst der drunter war
Die in dem Schifflein sassn,
Der gebot seiner Liebe zu trincken
Aus einem # Venedischen Glas.

Was giebst mir lang zu trincken
Was schenckst du mir lang ein
Ich will ietzt in ein Kloster gehn,
Will Gottes Dienerinn seyn.

Willst du ietzt in ein Kloster gehn,
Willst Gottes Dienrinn seyn.
So geh in Gottes Nahmen
Deins gleichen giebts noch mehr.

nach der Tradition ein Glas das den Tranck vergifftete.

Und als es war um Mitternacht,
Dem iung Graf träumts so schweer,
Dass sein Herz allerliebster Schatz
Ins Kloster gezogen wär.

Auf Knecht steh auf und tummle dich,
Sattl' unser beyde Pferd,
Wir wollen reiten 'sey Tag oder Nacht,
Die Lieb ist reitenswehrt.

Und da sie vor ienes Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Tohr,
Fragt er nach iüngster Nonnen,
Die in dem Kloster war.

Das Nünngen kam gegangen,
In einem schneeweissen Kleid,
Ihr Härl war abgeschnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab er setzt sich nieder,
Er sass auf einem Stein,
Er weint die hellen Tränen
Brach ihm sein Herz entzwey.

So solls den stolzen Knaben gehn
Die trachten nach grosem Gut.
Nimm einer ein schwarzbraun Maidelein,
Wie's ihm gefallen thut.

Das Lied vom eifersüchtigen Knaben.

Es stehen drey Sternen am Himmel
Die geben der Lieb {einen / ihren} Schein
Gott grüs euch schönes Jungfräulein,
Wo bind ich mein Rösselein hin.

„Nimm du es dein Rösslein beym Zügel beym Zaum,
„Binds an es den Feigenbaum.
„Setz dich es ein Kleineweil nieder,
„Und mach mir ein kleine Kurzweil.

Ich kann es und mag es nicht sitzen
Mag auch nicht lustig seyn.
Mein Herzel ist mir betrübet
Feinslieb vonwegen dein.

Was zog er aus der Taschen?
Ein Messer war scharf u. spitz,
Er stachs seiner Liebe durchs Herze
Dass rothe Blut gegen ihn spritzt.

Und da er's wieder herauser zog
Von Blut war es so roth.
Ach reicher Gott vom Himmel
Wie bitter wird mir es der Todt.

Was zog er ihr abe vom Finger
Ein rothes Goldringelein,
Er warf's in fliessig Wasser
Es gab seinen klaren Schein

Schwimm hin schwimm her Goldringelein,
Biss an den tiefen See.
Mein Feinslieb ist mir gestorben
Jetzt hab ich kein Feinslieb mehr.

So gehts wenn ein Maidel zwey Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut.
Das haben wir beyde erfahren
Was falsche Liebe thut.

Das Lied vom Herren und der Magd.

Es war einmal ein edler Herr
Der hatt eine Magd gar schöne
Die spielten beyde ein halbes Jahr
Das Maidel ging gros schwanger.

Ach Herr, ach Her ach edler Herr,
Von euch binn ich gros schwanger.
*
*

Seyd still, seyd still mein Töchterlein,
Der Reden seyd ihr stille.
Ich will dir Hänsgen den Stallknecht geben,
Dazu fünfhundert Gulden.

Hänsgen den Stallknecht mag ich nicht,
Gebt mir fünfhundert Gulden.
Ich will noch heut nach Werthelstein
Zu meiner lieb Frau Mutter.

Und als ich kam nach Werthelstein
Wohl auf die steinerne Brucken
Da kam mir die Liebe Mutter mein
Entgegen auf der Brucken.

Ach Tochter, liebe Tochter mein
Wie ist es dir ergangen,
Daß dir dein Röcklein vorn zu kurz
Und hinten viel zu lange.

Seyd still seyd still liebe Mutter mein.
Der Reden seyd ihr stille.
*
*

Seyd still seyd still liebe Tochter mein,
Der Reden seyd ihr stille.
Wenn wir das Kindlein geboren han
So wollen mir's lernen schwimmen.

Seyd still, seyd still liebe Mutter mein.
Der Reden seyd ihr stille
Wir schickens dem rechten Vater heim,
So bleiben wir im Lande.

Gebt mir Papier und eine Feder
Ein Brieflein will ich schreiben.
Macht mir ein Bettlein von Sammt und Seide,
Den Todt will ich drauf leiden.

Als er das Brieflein empfangen hat,
Geben ihm die Augen Wasser.
Ach Hänsgen lieber Stallknecht mein,
Sattel mir geschwind mein Pferde.

Ich muſſ noch heut nach Wertelſtein
Zu meiner allerliebſten.
Er flog wohl über Stock und Stiel
Wie Vögel unterm Himmel.

Und als er kam nach Wertelſtein,
Wohl auf die grüne Haide,
Begegnen ihm die Todtenträger
Mit einer Todtenleiche.

Halt ſtill, halt ſtill ihr Todtenträher
Laſſt mich die Leich beſchauen.
Er hub den Ladendeckel auf,
Und ſchaut ihr unter die Augen.

Er zog ein Meſſer aus ſeinem Sack
Und ſtach ſich ſelber in's Herze,
Haſt du gelitten den bittern Todt
So will ich leiden Schmerzen.

Das Lied vom verkleideten Grafen.

Es werbt ein iunger Grafen Sohn
Um's König ſeine Tochter.
Er werbt drey Tag und ſieben Jahr
Und konnt ſie nicht erfreyen.

Und da die ſieben Jahr ummer waren,
Ein Brieflein thut ſie ſchreiben.
Leg du dir weibiſch Kleiderlein an
Flecht dir dein Haar in Seide.

Er reit vor ſeiner Schweſter Tühr
Schweſter biſt du darinne.
Ach leih mir deinen braun ſeidenen Rock,
Flecht mir mein Haar in Seide.

Sie legt ſich's aus und ziehts ihm an
Flecht ihm ſein Haar in Seide
Sie legt ihm ein Silber Geſteck-Meſſerle dran
Er reit wohl über grün Haide.

Und da er auf die Haid 'naus kam,
Gar höflich thät sie singen,
Da war der Herr König und auch sein Kind
In einem hohen Zimmer.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Wer kann so höflich singen?
Es singet fürwahr eine schöne Jungfrau,
Dass durch die Berge tuht dringen.

Lass du sie nur reiten, lass du sie nur gehn,
Sie reit auf rechter Strassen,
Und wenn sie heimkommt vor unser Schloss Tohr,
Zum Stallknecht muss sie schlaffen.

Ach Papa lieber Papa mein,
Das wär uns beyden ein Schande,
Es schickt so mancher edle Herr
Sein Kind in fremde Lande.

Da es nun war am Abend spat
Vor die Schlosstühr kam sie geritten
Sie klopft mit ihrem Goldringelein an.
Feinslieb bist du darinne.

Und da sie in das Schloss nein kam,
Der König thät sie gleich fragen.
Sey du uns willkommen du schöne Jungfrau,
Oder hast du es ein Manne.

Ich hab es kein Mann, und will es kein Mann,
Ein Jungfer will ich bleiben,
Und wenn ich bey seiner Tochter es wär,
Die Zeit thät sie mir vertreiben.

Hast du es kein Mann, und willst es kein Mann,
Willst du ein Jungfer bleiben,
So must du bey meiner Tochter schlafen
Ihr Bett ist klare Seiden.

Und da es war um Mitternacht
Dem König träumts so schweere
Dass es fürwahr ein schön iung Knab,
Bey seiner Tochter wär.

Der König und der war ein artlicher Herr,
Bald thät er ein Licht anzünden.
Er ging von Bett biss wieder zu Bett,
Biss dass er die zwey thät finden.

Ach Papa lieber Papa mein
Lass uns nur beide gewähren
Gott ernährt so manchen Vogel in der Lufft
Er wird uns auch ernähren.

Das Lied vom Zimmergesellen.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein iunges Blut,
Er baute dem iungen Marckgrafen ein Haus,
Fünfhundert sechs Läden daran.

Und wie das Haus gebauet war
Legt er sich drunter und schlieff.
Da kam des iungen Marckgrafen sein Weib
Zum zweiten zum drittenmal rief.

Steh auf steh auf gut Zimmergesell
Denn es ist an der Zeit
Wenn dir beliebt bey mir zu schlafen,
An meinem schneeweissen Leib.

Ach nein, ach nein Marckgräfinn nein,
Das wär uns beyden ein Schand.
Und wenn es der iunge Marckgraf erfür
Wir müssten beyd aus dem Land.

Und da der beyden Wille geschah,
Sie meynten Sie wären allein,
Da kam die ältste Kammermagd
Zum Schlüsselloch schaut sie hinein,

Ach Herr ach edler Herre mein
Gros Wunder an euerem Weib!
Der Zimmergesell thut schlaffen
An ihrem schneeweisen Leib.

Und schläfft es nun der Zimmergesell
An ihrem schneeweissen Leib,
Einen Galgen will ich ihm bauen
Zu Basel wohl an dem Rhein.

Man führt den iungen Zimmergesell,
Auf's Rathhaus wohl in der Stadt
Sein Redel thät man ihm sprechen
Gehencket muss er seyn.

Da sprach der Burgemeister
Wir wollen ihn leben lahn,
Ist keiner unter uns allen
Der nicht hätt das gethan.

Was zog er aus dem Sacke?
Fünfhundert Goldgulden so roth.
Zieh hin zieh hin gut Zimmergesell
Darum kauf Wein und Brod.

Und wenn du das Geld verzehret hast,
So komm du wieder zu mir,
So will ich dir lassen geben
Den besten Malvasier.

Das Lied vom Lindenschmidt.

Es war ein ädlicher Lindenschmidt
Nährt sich auf freyer Landstrasen.
*
*
*

Und da es Juncker Kasper erfür
Setzt er seinem Bäuerlein das Käpplein auf
Und schickt es auf freyer Landstrasen
Wenn es den ädlichen Lindenschmidt fand
Sollt es ihn gleich verrathen.

Das Bäuerlein schifft sich über den Rhein,
Gegen Franckenthal in ein Wirthshaus nein.
Herr Wirth habt ihr nichts zu essen?
Es kommen drey Wagen sind wohl beladen
Von Franckfurt aus der Messen.

Der Wirth der sagts dem Bäurlein zu,
Ja Wein und Brodt das hab ich gnug,
Im Stall da stehn drey Rosse
Die gehören dem ädlichen Lindenschmidt
Nährt sich auf freyer Landstrasen.

Das Bäurlein dacht in seinem Muth
Die Sache die wird werden gut,
Den Feind hab ich vernommen.
Gar bald er Juncker Kasper zu schrieb:
Er sollt gar eilend kommen.

Der Lindensch[midt] lag hinterm Tisch und schlief.
Sein Sohn ihm zum öftermal rief.
*
Steh auf herzliebster Vater mein,
Dein Verräther ist schon kommen.

Und da der Juncker Kasper zur Stube nein trat
Der Lindenschmidt von Herzen erschrack.
Lindenschmidt gieb dich gefangen.
Zu Baden wohl am Galgen hoch
Daran da musst du hangen

Der Lindenschmidt der war ein freyer Reutersmann,
Er als bald nach der Klingen sprang.
Wie wollen erst ritterlich fechten.
Aber es waren der Bluthunden zuviel
Sie schlugen ihn nieder zu Boden.

Ey kann und mags nicht anders seyn,
So bitt ich um mein Sohne, mein,
Und um mein Reutersiungen,
Ey haben sie iemand was leids gethan
Dazu hab ich sie gezwungen.

Der Juncker Kasper sprach nein dazu,
Das Kalb muss leiden mit der Kuh,
Soll dir nicht weiter gelingen,
Als biss gen Baden in der werthen Stadt,
Soll dir dein Haupt abspringen.

Sie wurden alle drey nach Baden gebracht,
Sie sassen nicht länger als eine halbe Nacht
Der Tag war kaum angebrochen,
Da ward gehenckt der Lindenschmidt
Sein Sohn und Reutersiunge.

Das Lied vom Grafen Friederich.

Graf Friedrich wollt ausreiten
Mit seinen Edelleuten,
Wollt hohlen seine liebe Braut
Die ihm zur Eh war wohl vertraut.

Als er mit seinem hellen Hauf
Reit einen hohen Berg hinauf
Da kam er auf dem Weeg
Auf einen sehr schmaalen Steeg.

In dem Gedräng dem Grafen werth,
Schoss aus der Scheid sein scharfes Schwerdt,
Verwundet seine liebe Braut
Die ihm zur Eh war wohl vertraut.

Was zog er aus? Sein Hemdlein weis
Drückts in die Wund mit grosem Fleis.
Das Hemd das war von Blut so roth
Als ob man's draus gewaschen hätt.

Und wie er in den Hof nein reit
Sein Mutter ihm entgegen schreyt.
Sey mir willkommen Sohne mein
Und alle die mit dir kommen seyn.

Wie ist deine liebe Braut so bleich
Als ob sie ein Kindlein hat gesäugt.
Wie ist sie also inniglich,
Ob sie mit einem Kindlein schwanger ist.

Ach schweig mein Mutter stille,
Und thus um meinetwillen,
Sie ist kindshalben nicht ungesund
Sie ist biss auf den Todt verwundt.

Da es nun war die rechte Zeit
Eine köstlich Wirthschaft war bereit,
Mit aller Sach versehen wohl
Wie's eines Grafen Hochzeit soll.

Man setzt die Braut zu Tische
Man gab ihr Wildpret und Fische.
Man schenckt ihr ein den besten Wein,
Die Braut die wollt nicht frölig seyn.

Sie konnt weder trincken noch essen,
Ihr Unmut konnt sie nicht vergessen,
Sie sprach sie wollt es wäre die Zeit
Dass ihr ein Bettlein wär bereit.

Das hört die üble Schwörin
Und red gar bald hierüber.
Hab ich doch das noch nie gehört,
Dass eine Braut zu Bett begehrt.

Ach schweig mein Mutter stille
Hab daran kein Unwillen,
Sie redt es nicht aus falschem Grund,
Sie ist biss auf den Todt verwund.

Man führt die Braut zu Bette
Für Unmuth sie nichts redte,
Mit brennenden Kerzen und Fackeln gut,
Doch sie war traurig und ungemut

Graf Friedrich lieber Herre
Ich bitt euch gar so sehre,
Ihr wollt thun nach dem Willen mein,
Lasst mich die Nacht eine Jungfrau seyn.

Nur diese Nacht alleine,
Die andern fürbas keine.
So mir will Gott das Leben lahn,
Binn ich ihm fürbas untertahn.

Mein allerliebste Gemahlinn mein,
Der Bitt sollt ihr gewähret seyn.
Mein Schatz und Trost mein schönes Lieb.
Ob deinen Schmerzen ich mich betrüb.

Mein herzigs Lieb mein höchster Hort,
Ich bitt dich hör mich nur ein Wort.
Hab ich dich tödlich wund erkennt,
Verzeih mir das vor deinem End.

Ach allerliebster Gemahl und Herr,
Ich bitt euch bekümmert euch nicht so sehr.
Es ist euch alles verziehen schon,
Nichts arges habt ihr mir gethan.

Sie kehrt sich gegen die Wände,
Und nahm ein seeligs Ende,
In Gott end sie ihr Leben fein
Und blieb eine Jungfrau keusch und rein.

Zu Morgends wollt sie haben
Ihr Vater reichlich begaben,
Da war sie schon verschieden
In Gottes Nahmen und Frieden.

Ihr Vater fragt all Umständ
Wie sie genommen hat ein End.
Graf Friedrich sprach: ich armer Mann
Binn Gott sey Klag selbst Schuld daran.

Der Braut Vater sprach in Ungemut
Hast du verderbt ihr iunges Blut,
So must du auch darum aufgeben
Durch meine Hand dein iunges Leben.

In dem so zog er aus sein Schwerdt,
Er stach's dem edlen Grafen werth,
Mit grosen Schmerzen durch seinen Leib,
Dass er todt auf der Erden bleib.

Man band ihn an ein hohes Ross
Und schleppt ihn durch das tiefe Moos,
Darinn man seinen Leib begrub
Sein leiblich Farb er an sich hub.

Es stund nicht länger als drey Tag an,
Es wuchsen drey Lilien auf seinem Grab,
Daran da steht geschrieben
Dass er bey Gott geblieben.

Man grub ihn wieder aus dem Moos,
Man führt ihn auf sein festes Schloss,
Bey seiner Liebe man ihn begrub,
Sein leiblich Farb er an sich hub.

Er war den dritten Tag schon todt,
Noch blüht er wie die Rosen roth.
Sein Angesicht war freundlich gar,
Sein ganzer Leib war hell und klar.

Ein groses Wunder auch da geschah,
Das mancher Mensch glaubhäftig sah,
Seine Lieb er mit Armen umfieng,
Eine Red aus seinem Munde ging.

Und sprach Gott sey gebenedeyt,
Der uns gegeben die ewige Freud,
Weil ich bey meiner Bulen binn
Fahr ich aus dieser Welt dahin

Mit leichtem und geringem Muth,
Lass hinter mir mein unschuldig Blut.
Fahr ich aus dieser Welt dahin
Da ich aus Noth erlöset binn.

Das Lied vom braun Annel.

Es wollt ein Knab spazieren gehn,
Wollt vor braun Annels Laden stehn,
Er wusst nicht was er ihr verhies
Dass sie den Riegel schleichen lies;
Den Riegel wohl in die Ecken,
Zum br[aun] Annel wohl unter die Decken.

Sie liegen bey einander eine kl[eine] Kurzw[eil,]
Der iung Kn[ab] weckts br[aun] Annelein,
Steh auf es, geh an es den Laden,
Sieh ob es nicht irgends will tagen.
Bleib liegen mein Schätzel nur stille,
Es taget nach unserem Wille.

Sie liegen beyeinander eine kleine Kurzweil
Der iung Knab weckts braun Annelein.
Braun Maidel gab dem Laden einen Stos,
Scheint ihr die helle Sonne in Schoos,
Steh auf es mein Schätzel nur balde.
Die Vögel singen im Walde.

Braun Annel war so hurtig in Eil,
Sie lies den Knaben herunter am Seil.
Sie meynt er wär nun bald drunnen,
So liegt er es so tief im kalt Brunnen.

Man zog ihn raus am dritten Tag,
Weint alles was da um ihn war,
Als nur braun Annel alleine,
Für Trauern konnt sie nicht weinen.

Ach Gott was war das für ein Mann,
Daß ich ihn nicht erkennen kann.
Ich hab ihn oftermal hören nennen,
Ich kan ihn doch nicht erkennen.

Es stund eine alte Frau dabey.
Schweig still schweig still braun Annelein,
Keine Nacht hast unter lassen,
Hast ihn alle Nacht zu dir gelassen.

Vom plauderhafften Knaben.

Es waren drey Junggesellen
Sie thäten was sie wöllen,
Sie hielten einen Rath
Zu Strasburg in der Stadt.
Und welcher diese lange Nacht,
Am besten schlafen täht.

Es war auch einer drunter
Der nichts verschweigen kunnte.
Es hat mir gestern spat
Ein Maidel zugeredt,
Sie will mich lassen schlafen
Bey ihr im Federbett.

Das Maidel steht an die Wände,
Hört's von Anfang bis zu Ende.
Verleih mir groser Gott
Den Witz und auch den Verstand
Das mir der lose Knab
Nicht kommt an meine Hand.

Da es nun war um viere,
Kam er geritten vor die Tühre.
Er klopfet also still
Mit seinem goldnen Ring
Ey schläfest oder wachest
Mein auserwähltes Kind.

Was wärs wenn ich nicht schliefe,
Und dich nicht 'reiner liesse.
Reit du nur immer hin
Wo du hergeritten bist.
Ich kann auch ruhig schlafen,
Wenn du schon nicht bey mir bist.

Wo soll ich dann hinreiten,
Es schlafen alle Leuten.
Es schlafen alle Leut
Und alle Bürgerskind,
Es reeg'net und schneyet
Und geht ein kalter Wind.

Er sass sich auf einem Gaule,
Er schlug sich selber aufs Maule.
Hättst du nur stillgeschwiegen
Du lose Plapperzung.
Du bringst mich um das Liegen,
Bey dem schwarzbraun Maidlein iung.

Dort oben bey iener Linden
Wirst du deinen Schlafplatz finden,
Bind du es deinen Gaul
Wohl an denselben Baum,
Und lass mich ruhig schlafen
In meinem süsen Traum.

Zugabe.

Hab ein bucklich Männel g'nomme,
Hat mir s Gott erschaffe,
Ich und auch mein bucklich Männel
Gingen zu dem Pfaffe.

Da wir von dem Pfaffe kame
Ginge mir auch zu Tische,
Ich und auch mein bucklich Männel
Assen g'sotne Fische.

Da wir von dem Tische kame
Ginge mir auch zu Weine,
Ich und auch mein bucklich Männel
Truncke biss um neune.

Da wir von dem Weine kamen
Gingen wir auch zu Bette
Ich und auch mein bucklich Männel
Schlupfen unter d' Decke.

Da wir unter der Decke waren
Fing's Bette an zu krache.
Ich und auch mein bucklich Männel
Fingen an zu lachen
explicit.

Goethes Straßburger Aufenthalt näherte sich seinem Ende. Über die letzten, durch die Besuche in Sesenheim unterbrochenen Wochen hat er in seiner Lebensbeschreibung nur Andeutungen gemacht oder sich in allgemeinen Wendungen ergangen. So spricht er von „manch angenehmer Fahrt nach dem oberen Elsaß, die er mit seinen lustigen Genossen unternommen, und er schildert kurz eine Reise, die ihn, die Vogesen entlang, von Straßburg über Molsheim, in dessen Kartäuserkloster man die Glasmalereien bewundert habe, bis Ensisheim führte. Viele kleine Verse, so berichtet er, seien hierbei ihren Lippen entquollen; zwischen Colmar und Schlettstadt habe man — es war offenbar um die Erntezeit — Hymnen an Ceres gesungen, worin „der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde". Die Teuerung des Jahres 1771 hat

also, wie man sieht, die gute Laune der Studenten nicht zu trüben vermocht. In Ensisheim spotteten sie als richtige Kinder einer skeptischen Zeit über den ungeheuern, in der Kirche aufgehängten Aërolithen, indem sie seine himmlische Herkunft in Zweifel zogen. Auch einer Wallfahrt auf den Odilienberg, die vermutlich in den Juli fiel, gedenkt Goethe und erwähnt der dort heimischen Sage, die sich um die Gestalt der Tochter des Herzogs Eticho, die heilige Ottilie, des Landes Schutzpatronin, gewoben, der Rinnen und Steinritzen,



Das Kloster auf dem Odilienberg
Kupferstich von Weis (18. Jahrhundert)

worin sie sich, verfolgt vom Vater — der anstatt ihrer auf einen Sohn gehofft hatte — aufgehalten, der Kapelle, die den Sarg mit ihren Gebeinen bewahrt und des Brunnens, der Odilienquelle, die sich, eine Viertelstunde entfernt, am Wege nach Niedermünster befindet. Seine Erinnerungen an diese Stätte und die Heilige hat Goethe im Schlusse der „Wahlverwandtschaften" und in der ätherischen Gestalt ihrer Heldin Ottilie verwertet. Er selbst hat im elften Buch seiner Autobiographie, dessen Abfassungszeit von der jenes Romans nicht weit entfernt war, diese Tatsache hervorgehoben. Von der Höhe des Odilienbergs überblickt er nochmals „das herrliche Elsaß, die völlig paradie-

sische Gegend" und überfliegt es mit seinem Adlerauge bis zu den fernen Schweizerbergen. Er nimmt hier Abschied von dem Lande, in dem er den schönsten Teil seiner Jugend zugebracht, sein reinstes Glück genossen hatte.

Und auch das Münster taucht noch einmal in dem letzten Kapitel seiner Straßburger Episode auf. Wie ein überall sichtbares und nach allen Seiten blickendes Wahrzeichen seiner Gesinnungen stellt es Goethe uns am Eingange, in der Mitte und am Schlusse der Schilderung jener Zeit vor Augen. Es bedeutet neben Shakespeare das markanteste Symbol seiner Anschauungen und Überzeugungen, die deutsch-nationale Richtung seines künstlerischen Strebens, wozu er in Straßburg erwacht war. Als ein Zwischenereignis, das ihm die letzten Tage weggenommen habe, bezeichnet er noch eine ebenso interessante wie reizende Begebenheit. „Ich befand mich", so erzählt er, „in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Turm gar herrlich sehen konnte. ‚Es ist schade', sagte Jemand, ‚daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Turm haben.' Ich versetzte dagegen: ‚Es ist mir ebenso leid, diesen einen Turm nicht ganz ausgeführt zu sehn; denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Turmspitzen gesollt, sowie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.' Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner, munterer Mann an und fragte: ‚Wer hat Ihnen das gesagt?' — ‚Der Turm selbst', versetzte ich, ‚ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimnis zu gestehn.' — ‚Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet', versetzte Jener; ‚ich kann es am besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv die Originalrisse, welche dasselbe besagen und die ich Ihnen zeigen kann.'" Der freundliche Mann, der ihm diese Auskunft erteilte, war der Orgelbauer und Altertumsforscher J. A. Silbermann, den er in späteren Briefen an Salzmann erwähnt und — erst jetzt oder nochmals? — um Kopien des Fundaments und des großen Risses bitten läßt. Auch in seinem Erwin-Hymnus ist Goethes Entdeckung des „fünfgetürmten Hauptschmuckes, den er dem Bau bestimmte", übergegangen. Vielleicht ist auch dieses niedliche Intermezzo auf dem kleinen Landhause erfunden oder doch mit Hilfe späterer Reminiszenzen poetisch ausgeschmückt. Sein tieferer Sinn liegt darin, daß es Goethe nochmals drängte, auf den ehrwürdigen Bau und seinen Turm, dem er „so viel Neigung erwiesen" und der ihm darum sein „offenbares Geheimnis gestand", zurückzukommen. Er hat ihm diese Liebe bewahrt. Als er vier Jahre später aus der Schweiz, deren Höhen ihm einst auf dem Odilienberge, weil er sie noch nicht erreichen konnte, ein so

schmerzliches Gefühl zurückließen, nach Hause eilte, „vaterlandwärts, liebwärts" — gepeitscht von der Leidenschaft für Lili, führt ihn sein Weg über Straßburg, das er auch auf der Hinreise schon berührt hatte. Beide Male, im Mai und im Juli, verbrachte er einige Tage im Zusammensein mit alten Freunden, besonders mit Lenz. Mit ihm bestieg er den Münsterturm — in dessen Pyramide und Wendeltreppe auch im nächsten Jahre sein Name eingemeißelt wurde — und auf der Plattform warf er einen Teil des Aufsatzes: „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" auf das Papier. Wieder sind es, wie in seinem ersten Hymnus „Von deutscher Baukunst", dithyrambische und „poetisch lallende" Ausrufe, unmittelbare Ergießungen eines übervollen Herzens, womit er seiner Begeisterung Luft macht. Er kleidet diese „Wallfahrt" in sakrale Formen und gliedert sie in Abschnitte, die er mit „Vorbereitung" und „Gebet" und „Stationen" bezeichnet, indem er, Lenz hinter sich zurücklassend, im Turme des Münsters immer höher emporsteigt. Auch im Alter hat sich Goethe wieder zur vaterländischen Baukunst bekannt. Nachdem er durch Sulpiz Boisserée im Jahre 1811 von neuem für sie interessiert und gewonnen worden, hat er im nächsten Jahre in seiner Biographie teils aus Freude, daß „sein leidenschaftliches Vorausergreifen", seine jugendlichen Träume durch die Bemühungen des Freundes verwirklicht wurden, teils aus Reue, daß er „den Wert dieser Gebäude nachher ganz aus den Augen verloren", diesen gemischten Gefühlen Ausdruck gegeben und das Motto des zweiten Teiles von „Dichtung und Wahrheit": „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" gerade durch die liebevolle Schilderung des Straßburger Münsters und die daran geknüpften Betrachtungen erklärt und bekräftigt.

Es wäre jedoch ein Irrtum, zu glauben, daß Goethe, als er Straßburg in der zweiten Hälfte des August verließ, einzig und allein von diesem „gotischen" Ideale erfüllt gewesen sei; denn sehr bedeutsam steht am Ausgang des elften Buches, das seine Elsässer-Erinnerungen abschließt, der Bericht über den Besuch des Antikensaales in Mannheim. Auf der Rückreise beeilt er sich, „mit größter Begierde" dieses vielgerühmte Museum, das Karl Theodor im Jahre 1767 im Schlosse zur Unterbringung der Düsseldorfer Abgüsse hatte einrichten lassen, zu besichtigen, hatte er doch in Leipzig gar wenig und in Dresden nichts von Nachbildungen der Antike zu sehen bekommen. Mit Entzücken betrachtet er in dem hohen, fast kubischen Saale den Wald von Statuen und weidet seine Augen besonders an dem Apoll von Belvedere, dem sterbenden Fechter, der Gruppe von Kastor und Pollux sowie des Laokoon, in dessen Anblick versunken, er die berühmte Streitfrage über den Grund seines Nichtschreiens zu entscheiden sucht. Hier, in Mannheim, liegen die Wurzeln seines späteren, klassischen Aufsatzes „Über Laokoon". Auch von antiker Architektur erhält er einen Vor-

geschmack. Wie er berichtet, fing vor einem Akanthuskapitäl des römischen Pantheon sein „Glaube an die nordische Kunst etwas zu wanken an". Wir erblicken ihn demnach, was die bildende Kunst betrifft, in einem Zwiespalt, der aber erst jetzt, in Mannheim und wohl auch hier nur vorübergehend, zutage tritt. Wie er schon gleich zu Beginn seines Straßburger Aufenthaltes durch die Raffaelschen Tapeten gefesselt war, dann in Niederbronn und in Schöpflins Museum an den Überbleibseln des Altertums sich begeistert hatte und auch die „Ephemerides" wiederholt sein Interesse für die Antike bezeugen, so spricht er noch in seinem ersten Erwin-Hymnus von ihren „mächtigen Resten" und „herrlichen Trümmern". Die Freude an der im Münster verkörperten Kunst vertrug sich mit der Bewunderung der Antike in der schönheitsdurstigen Seele des Jünglings ebenso gut, wie Homer neben Shakespeare und Ossian.

In seiner eigenen Dichtung aber, die in Straßburg wurzelt und, durch diesen fruchtbaren Boden genährt, von nun an ihre ersten echten, unverwelklichen Knospen und Blüten treibt, herrscht nur ein einziger Zug: der deutsche. Sie wird von dem Genius geleitet, zu dem er sich nach der Irrfahrt und dem vergeblichen Suchen seiner Leipziger und Frankfurter Jünglingsjahre in übermächtigem Drange gerettet hat, von dem Geist heimatlicher Natur und Geschichte. Er verschmäht alle seine bisherigen Muster und macht sich von ihrem Gängelbande frei. Dichter wie Wieland, in dessen Spuren er so andächtig gewandelt, Künstler wie Oeser, der so bedeutend auf ihn gewirkt, können ihm jetzt nichts mehr gelten. Ihre tändelnde Weise, mochte sie auch noch so anmutig sein, bestrickte ihn nicht mehr. Er bedurfte nahrhafterer Speise und frischerer Quellen, als diese Nachahmer der Alten seinem lechzenden Gemüte darboten. Er stieg zu den großen Originalen selbst hinab. Nur das wahre, ursprüngliche Genie konnte seinem eigenen Genius genügen. Von diesen Idealen geleitet, findet er sich auf den Weg der Natur gewiesen und erkennt auf diesen Pfaden sich selbst und seine eigene Kraft. Seiner Brust geheime, tiefe Wunder beginnen sich zu öffnen. Nur was er im Innersten seines Herzens gefühlt hat, spricht er aus; nur was erlebt hat, dichtet er. Und was hat er in Straßburg erlebt! Vor allem eine erschütternde Liebe. Aus dem launischen Verliebten, dem galanten Schäfer an der Pleiße, der in spielerischer Anakreontik seine kunstvollen, wohlerdachten Verse drechselte, ist der Sohn der Natur, der wilde Knabe geworden, der von Leidenschaft durchbebt, dem heißen Drang seines stürmischen Herzens folgt und ungekünstelt und unvermittelt, wie es ihm seine Empfindung eingibt, die von der Phantasie beflügelte Sprache der Kraft und Einfalt spricht. Er weiß nun, was den Dichter, den wahren, originellen Poeten macht: Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz! Wie im Volkslied wird ihm alles zur Anschauung, zum Bild. Selbst das Reich der Natur

beseelt sich ihm, sein eigener erregter Zustand setzt sich in leidenschaftliche Handlung um. Hatte er in den Leipziger Liedern mit der Wandelbarkeit seiner Gefühle Scherz getrieben, so wird im Sesenheimer Liederbuch, im „Heidenröslein“ die Werbung und Untreue des stürmischen Knaben zu einem symbolischen Vorgang von elementarer Tragik verdichtet. Während er dort als „Hirte“, „in der Hütte“, beim Scheine „Lunas“ und unter dem Säuseln „Zephirs“ die Liebste umschwärmt und sich in eingebildeten, erlogenen Gefühlen ergeht, wird ihm in „Willkommen und Abschied“ das wirkliche Erlebnis zum Drama, worin er die äußere Natur in lebendigste Beziehung setzt zu seinem Innern. Er schildert nicht mehr müßige Träume, sondern seine Schicksale; er putzt nicht mehr verbrauchte Figuren mit erborgter Mythologie und falschen Kostümen auf, sondern er nährt seine dichterischen Schattengebilde mit seinem eigenen Herzblut. Die ausgelebten Formen und Motive der Anakreontik sind verlassen, und da, wo er, wie in dem Gedicht „Mit einem gemalten Bande“, auf sie zurückgreift, junge Frühlingsgötter und den Zephir beschwörend, wandelt er sie um und füllt sie mit neuem, feurigem Gehalte und belebt das zierliche Spiel der Phantasie durch den tiefen Ernst seiner Leidenschaft. Zur Einfachheit der Natur hat sich seine Muse gewandt, sein Dichterauge war gesundet beim Anblick echter Menschen und unverdorbenen Lebens. Erst in Sesenheim erfährt er das wahre Glück eines Idylls, das er dereinst nur in einem phantastischen Schäferleben sich zurecht gemacht hatte, erst dort den wahren Schmerz einer Leidenschaft, die er sich ehemals nur vorgespiegelt. Erst in Straßburg findet er auch die Führer, die mit dem Ernst ihres Daseins und der Erkenntnis ihrer Aufgaben auch ihm sein Ziel zu zeigen vermögen. Der närrische Behrisch und der würdige Salzmann, Gellert und Herder — welche Gegensätze und welcher Fortschritt! Und auch die „akademische Horde“, wie unterscheidet sie sich durch ihr kongeniales Verständnis, die Tüchtigkeit ihres Strebens von der Frivolität und dem Leichtsinn des Leipziger Kreises! Jetzt erst empfindet Goethe „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft“, und diese tieferen, reiferen Gefühle entbinden die Kraft des derben, schlichten Ausdruckes. Sie tragen sich von selber vor. Mit gesammeltem Blick schaut nun Goethe um sich her und in sich hinein. Überall wird es um ihn lebendig. In seiner Seele sprießen, wie in einem frisch gepflügten Erdboden, Keime auf, die der Gestaltung entgegenharren. Die Ephemeriden bezeugen sein eifriges Studium der deutschen Geschichte, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Das Faustrecht dieser Zeit ist ihm ganz anschaulich geworden. In Pütters Handbuch der deutschen Rechtshistorie hatte er die Spuren einer höchst merkwürdigen Selbstbiographie gefunden, der er dann später, in Frankfurt, nachging, der „Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen“, herausgegeben von Franck von Steigerwald. Ein ritterlicher Selbsthelfer, ein

wohlmeinender Mann in wilder, anarchischer Zeit — diese Gestalt mußte in der Phantasie und im warmen Herzen des jungen Stürmers Wurzel fassen und sich neben dem „Cäsar" behaupten, ja der deutsche Held mußte bald den Römer verdrängen. Schon Ende November 1771 schreibt er dem getreuen Salzmann, daß er die Geschichte eines der edelsten Deutschen dramatisiere und das Andenken eines braven Mannes rette. Er sprengt damit alle bisherigen Fesseln der deutschen dramatischen Kunst. „Durch die fortdauernde Teilnahme an Shakespeares Werken", so berichtet er selbst, „hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung angemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte." Deutlich verspüren wir in der Zigeunerszene, in den eingestreuten Gesängen die Wirkung seiner Beschäftigung mit der Volkspoesie. Aber weit mehr verdankt sein Drama dem großen Briten: die Fähigkeit, Leben und Menschen zu gestalten. Das große Jahrhundert der Reformation mit allen seinen Typen und Ständen, mit seinen Bauern, Soldaten, Rittern, Geistlichen wird uns gegenwärtig. Der Held selbst ein ganz lebendiger, individueller Mensch. Und in Adelheid eine Flamme dämonischer Leidenschaft, eine Sinnenglut, wie sie die deutsche Poesie noch nie geschaut hatte, eine Gestalt, die unmittelbar von Shakespeare herkam. Und stets fühlen wir aus diesem treuen Gemälde einer verklungenen Zeit, die in ihren geistigen, sozialen und politischen Strömungen doch so viele Züge mit des Dichters Jahrhundert gemein hatte, dessen eigenen Herzschlag heraus: das Streben nach Natur und Freiheit. So bietet Goethe im „Götz" seiner Nation ein Spiegelbild der Gegenwart. Daher auch der stürmische Erfolg seiner Dichtung, die ihn mit einem Schlage berühmt machte und als den erkennen ließ, der er war: der geistige Befreier seines Volkes, der Genius, der dessen tiefste Gefühle und Wünsche in einer Sprache von unerhörter Gewalt und nie geschauter Farbenpracht offenbaren sollte. Eine Revolution kündigte sich hier an, die — über den Wust und die Öde zweier Jahrhunderte hinweg — an die stärksten Wurzeln deutscher Kraft anknüpfte und deutsche Eigenart in neuen Formen und Werten wieder zur Geltung brachte. Und nicht lange mehr sollte es dauern, bis das junge Genie auch der anderen Seite deutschen Wesens, dem tiefen weichen Gefühl, der träumerischen Insichselbstversenkung des germanischen Volkes zum vollen Ausdruck verhalf, jener Empfindsamkeit, die sich in Goethes Jungmannesjahren bis zur nationalen Krankheit steigerte: Er hält in den „Leiden des jungen

Werther" auch hier seiner Zeit den Spiegel vor und zeigt ihr den Abdruck ihrer Gestalt. Der volle Strom dieser Herzenssprache, diese tiefen Klänge, diese hochfliegenden Gedanken des melancholischen, deutschen Hamlet — sie alle weisen auf die Straßburger Periode als ihren Ursprung zurück. Und mehr noch als der „Götz" und „Werther" das Werk, das den Dichter von der Jünglings-



Goethe-Denkmal zu Straßburg

zeit bis in sein höchstes Greisenalter begleiten sollte und dessen unerschöpflicher Geistes- und Gemütsinhalt gespeist wurde von allen tiefsten Erfahrungen seines überreichen Lebens: der „Faust". Wohl steht in Frankfurt, im Elternhause, die Wiege dieser persönlichsten und deutschesten aller Dichtungen Goethes; aber erst zu Straßburg, an Frankreichs Grenze, entfaltete sie sich in ihrer einzigen Eigenart. Erst hier empfing sie ihre singulare Form und begann sich in jenen

vereinzelten Bildern, nach Hans Sachsens Weise und in den so lange verachteten deutschen Rhythmen dieses Poeten auszuwirken, in jenen lose und doch so tief-innerlich verbundenen kleinen Gemälden, die in der epischen Kompositionsart der Germanen das glühendste dramatische Leben atmen. Herder, Friedrike und er selbst, der Straßburger Schüler, „unendlich zerstreut", immer unbefriedigt und ruhelos weiterstrebend, das sind die Elemente, die die „wunderschöne Stadt" in den Jahren 1770 und 1771 unserer größten Dichtung zuführte. Goethe erlebt die Tiefe und den Weitblick eines neuen Magiers, die tragische Liebe eines Volkskindes und er erlebt sich selbst. Erst damit ist der Faust, die alte deutsche Sagenfigur, aufs neue geboren. An Frankreichs Grenze, in einer Provinz, die ehemals zu den deutschesten aller deutschen Lande gehörte, ereignet sich diese Wiedergeburt. Goethe machte das Elsaß und Straßburg mit dieser Tat und mit seiner unvergänglichen Schilderung der Erlebnisse, die er dort erfuhr, zu unserem geistigen Besitze, ein volles Jahrhundert, bevor deutsche Waffen das herrliche Gebiet wieder dem neu erstandenen Deutschen Reiche einverleibten.



Übersicht über die wichtigste Literatur

Goethes Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Berlin o. J., Gustav Hempel.

Der junge Goethe. Neue Ausgabe, besorgt von Max Morris. Erster, zweiter und dritter Band. Insel-Verlag, Leipzig 1909 und 1910.

Ephemerides und Volkslieder von Goethe, deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Band 14, herausgegeben von E. Martin, Heilbronn 1883.

Rich. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang. Halle, Max Niemeyer 1894.

Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 10. Auflage. Berlin, Weidmann 1905.

Herman Grimm, Goethe-Vorlesungen. 5. Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz 1894.

Albert Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. 18. Auflage. München, C. H. Beck 1909.

Albert Bielschowsky, Friederike und Lili. Fünf Göthe-Aufsätze. München, C. H. Beck 1906.

Erich Schmidt, Charakteristiken. Berlin 1886.

Herm. Dechent, Goethes Schöne Seele, Susanna Katharina v. Klettenberg. Gotha, Perthes 1896.

August Stöber, Der Aktuar Salzmann. Mülhausen, J. P. Rißler 1855.

August Stöber, Joh. Gottfr. Röderer und seine Freunde. 2. Auflage. Kolmar 1874.

A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786. 2. Auflage. Weimar 1857.

H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Stuttgart 1852.

Ph. Ferd. Lucius, Friederike Brion von Sessenheim. 2. Auflage. Straßburg, Heitz 1878.

J. Leyser, Goethe zu Straßburg. Neustadt a. H., Gottschick-Witter 1871.

F. Näke, Wallfahrt nach Sesenheim. Berlin 1840.

Fr. Götz, Geliebte Schatten. Mannheim 1858.

P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim (1752—1813). Berlin 1884.

J. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Straßburg, Heitz 1878.

J. Froitzheim, Lenz und Goethe. Stuttgart 1891.

M. N. Rosanow, Jakob M. Reinhold Lenz. Leipzig 1909.

Jak. Mich. Reinh. Lenz, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz Blei. München und Leipzig, Georg Müller 1909.

Jung-Stillings Lebensgeschichte. Leipzig, Reclam.

Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner. Jena 1875.

Eugen Wolff, Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Oldenburg und Leipzig, Schulze o. J.

Christian Schmitt, Goethe im Elsaß. Frankfurt und Berlin 1910.

Hermann Ludwig, Straßburg vor hundert Jahren. Stuttgart, Frommann 1888.

Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer, Geschichte des Elsasses. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1886.

Aug. Schricker, Zur Geschichte der Universität Straßburg. Straßburg, C. F. Schmidt 1872.

E. v. Borries, Geschichte der Stadt Straßburg. Straßburg, K. J. Trübner 1909.

A. Seyboth, Das alte Straßburg. Heitz 1890.

Straßburg und seine Bauten. Straßburg, K. J. Trübner 1894.

J. Euting, Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters. Straßburg, K. J. Trübner 1909.

Klassische Häuser in Straßburg, Feuilleton von J. Froitzheim, Straßburger Post vom 7. Juli 1889, Nr. 186, drittes Blatt.

Verzeichnis der Abbildungen

Inhaltsübersicht

